Der Sprachwart

Sprachregeln und Sprachsünden

als

Beiträge zur deutschen Grammatik
und Stilistik

von

Theodor von Sosnosky

Breslau
Verlag von Eduard Trewendt
1894.

Quellen.

1. Adelung, Johann Christoph. Neuestes vollständiges Handwörterbuch der deutschen Sprache. Mit Hinzufügung der wichtigsten Fremdwörter rc. Fünfte, mit 5000 Artikeln vermehrte Originalauflage. Wien, Ignaz Klang 1846.

2. Andresen, Karl Gustav. Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. Fünfte Auflage. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1887.

3. Dr. Becker, Ferdinand Karl. Der deutsche Stil. Neu bearbeitet von Dr. Otto Lyon. Dritte Auflage. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. 1884.

4. Keller, K. G. Professor am k. Lyceum zu Ludwigsburg. Deutscher Antibarbarus. Beiträge zur Förderung des richtigen Gebrauches der Muttersprache. Zweite, nach dem Tode des Verfassers von Gustav Hauff neu bearbeitete Auflage. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1886.

5. Dr. Sanders, Daniel, Professor. Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache. Große Ausgabe. Dreizehnte vermehrte Auflage. Berlin, Langenscheidt. 1882.

6. Dr. Seemüller, Joseph, k. k. Gymnasiallehrer und Universitätsdozent. Die Sprachvorstellungen als Gegenstand des deutschen Unterrichts. Zugleich Kommentar zu den neuen Instruktionen für den deutschen grammatischen Unterricht in der 6. Gymnasialklasse. Wien, Alfred Hölder. 1885.

7. Dr. Weigand, Friedrich Ludwig Karl. Deutsches Wörterbuch. Zweite, verbesserte und ver-

mehrte Auflage (Vierte Auflage von Friedrich Schmitthenners kurzem, deutschen Wörterbuch). Gießen, J. Ricker. 1873.

8. Dr. Willomitzer, F. k. k. Professor. Deutsche Grammatik für österreichische Mittelschulen. Nebst einem Anhang, enthaltend die Grundzüge der deutschen Prosodik und Metrik und eine Einführung in ein höheres Verständnis der Lautlehre und Formenbildung. Vierte verbesserte Auflage. Wien, Manz. 1885.

9. Dr. Wustmann, Gustav, Stadtbibliothekar und Direktor des Ratsarchivs in Leipzig. Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1891.

Schließlich sei hier noch meine eigene Arbeit erwähnt, aus der ich viele Beispiele in dieses Buch herübergenommen habe. Sie heißt: Sprachsünden. Eine Blütenlese aus der modernen deutschen Erzählungslitteratur. Breslau, Eduard Trewendt. 1890.

Vorwort.

Die Aufgabe dieses Buches wird schon durch seinen Titel angedeutet. Es soll nicht wie meine ältere, „Sprachsünden" genannte Arbeit nur zeigen, wie man nicht schreiben, sondern auch wie man schreiben soll: es enthält nicht nur Sprachsünden, sondern auch Sprachregeln.

Aber nicht nur darin unterscheiden sich die beiden Arbeiten: während die ältere sich zum weit größern Teile mit der Syntax und namentlich mit der Stilistik beschäftigt, der Formenlehre aber nur wenige Seiten widmet, ist dieser im „Sprachwart" etwa der vierte Teil des ganzen Buches zugewiesen.

Wie aus dem Verzeichnis der Quellen hervorgeht, aus denen ich geschöpft, habe ich mich der hervorragendsten Werke bedient, die diesen Gegenstand behandeln. Das, worin diese Werke übereinstimmen, habe ich gewöhnlich als allgemein gültig hingestellt, aber nicht, ohne es zu erwähnen, falls ich selbst anderer Ansicht bin.

Ganz besonders ist mir darum zu thun gewesen, den reichen und verschiedenartigen Stoff möglichst übersichtlich zu ordnen und in ein streng logisches System zu bringen, zumal da mir scheint, als ob die andern derartigen Werke in dieser Hinsicht manches zu wünschen übrig ließen.

Diese Aufgabe gewissenhaft durchzuführen, war überaus mühsam und zeitraubend. Wiederholt gab ich mich nach reiflichem Erwägen der Hoffnung hin, alles sei in Ordnung; aber immer stellten sich mir neue Schwierigkeiten in den

Weg, und ich mußte mein System wieder ändern, wenn es nicht zum Prokrustesbette werden sollte. Endlich gelangte ich zu der Einteilung, die das Buch jetzt hat, und die, wie ich glaube und hoffe, streng logisch und übersichtlich ist.

Den Sprachgebrauch habe ich in meiner Arbeit vielleicht mehr berücksichtigt, als es sonst zu geschehen pflegt. Meiner Ansicht nach soll man aber darnach trachten, die Schriftsprache der Umgangssprache so nahe zu bringen, als es eben angeht. Sie ganz einheitlich zu machen, ist freilich nicht möglich.

So zu sprechen, wie gewöhnlich geschrieben wird, also in umfangreichen Satzgefügen, mit zahlreich eingestreuten dieser und jener, derselbe und welcher, oben erwähnt und unten folgend, kurz im sogenannten „papiernen Stile": das ist ganz undenkbar.

Ebensowenig geht es aber auch an, so zu schreiben, wie man spricht, denn dies thut man meist in abgerissenen Sätzen, die man nicht lange überdenkt und oft gar nicht zu Ende führt, entweder weil man voraussetzt, daß man auch so verstanden werde, oder weil man unterbrochen wird. Obwohl man also weder so sprechen kann, wie man schreibt, noch so schreiben, wie man spricht, so ginge es doch ganz gut, so zu schreiben, wie man sprechen könnte, wenn man sich die dazu nötige Zeit und Mühe nähme und nicht gestört würde, und wie man auch thatsächlich spricht, wenn man einen Vortrag oder eine Rede hält.

Betreffs der Fremdwörter kann ich in das unduldsame Verdammungsurteil, das die Grammatiker über sie zu fällen pflegen, nicht einstimmen.

Die Fremdwörter aus der Umgangssprache entfernen zu wollen, hieße gegen Windmühlen kämpfen. Sie werden dank dem Trägheitsgesetze der Gewohnheit daselbst immer fortbestehen. Jeder Gebildete wird so sprechen, wie er es von Kindheit an gewohnt ist, und da die Fremdwörter in der Sprache der höhern Stände allgemein eingebürgert sind, so wird er sie auch gebrauchen.

Die Fremdwörter gehören, vielleicht nicht mit Recht, aber in der That, mit zu den Freimaurerzeichen der

Gebildeten; vorausgesetzt selbstverständlich, daß sie in richtiger Form und Aussprache, mit Maß und am passenden Ort angewendet werden.

Dagegen ist es natürlich geschmacklos, den Gebrauch von Fremdwörtern zu übertreiben, wie es manche Leute, namentlich Gelehrte, zu thun pflegen, um mit ihrem Wissen zu prunken; und geradezu lächerlich ist es, sie zudem falsch anzuwenden und auszusprechen, wie man es besonders Emporkömmlingen nachsagt.

Anders verhält es sich in dieser Beziehung mit der Schriftsprache. Man ist berechtigt, von ihr eine sorgfältigere Auswahl der Ausdrücke zu verlangen und somit auch deutsche Wörter statt der fremden, sofern sie wirklich geläufig und nicht fremder sind als die fremd genannten.

Das Bestreben, die deutsche Sprache von den Fremdwörtern zu befreien, ist denn auch bis zu einem gewissen Grade berechtigt, aber es ist in eine kindische, lächerliche Sucht ausgeartet, die in blinder Wut alle Fremdwörter hinausfegen möchte, ohne die Spreu vom Weizen zu sondern.

Die Wörter, die den Ersatz dafür bilden sollen, sind allerdings deutsch, verdienen jedoch nicht selten weit eher Fremdwörter genannt zu werden als die heimisch gewordenen Ausdrücke fremder Sprachen.

Gar albern ist es, daß die Herren Puristen — doch diese Bezeichnung dürfte ihnen als Fremdwort ein Greuel sein! — daß sich also die Herren Sprachreiniger bei Erzählungen und Dramen auch über solche Fremdwörter ereifern, die der Autor nicht selbst gebraucht, sondern seinen Personen in den Mund legt. In ihrer blinden Wut vergessen sie ganz, daß sich die Leute in der Erzählung und im Drama doch so ausdrücken sollen, wie im wirklichen Leben gesprochen wird. Da dies aber, wie die Sprachreiniger ja selbst behaupten, unter häufiger Anwendung von Fremdwörtern geschieht, so ist es nur ganz folgerichtig, wenn im Roman und auf der Bühne ebenso gesprochen wird.

Die Verdeutschungs-Fanatiker gehen in ihrer gedankenlosen Unduldsamkeit so weit, selbst die zahllosen Fachausdrücke fremder Herkunft entfernen und durch deutsche,

mühsam erklügelte und meist ganz unzureichende ersetzen zu wollen. Sie bedenken nicht, daß sie damit den internationalen Geistesaustausch hemmen würden. Will z. B. ein französischer oder englischer Arzt ein deutsch geschriebenes Werk seiner Wissenschaft lesen, ohne jedoch dieser Sprache ganz mächtig zu sein, so werden ihm die zahlreichen lateinischen und griechischen Fachausdrücke das Verständnis unendlich erleichtern. Stünden aber an ihrer Stelle, lauter deutsche, zudem meist künstlich geschaffene und darum unzulängliche Bezeichnungen, so würde ihm die Lektüre bedeutend erschwert, ja wahrscheinlich ganz unmöglich gemacht werden.

Wohl in allen Weltsprachen sind die wissenschaftlichen Fachausdrücke lateinisch oder griechisch, nur mit den entsprechend angepaßten Endungen. Warum sollte die deutsche Sprache hierin eine Ausnahme machen? In diesem Falle wäre der Nationalstolz sehr übel angebracht!

Damit habe ich über die Fremdwörter gesagt, was mir zu sagen nötig scheint.

Auch was die Beispiele betrifft, die meine Arbeit erläutern sollen, habe ich ein wenig gegen den Brauch gehandelt. Ich habe sie nämlich zum größten Teile nicht, wie es gewöhnlich geschieht, den Zeitungen entnommen, sondern der modernen Erzählungslitteratur. Nicht nur darum, weil ich mit dieser berufsmäßig zu thun und stets eine große Auswahl ihrer Schöpfungen zur Verfügung habe, sondern auch, weil es mir so angemessen scheint.

Meiner Ansicht nach thut man nämlich nicht wohl daran, die Zeitungen fast allein als Stilverderber anzusehen und immer gerade ihre Sprachsünden an den Pranger der Öffentlichkeit zu stellen.

Ich will damit nicht etwa behaupten, daß sie in dieser Hinsicht schuldlos seien, ja ich gebe unbedingt zu, daß sie, weil sie mehr gelesen werden als alles andere, viel zur allgemeinen Sprachverderbnis beitragen: aber man erwäge nun auch, mit welcher Hast sie geschrieben werden, geschrieben werden müssen; man sehe nur das Riesenformat an, das einigen Zeitungen eigen ist, wie z. B. der „Kölnischen Zeitung“ oder den „Hamburger Nachrichten“, und bedenke

nun, daß diese wörterverschlingenden Spalten in wenigen Stunden gefüllt sein müssen, daß alles, was heute abend geschieht, morgen früh schon schwarz auf weiß, und wenn möglich, in allen Einzelheiten, dazustehen hat.

Darf man unter diesen Umständen von einem Journalisten verlangen, daß er in seinen so zu sagen mit Dampf geschriebenen Artikeln die Worte wäge und den Stil feile? Ein guter Stil braucht Zeit, viel Zeit; die aber hat der Tagesschriftsteller nicht, und so darf man sich weder darüber wundern, noch ihm einen schweren Vorwurf machen, wenn er mitunter eine Sprachsünde begeht.

Und im Verhältnis zu der Hast, mit der diese Leute schreiben müssen, ist das nicht einmal so oft der Fall, wenigstens nicht in solchen Artikeln, an die man höhere Ansprüche stellen darf.

Die meisten und sonderbarsten Stilblüten trifft man wohl in den Lokalberichten und in Winkelblättchen, also dort, wo gewöhnlich nur Handlanger der Litteratur die Feder führen.

Diese Stilblüten zu sammeln, überlasse ich den Witzblättern, von denen einige diesem Sport mit großem Eifer obliegen und damit eine Rubrik schaffen, die oft sehr ergötzlich zu lesen ist.

Infolge ihres großen Zeitmangels und wohl auch etwas aus Bequemlichkeit haben sich die Tagesschriftsteller einen gewissen Vorrat an Wörtern, Wendungen und Phrasen aufgespeichert, um im Falle des Bedarfes das Nötige sofort zur Hand zu haben. Dieser Vorrat hat sich allmählich vergrößert und ist zum Gemeingute der ganzen deutsch schreibenden Journalistik geworden. Es ist der sogenannte Zeitungsstil. Man kann ihn zwar nicht gut heißen, aber man muß ihn entschuldigen.

Ich habe den Zeitungen darum fast nur solche Beispiele entnommen, die durch hastige Arbeit nicht entschuldigt werden und für den Zeitungsstil typisch sind, wie z. B. die Inversion des u n d und die attributive Stellung des prädikativen Adjektivs.

Daß ich das Wiener „Fremdenblatt" häufiger angeführt habe als die andern Zeitungen, ist nicht etwa so auszulegen, als ob gerade dieses Blatt schlechter geschrieben

wäre: der Grund liegt darin, daß ich es am regelmäßigsten zu lesen pflege.

Ganz anders verhält sich's mit der Erzählungslitteratur. Von einem Erzähler ist man vollauf berechtigt, zu verlangen, daß er sein Werk sorgfältig prüfe und feile, ehe er's der Öffentlichkeit als Buch übergiebt; er hat wahrlich genug Muße hierzu, denn bevor es in dieser Form erscheint, gelangt es fast immer in einer Zeitung zum Abdruck.

Für die Erzählungslitteratur giebt es also, sofern sie Buchform hat, keine Entschuldigung, wenn sie Sprachsünden begeht. Darum habe ich hier auch nur solche Erzählungen in Betracht gezogen, die als Bücher erschienen sind. Eine Ausnahme habe ich nur bei der Novelle „Unterm Nußbaum" von Hermann Conradi gemacht, auf die ich ihrer Ungeheuerlichkeiten halber nicht gern verzichtet hätte.

Wer nun etwa glaubt — und das thun gewiß viele —, daß die Sprachverderbnis in der Erzählungslitteratur geringer sei als in der Presse, der ist in einem schweren Irrtum befangen, denn sie ist mindestens ebenso arg, vielleicht sogar ärger, jedenfalls aber sträflicher, auch wenn man davon ganz absieht, daß keine Milderungsgründe für sie sprechen.

Nicht genug damit, daß die Erzähler eine erstaunliche Unkenntnis der stilistischen und grammatischen Regeln und zudem die denkfaule Flüchtigkeit von Schulknaben an den Tag legen: einige von ihnen gefallen sich sogar darin, die Gesetze der Sprache zu verletzen, und glauben damit einen Beweis geistiger Selbständigkeit und sprachgewaltiger Eigenart zu erbringen. Sie sind in ihrer Originalitätssucht der unglaublichsten sprachlichen Unthaten fähig. Das gilt z. B. von Wilhelm Jensen, P. K. Rosegger, besonders aber von jener pöbelhaft lärmenden Schar moderner Stürmer und Dränger, die man unter der Bezeichnung „Jüngstes Deutschland" zusammenzufassen pflegt.

Diesen überaus zahlreichen individuellen Sprachsünden habe ich mein besonderes Augenmerk zugewendet, was mir um so mehr geboten scheint, als sie in den

Stilbüchern gar nicht, in Bücherbesprechungen nur wenig beachtet werden.

Auf ein Werk, das in dieser Hinsicht reichen Stoff bietet, habe ich leider verzichten müssen, auf Wilhelm Jordan's Roman „Zwei Wiegen". Ich habe es vor längerer Zeit einmal zu lesen bekommen und dabei gesehen, daß es eine ungewöhnlich reichhaltige Fundgrube für Sprachsünden aller Art bietet, habe mir aber leider keine Notizen gemacht. Seither ist mir das Buch nicht mehr in die Hände gekommen, und wenn man wie ich so viele unerquickliche Bücher lesen muß, so hat man wahrlich keine Lust, etwas Derartiges zu seiner Privatlektüre zu machen, zumal wenn es wie Jordan's Buch zwei dicke Bände hat.

Ich bedauere das Fehlen dieses Werkes um so mehr, als Jordan für einen sprachgewaltigen Dichter und gleich einigen andern Berühmtheiten für unantastbar gilt, was ich anläßlich der Besprechung der „Sprachsünden" zu ererfahren Gelegenheit hatte.

Für die Kritik darf es aber meiner Ansicht nach kein „noli me tangere" geben. Wenn sie den einen Schriftsteller nur darum nicht anzutasten wagt, weil er berühmt, den andern aber unbarmherzig zerreißt, weil er es nicht ist, so macht sie sich damit erbärmlicher, feiger Liebedienerei schuldig. Für sie soll der Name eines Autors wirklich Schall und Rauch sein. Ein schlechtes Buch bleibt schlecht, ob es nun Friedrich Spielhagen oder Hermann Conradi zum Verfasser hat. Das Sprichwort „Quod licet Jovi non licet bovi", das mir in einer Besprechung der „Sprachsünden" zugerufen worden ist, scheint mir in diesem Falle sehr übel angebracht zu sein, und ich antworte darauf gleichfalls mit einem Sprichworte: „Was dem einen recht ist, muß dem andern billig sein".

Die eben erwähnte Besprechung ist übrigens sehr wohlwollend gewesen, und das gilt mehr oder weniger von den meisten; doch hat es auch natürlich nicht an Stimmen gefehlt, die mir Schulmeisterei und Pedanterie vorwarfen.

Einer dieser Rezensenten hat sich über die günstige Aufnahme meiner Arbeit weidlich geärgert und mir das sehr deutlich zu verstehen gegeben.

Daran wäre nun gewiß nichts Besonderes. Dieser Herr that aber etwas, was ich auch nicht im entferntesten für möglich gehalten hätte: er erklärte nämlich Ausdrücke wie: „Im nackten Hemde“ und „Sie sah aus wie ein Kuß“ für poetisch und nannte mich verständnislos, weil ich sie als Unsinn getadelt hatte.

Ich glaubte, mich gegen diesen unerwarteten Vorwurf verteidigen zu müssen, und suchte jenem Herrn in einem offenen Brief an die Redaktion seiner Zeitschrift die Gründe meines Tadels begreiflich zu machen; ein Beginnen, dessen Erfolglosigkeit ich mir hätte denken können, denn wie durfte ich von jemand, der es wagt, offenkundigen Unsinn zu verteidigen, erwarten, daß er logischen Auseinandersetzungen zugänglich sein werde! Nun, er war es auch nicht und fertigte mich, wie er mit selbstgefälliger Genugthuung bemerkte, gehörig ab, wobei er eine seltene Verachtung der Logik bekundete.

Zum Schlusse seiner Strafpredigt gab er seiner Empörung darüber Ausdruck, daß man die deutschen Dichter von Leuten meiner Art „beschmutzen“ lassen müsse, und daß eine solche Missethat obendrein noch Beifall finde.

Ich bin natürlich darauf gefaßt, daß man auch dieses Buch in ähnlicher Weise angreifen und als das Werk eines nörgelsüchtigen, schulmeisterhaften Pedanten, als eine boshafte Verunglimpfung der deutschen Dichter verurteilen werde.

Ich glaube aber dennoch hoffen zu dürfen, daß es Leute geben wird, die mein Buch als das ansehen, was es sein soll: als einen Kämpfer gegen die Sprachverderbnis, als einen Warner vor bösen Beispielen und als Helfer und Berater in den Fällen des Zweifels, an denen die deutsche Sprache so reich ist, mit einem Wort: als Sprachwart.

Wien, den 9. April 1892.

Theodor von Sosnosky.

I.

Zur Bedeutung und Anwendung der Wörter

A. Allgemeine Schwankungen und Mißbräuche.

Ehe die Schwankungen und Fehler auf grammatischem und stilistischem Gebiete erörtert werden, sei derer auf lexikalischem gedacht.

Wenn die Bedeutung und Anwendung die Wörter im allgemeinen auch als bekannt vorausgesetzt werden darf, so ist auf diesem Gebiete doch einiges klar zu stellen, denn manche Wörter werden neben der richtigen Anwendung in einer Bedeutung gebraucht, die ihnen von rechtswegen nicht zukommt.

Nachlässigkeit und mangelnde Kenntnis haben bei manchen einander nahe stehenden Wörtern die Schranken, die sie trennen sollen, durchbrochen oder verschoben und dadurch eine Verwirrung angerichtet, die die ohnehin arge Unsicherheit der deutschen Sprache noch erhöht.

Dies gilt vor allem von den Wörtern als und wie.

Die willkürliche Verschiebung dieser zwei Partikeln ist fehlerhaft, weil jeder ein ganz bestimmter Wirkungskreis zugewiesen ist, innerhalb dessen sie allein berechtigt ist.

Als hat heutzutage zwei Bedeutungen: identifizierende und vergleichende, wie nur vergleichende.

Der Unterschied zwischen dem identifizierenden als und dem vergleichenden wie ist klar: jenes bezeichnet die völlige Übereinstimmung, die Identität zweier Begriffe, dieses nur die Ähnlichkeit; folgendes Beispiel soll das erläutern: „Er spricht als (ein) Priester" heißt so viel wie: er ist ein Priester und spricht seinem Stande ge-

mäß; „Er spricht wie ein Priester" dagegen sagt: er ist kein Priester, er spricht aber, als ob er einer wäre. Andresen führt bei dieser Gelegenheit das lehrreiche Beispiel an: „der Vater erträgt den Schmerz als Mann, die Mutter kann ihn wie ein Mann ertragen". Verwechselungen der beiden Partikeln dürften in diesem Falle nur selten vorkommen.

Der Unterschied zwischen dem vergleichenden als und dem vergleichenden wie ist der: ist das Ergebnis der Vergleichung zweier Begriffe negativ, so hat man als zu gebrauchen, ist es positiv: wie; jenes bezeichnet also der Verschiedenheit der verglichenen Begriffe, dieses die Gleichheit, jenes entspricht dem lateinischen quam, dem französischen que und dem englischen than, dieses dem lateinischen ut, dem französischen comme und dem englischen as. Als ist daher nach dem Komparativ, nach ander und nach Negationen zu setzen, wie in allen übrigen Fällen. Man sagt also: Asien ist größer als Amerika. — In Preußen spricht man anders als in Bayern. — Niemand weiß es als ich.

Es kann jedoch auch heißen: Niemand weiß es wie ich, in welchem Falle das wie jedoch nicht zum Komparativ gehört, sondern zum Verbum; der Sinn ist das erste Mal: niemand weiß es, nur ich, das zweite Mal: niemand weiß es so wie ich. So klar auch in diesem Falle die Grenzen für die Wirkungskreise der beiden Partikeln gezogen sind: sie werden dennoch immer verwischt und zwar zu Gunsten der Partikel wie, z. B.

„Dieselben sind aber viel kleiner wie bei uns".
(Sport.)

C. Haaß: „Und die Märzsonne blickte nicht weniger frühlingsmäßig wie damals durch die hellen, blanken Scheiben in die trauliche Stube hinein."
(Künstlerleben: Lorbeer oder Myrte.)

„Die gute Frau Senatorin hätte heute ruhiger wie je ihr Schläfchen . . . halten können."
(Ebenda.)

Friedrich Spielhagen: „So war Bruno ein Jüngling mehr wie ein Knabe."
(Problematische Naturen.)

Hermann Heiberg: „Niemand übte einen so großen Einfluß auf Grete aus wie er.“ (Todsünden.)

Adolf Bölsche: „Weiter wie bis an den Eingang der Dorfstraße kamen wir nicht.“ (Die Mittagsgöttin).

Ja sogar einem Sprachgelehrten ist es widerfahren, wie für als zu setzen. Keller schreibt:

„Bei ganz geringer Ausdehnung der Nebensätze sind solche Perioden nicht so sehr unverständlich wie rhythmisch anstößig.“

(Deutscher Antibarbarus.)

Selten wird als für wie geschrieben, was einst allgemein gebräuchlich war, jetzt aber als veraltet zu vermeiden ist. P. K. Rosegger thut es in dem Satze:

„Da huschte und lief und floh das Gesindel als unter einem Steine, den man aufhebt, die Käferbrut.“

(Der Gottsucher.)

In einem Falle aber hat sich das als in seiner ursprünglichen Bedeutung neben dem neuern wie erhalten: wenn dem Vergleiche nämlich ein so vorausgeht. Man kann daher nach Belieben sagen: so groß als du, oder: so groß wie du. Andresen freilich will das wie in diesem Falle nicht dulden, da es nur qualitativen Sinn habe, hier aber ein quantitativer Unterschied vorliege. Wenn dieses Bedenken auch nicht unbegründet ist, so bleibt es doch nur eine Theorie, die vom Sprachgebrauche gar nicht berücksichtigt wird.

Wenn zwei als, ein vergleichendes und ein identifizierendes, unmittelbar auf einanderfolgen, so setzt man für jenes die Partikel denn, die früher stets dort stand, wo jetzt als steht. Man sagt somit nicht: Napoleon war als Feldherr größer als als Mensch, sondern: .... denn als Mensch. Die Verbindung von als und wie, die in der Umgangssprache und Poesie häufig und im zweiten Falle auch oft ganz passend ist, soll in der Prosa ganz gemieden werden.

Bei weitem nicht so stark ausgeprägt als bei wie und als ist der Unterschied zwischen der und welcher, und darum fällt das Unterscheiden auch nicht so leicht, ja die meisten Schriftsteller unterlassen es vollständig, und selbst ein so hervorragender Grammatiker wie An-

dresen erkennt den Wert der Unterscheidung für die Praxis nicht an.

Keller und Becker-Lyon dagegen begrenzen den Wirkungskreis beider Wörter in folgender Weise:

Der sei das Relativ des Individuums und der Art, welcher nur das der Art, d. h. der könne immer gebraucht werden außer in den ganz bestimmten Fällen, die später erörtert werden; welcher dagegen nur dann, wenn bei dem Worte, auf das es sich bezieht, ein Korrelat steht oder doch ergänzt werden kann, wenn dem welcher also ein vorhandenes oder zu ergänzendes solcher entspricht. Folgende Beispiele mögen dies darthun:

Becker-Lyon: „Sie werden darum in der Rede durch eine Gliederpause geschieden, die beim Schreiben durch das Komma bezeichnet wird."

(Der deutsche Stil.)

In diesem Satze ist demnach die allein auf dem Platze, weil es sich um ein Relativ des Individuums handelt. Dagegen heißt es richtig welcher in folgendem Satze desselben Autors und Buches:

„Es streitet wider die eigentliche Bedeutung des Pronomens ‚welcher', es als Relativum in Adjektivsätzen zu gebrauchen, welche ein Attribut des Individuums ausdrücken."

Hier läßt sich zu dem Worte „Adjektivsätzen" „solche" ergänzen.

Wider seine eigene Regel schreibt Keller:

„Und abgesehen hiervon stehen die Israeliten, welche auf die Sprechweise der kaufmännischen Kreise und der Zeitungen ausgedehnten Einfluß üben . . ."

(Antibarbarus.)

Hier ist doch offenbar nicht eine bestimmte Art der Israeliten, sondern deren Gesamtheit gemeint, also gewissermaßen doch nur ein Individuum. Hier mögen noch einige Beispiele Platz finden, in denen für die entsprechenden Formen von der nach Becker-Lyon und Keller die von welche stehen sollten.

Felix Dahn: „Es war Elpides, der griechische Arzt, welcher berichtete." (Ein Kampf um Rom.)

Derselbe: „Die Tausende von Arbeitern, welche wohl wußten." (Ebenda.)

Gustav Freytag: „Als Hugibad den Jüngling erreicht hatte, welcher hinter einem Gebüsch seiner harrte." (Das Nest der Zaunkönige.)

Derselbe: „Die große Burg des Klosters, welche zweistöckig inmitten aller Höfe und Gebäude ragte." (Ebenda.)

Wie man sieht, ist es eine ziemlich heikle Sache die beiden Relativa auseinander zu halten, und man verlangte doch etwas zu viel, sollte jeder Schreibende das Relativ jedesmal auf die Wagschale legen, so oft es ihm unterkommt, und das ist sehr oft.

Man schreibe daher stets der statt welcher, ausgenommen jene Fälle, in denen welche stehen **muss** und die später erörtert werden. Der ist kürzer und lebendiger, denn welcher kommt thatsächlich fast nur in der Schriftsprache vor, verdient also die Bezeichnung „papieren", die ihm Wustmann gegeben hat. Dieser will von welcher überhaupt nichts wissen. Er schreibt darüber: „Kein Mensch spricht welcher, es wird immer nur geschrieben! Man beobachte sich selbst, man beobachte andre, stundenlang, tagelang, man wird das vollständig bestätigt finden. Es ist undenkbar, daß sich in freier, lebendiger Rede, wie sie der Augenblick schafft, das Relativum welcher einstellte; jedermann sagt immer und überall der, die, das. Es ist undenkbar, daß jemand bei Tisch sagte: Die Sorte, welche wir vorhin getrunken haben, oder: wir gehen wieder in die Sommerfrische, in welcher wir voriges Jahr gewesen sind." [1])

[1]) Bei dieser Gelegenheit macht Wustmann in einer Fußnote eine Mitteilung, die ihrer Drolligkeit halber hier wiederholt sei: „In wochenlanger Beobachtung ist es mir dreimal vorgekommen, daß jemand beim Sprechen welcher brauchte. Das eine Mal hörte ich's in einer Ansprache, die ein höherer Beamter hielt, und die sicher nicht einstudiert war. Aber der Mann hat den ganzen Tag Akten zu lesen, kein Wunder, daß er schließlich auch Akten spricht, und er spricht wirklich Akten. Der zweite Fall erschreckte mich anfangs etwas: ein schüchterner und höflicher junger Mann (wie sie heutzutage immer seltener werden), bat mich um ein Buch und fing seine Rede an: Können Sie mir nicht ein Buch empfehlen, in welchem u. s. w. Als ich mich aber in die Seele des Menschen versetzte, der

In einem Falle soll man nicht nur der gebrauchen, sondern muß es: im Genetiv Sing. Mask. oder Neutr., dessen Form bei welcher mit der des Nominativs Neutr. zusammenfällt. Man sagt demnach: Nicht jeder Autor, dessen Werke gepriesen werden, verdient es; welches zu sagen ginge nicht an.

Auch der Genetiv Sing. Fem. und der Genetiv Plur. von welcher sind an sich ungebräuchlich; in Verbindung mit Propositionen dagegen häufiger als die entsprechenden Formen von der. Z. B. Eine Brücke, unterhalb welcher; — Verfügungen, laut welcher.

Umgekehrt muß auch manchmal welcher für der eintreten. So wenn das Relativ mit einem Substantiv verbunden ist. Z. B.

Andresen: „Altweibersommer, welche Form Sanders ebenfalls gestattet."

(Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit.)

Ferner, wenn das Relativ mit den gleichlautenden Formen des Demonstrativs und des Artikels zusammentrifft. Man sage also nicht: Die, die die Rosen pflücken, sondern: Die, welche die Rosen pflücken, oder kürzer und besser: Die die Rosen pflücken, wobei das Demonstrativ ausgelassen ist.

Gleichfalls des Wohlklanges wegen müssen der und welcher wechseln, falls in einem Satzgefüge Relativsätze **verschiedenen** Grades vorkommen, **nicht** aber, wenn sie einander beigeordnet sind. Richtig schreibt Keller:

„Die Deutschen haben . . . eine zweite Blütezeit der Nationallitteratur vor hundert Jahren erlebt, in welcher die Klassiker hervorgetreten sind, deren Sprache für die Gegenwart auch größtenteils mustergiltig ist." (Deutscher Antibarbarus.)

Unrichtig dagegen ist:

„Das ist eine Romantik, welche Ladenjünglinge zu Thränen rührt, die aber so banal ist."

(Neue freie Presse.)

---

sich auto-didaktisch — aus Büchern — nachträglich eine gewisse Bildung angeeignet hat, begriff ich auch dieses welchem. Der dritte Fall stimmte mich nur heiter. Ein Friseurgehilfe hielt mir, während er mich unter der Scheere hatte, einen Vortrag über die Pflege der Kopfhaut, worin dreimal welcher vorkam! Natürlich war es die auswendig gelernte Gebrauchsanweisung zur Schwefelpomade."

Nicht ohne Schwierigkeit ist auch die Unterscheidung zwischen der und welcher einer- und wer anderseits.

Jene beiden beziehen sich auf ein Einzelwesen, dieses auf eine Gesamtheit.

Man sagt demnach nicht: jeder, wer das thut, sondern: jeder, der, oder weniger gut: welcher; und umgekehrt nicht: der oder welcher ihn kennt, muß ihn achten, sondern: wer ihn kennt. Wenn das Pronomen wie in diesem Falle vorangestellt ist, hat man jedoch einen sehr feinen Unterschied zu beachten. Er zeigt sich besonders scharf in folgender Bibelstelle, die Andresen darum als Beispiel anführt: „Wer nicht zur Thür hineingeht in den Schafstall, sondern steiget anderswo hinein, der ist ein Dieb und ein Mörder; der aber zur Thür hineingeht, das ist ein Hirte der Schafe.“ Das erste Mal bezieht sich das Pronomen auf eine unbestimmte Gesamtheit, das zweite Mal auf ein bestimmtes Einzelwesen.

Darum ist es auch, streng genommen, nicht richtig zu sagen: wer das gethan hat, wird's bereuen. Es ist ja nur **eine** Person gemeint. Einfacher ist die Unterscheidung zwischen das oder welches und was.

Wie wer bezieht sich auch was auf eine bestimmte Gesamtheit, ist aber nicht ausschließlich substantivisch; denn man sagt ohne Anstoß: Etwas, was, nicht aber: Einer, wer. Was bezieht sich auf die unbestimmten Pronomina und Zahlwörter, sowie auf substantivierte Adjektiva, nicht aber auf Substantiva. Man darf somit nicht sagen: Das Buch, was ich gelesen habe; es muß hier das oder welches heißen. Umgekehrt darf aber nicht welches stehen, wenn sich das Pronomen auch auf einen ganzen Satz bezieht. z. B. Er ist nicht gekommen, was mich geärgert hat.

Das Pronomen welcher wird auch, namentlich in der Umgangssprache, statt der unbestimmten Pronomina und Zahlwörter ein, einige, etliche angewendet, z. B. Die Schwalben sind schon wieder da; hast du welche gesehen?

In der Litteratur stößt man nur selten auf diesen Mißbrauch:

E. Vely: „Wenn sie den Nachbarfrauen von dem Kuchen bot oder welchen zu den Kindern hinaustrug.“ (Wer sühnts?)

Ein Unfug, der namentlich in der Amts- und Zeitungssprache zu Hause ist, besteht im Gebrauche des Qualitativpronomens solcher statt des Demonstrativ- oder Personalpronomens.

So heißt es in einer Verordnung der k. k. Staats-Eisenbahnen:

„Kleine, leicht tragbare Gegenstände können . . . von den Reisenden im Wagen mitgenommen werden, sofern Zoll- und Steuer-Vorschriften solches gestatten.“

Hier sollte statt solches es stehen, ja selbst das schwerfällige dasselbe wäre passender, denn solch hat den Sinn von so beschaffen, derart und bezieht sich demnach nur auf eine Eigenschaft; die aber kommt hier nicht in Betracht.

Ebenso unrichtig gebraucht Franz von Nemmersdorf dieses Pronomen an folgender Stelle:

„Wir verwehren uns auch hiermit ausdrücklich gegen den möglichen Einwurf, wir beabsichtigten, zugleich mit der Fibel dem Kinde ein erkenntnistheoretisches Buch in die Hände zu drücken. Selbstverständlich kann solches erst dann stattfinden . . .“

(Der Kampf der Geschlechter.)

Ein Wort, gegen das einige Grammatiker einen ganzen Feldzug eröffnet haben, ist das Pronomen derselbe, dieselbe, dasselbe.

Wustmann schreibt darüber: „Zu den entsetzlichsten Erscheinungen unsrer Schriftsprache gehört der alles Maß übersteigende Mißbrauch, der mit dem Fürwort derselbe, dieselbe, dasselbe getrieben wird. An der Unnatur und Steifbeinigkeit unsers ganzen schriftlichen Ausdruckes trägt dieses Wort die Hälfte aller Schuld. Könnte man unsrer Schriftsprache diesen Bleiklumpen abnehmen, schon dadurch allein würde sie Flügel zu bekommen scheinen. Der Mißbrauch dieses Fürwortes gehört zu den Hauptkennzeichen jener Sprache, die man neuerdings so treffend als papiernen Stil bezeichnet hat.“ [1])

---

[1]) Diese Bezeichnung rührt von Otto Schröder her, dem Verfasser des Buches „Der papierne Stil.“ Berlin 1886, Walther und Apolant.

Diese Anfeindung dürfte wohl die meisten zuerst sehr befremden und zu der Frage veranlassen, was an diesem Worte denn so schlimm sei, und wie man sich ohne dasselbe[1]) behelfen solle und könne. Prüft man jedoch die Gründe, die dessen Feinde ins Treffen führen, so wird man zu seinem eigenen Erstaunen gewahr, daß sie nicht aus der Luft gegriffen sind, daß der Kampf dagegen berechtigt ist, allerdings nur bis zu einem gewissen Grade. Wustmann hat entschieden Recht, wenn er schreibt: „Unter hundert Fällen, wo heute derselbe geschrieben wird, sind keine fünf, wo das Wort in seiner wirklichen Bedeutung (idem, le même, the same) stünde. In der lebendigen Sprache wird es zwar in seiner wirklichen Bedeutung täglich tausendmal gebraucht, auf dem Papier aber fast gar nicht mehr; da wird es stets ersetzt durch ebenderselbe oder einundderselbe[2]) oder der nämliche oder gar der gleiche!"

Am häufigsten wird derselbe statt des Personalpronomens gebraucht, uud nicht etwa nur von Leuten, denen an genauer Sprachrichtigkeit nicht viel gelegen ist, sondern von Grammatikern.

So schreibt Becker-Lyon:

> „Viele Ausdrücke: wie . . . sind Prosopopöien, deren sich jeder täglich in seiner Umgangssprache bedient; nur empfindet er dieselben nicht mehr als solche."
> (Der deutsche Stil.)

Hier stünde besser sie statt dieselben. Ein anderes Mal schreibt er:

> „Alle diese Namen sind durch Jacob Grimm eingeführt worden, und es liegt kein Grund vor, von denselben abzuweichen." (Ebenda.)

Auch hier paßte ihnen besser:

---

[1]) Hier bleibt doch nichts andres übrig, als das verpönte Wort zu setzen, man gebrauchte denn das auffallende es.

[2]) Zur Deklination dieses Ausdruckes ist zu bemerken, daß man es entweder als ein einziges Wort betrachtet und dann nur derselbe dekliniert oder aber als zwei Wörter und jedes für sich dekliniert.

Keller schreibt:

„Wie nun bei dem Widerstreite der Mundarten für den Hochdeutschen die Aufgabe erwächst, gegen keine derselben sich unparteiisch zu verhalten, sondern aus dem Angebot, das jede derselben auf den Markt bringt." (Deutscher Antibarbarus.)

Für derselben: von ihnen zu sagen, ist hier nicht eben empfehlenswert, da der Genetiv nicht unnötig umschrieben werden soll. Wustmann würde derselben hier einfach weglassen, und der Sinn des Ganzen litte dabei auch wirklich keinen Schaden.

Nicht so einfach geht die Ersetzung oder Ausscheidung des verpönten Wortes in folgendem Satze Andresen's:

„Eine Hauptrolle . . . spielt das Relativ, zumal da es verschiedene Formen desselben giebt."

(Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit.)

Wustmann und seine Gesinnungsgenossen dürften in dem Falle davon setzen; doch sind die demonstrativen Pronominaladverba in der Schriftsprache derzeit noch nicht ganz eingebürgert. Will man das Wort aber durchaus vermeiden, so muß man den Satz ändern und sagen: zumal da es verschiedene Formen hat.

In manchen Fällen läßt sich das Wort überhaupt nicht umgehen, wie z. B. bereits einmal im Verlaufe dieser Erörterung, in dem Satze: „Was an diesem Worte denn so schlimm sei und wie man sich ohne dasselbe behelfen könne."

Statt des Demonstrativs gebraucht Becker-Lyon das verpönte Wort in folgendem Satze:

„Der poetische Stil und die gehobene Rede dagegen lassen recht wohl eine gewisse Wortfülle zu, ja, sie können ohne dieselbe gar nicht bestehen.

(Der deutsche Stil.)

Hier wäre sie nicht deutlich genug, es stünde also besser: diese. Dasselbe ist in einem andern Satze dieses Autors der Fall:

„Althochdeutsch nennen wir diejenige Gestalt unsrer hochdeutschen Sprache, welche dieselbe im achten bis zwölften Jahrhundert . . . hatte."

(Ebenda.)

Auch statt des Possessivpronomens wird derselbe angewendet, wie folgendes von Wustmann angeführte Beispiel zeigt: „Als die Kaiserin das Schloß besichtigt und die Schönheit desselben bewundert hatte!" Seine Schönheit wäre einfacher und besser.

Entschieden fehlerhaft ist der Gebrauch des Pronomens derselbe, wenn er durch unrichtige Wortstellung veranlaßt wird, wie das im Zeitungsstile nicht selten geschieht:

„Beim Berühren des Insektes war dasselbe sogleich tot." (Fremdenblatt.)

Stünde das Substantiv, wie es sich gehörte, als Subjekt, so fiele das Pronomen aus: Das Insekt war beim Berühren sogleich tot.

Unstatthaft ist ferner die verkümmerte Form selbes für dasselbe; man trifft sie zumeist in der Schriftsprache nicht allzu federgewandter Leute.

Aus all dem ergiebt sich folgende Regel: man vermeide das Wort derselbe überall, wo es sich ohne Härte ersetzen läßt; wo dies nicht der Fall ist, setze man es ganz getrost, mögen seine Gegner noch so zetern; ganz ausroden kann man es doch nicht. Die Schriftsprache ist eben nicht dasselbe als die mündliche Sprache, so wünschenswert die völlige Übereinstimmung beider auch wäre.

Wustmann — und er wohl nicht allein — bekämpft nicht nur das Wort derselbe, sondern das diesem nahestehende derjenige, diejenige, dasjenige als ein häßliches „Papierpronomen". Der bereits einmal angeführte Satz Becker-Lyon's muß ihm daher ein wahrer Greuel sein, denn da heißt es: „Althochdeutsch nennen wir diejenige Gestalt unsrer hochdeutschen Sprache, welche dieselbe im achten bis zwölften Jahrhundert . . . hatte."

Wenn man auch statt welche: die und statt dieselbe: diese sagen kann, so läßt sich das diejenige hier doch nicht leicht ersetzen. Wustmann würde dafür vermutlich die setzen, denn er meint, der Ton zeige schon, daß man es nicht mit dem Artikel zu thun habe. Das ist allerdings ganz richtig, nur setzt die richtige Betonung voraus, daß man den Satz schon still gelesen hat, ehe man ihn

laut liest; sonst kann man in diesem Falle nicht im voraus wissen, daß dieses die noch ergänzt wird. Wustmann geht soweit, lieber dreimal hintereinander die zu setzen als diejenige, welche die, und beruft sich dabei auf die lebendige Sprache, die durch verschiedene Betonung jedes dieser drei die als ein besonderes kennzeichne. Dieser Ansicht dürften jedoch nicht viele beipflichten. Überhaupt wird das Pronomen derjenige von hervorragenden Grammatikern wie Andresen, Keller und Becker-Lyon nicht angegriffen und auch oft gebraucht. Indes soll nicht geleugnet werden, daß es schwerfällig ist; es kann auch, wie Wustmann vorschlägt, durch wer übersetzt werden oder auch durch der, vorausgesetzt natürlich, daß die Bedingungen vorhanden sind, unter denen diese beiden Pronomina stehen können. So kann man also statt: „Derjenige, der so viel erreicht," sagen: Wer so viel erreicht u. s. w.

Ein Wort, das einer Erörterung bedarf, ist auch das überaus gebräuchliche letztere (erstere). Als Komparativ eines Superlativs ist es an sich schon eine nicht eben wohlgeratene Neubildung. Sie ist aber auch keineswegs aus einem Bedürfnis hervorgegangen, denn der Begriff, der ihr zu Grunde liegt, wird durch die Wörter dieser — jener, der eine — der andre, der erste — der zweite, ebenso deutlich ausgedrückt, und diese Formen haben den Vorzug, regelrecht zu sein. So ist durchaus kein Grund vorhanden, warum es in folgendem Satze nicht dieser sondern letzterer heißt:

> „Sodann folgten mehrere Interpellationen, darunter solche der Abgeordneten Dr. Reicher und Pernersdorfer; letzterer interpellierte." (Fremdenblatt.)

In solchen Fällen ist letzterer geradezu Regel geworden und hat das passende dieser ganz verdrängt, und da es sich nun einmal eingenistet hat, muß man es wohl gelten lassen, ohne es darum zu empfehlen.

Dagegen ist man berechtigt zu verlangen, daß es nur dann gebraucht werde, wenn es einen Sinn hat, wenn es sich darum handelt, zwei Begriffe auseinanderzuhalten. Man ist nämlich so erpicht auf dieses Wort,

daß man es auch dann anwendet, wenn nur ein Begriff in Frage kommt, wie z. B. in folgender Gebrauchsanweisung des k. k. Postsparkassen-Amtes. Da heißt es: „ . . . welcher . . . den Erlagschein aber abzutrennen und an das Postsparkassenamt einzusenden hat. Letzteres verständigt den Konto-Inhaber . . ."

Wo ist denn ersteres? Es ist doch nur von **einem** Neutrum die Rede; und selbst wenn das Wort Erlagschein sächlich wäre, kommt es nicht in Betracht, denn es ist ja selbstverständlich, daß nur das Postsparkassenamt, nicht aber der Erlagschein den Konto-Inhaber verständigen kann.

Ebenso unberechtigt ist das letztere in folgendem Satz August Hesse's:

> „Ihre Absicht den Vater zu behüten, wurde nicht erreicht, da der letztere sich entfernte." (Esther.)

Auch hier ist der erstere gar nicht vorhanden. Aber nicht nur, wenn nur **ein** Begriff in Frage steht, ist letzterer unstatthaft: auch wenn von **mehr als zweien** die Rede ist. Diesen Fehler begeht Keller, indem er die drei Gruppen aufzählt, in die er die Verstöße gegen die Sprache einteilt, und mit Bezug auf die dritte Gruppe schreibt:

> „Die in letzterer Hinsicht fehlerhaft gewählten Ausdrücke." (Deutscher Antibarbarus.)

Der Gebrauch von letzterer widerspricht in diesem Falle dessen komparativischer Herkunft; es sollte dafür in der „letzten" oder in der „dritten" heißen.

Das Wort letzterer wird auch nicht selten mit dieser oder mit welcher verbunden; natürlich ist es auch da nur dann zuläßig, wenn von zwei Begriffen die Rede ist. Führt man aber mehr als zwei an und knüpft eine Bemerkung daran, die sich nur auf den letzten bezieht, so sagt man: von denen der letztgenannte z. B. Sprachgelehrte wie Andresen, Becker, Sanders, von denen nur mehr der letztgenannte am Leben ist.

Die Verbindungen dieser letztere und welch letzterer oder welcher letztere enthalten jedoch gewöhnlich einen Pleonasmus, wie sich in dem hiezu bestimmten Abschnitte zeigen wird.

Hier sei noch eines ähnlichen Sprachgeschöpfes gedacht und zwar mit den Worten Wustmann's, die es in überaus treffender Weise darstellen. Er schreibt: „Geistesverwandt mit letzterer und auch ein Pröbchen von echtestem Papierdeutsch ist der obige oder auch der oben genannte, oben erwähnte, oben angeführte (der obige Fall, das obige Beispiel). Woran denkt man denn dabei? Doch immer wieder nur an das, was geschrieben oder gedruckt steht, aber nicht an die lebendige Sprache. Die Sprache verläuft in der Zeit, da giebt es aber kein oben und unten, sondern nur ein früher und später, ein vorhin und nachher, da kann man nur von einem vorigen oder vorhin angeführten Beispiel sprechen. Wie lächerlich also, wenn ein Gelehrter einen Vortrag abliest und dabei immer von obigen Fällen oder oben angeführten Beispielen redet; wie lächerlich, wenn man den Vortrag dann gedruckt abliest, sich solch ein obiges Beispiel noch einmal vergegenwärtigen möchte und nach längerem Suchen findet, daß es gar kein obiges sondern ein umseitiges Beispiel ist, insofern es nämlich auf der vorhergehenden Seite oder gar drei, vier Blätter weiter vorn auf einer der untersten Zeilen erwähnt war! Thut nichts, der richtige Papiermensch denkt sich seine Darstellung stets als eine endlos hohe Zeilensäule, und alles früher erwähnte ist für ihn oben."

So rückhaltslos man Wustmann in diesem Falle zustimmen muß: in der Verurteilung des kausalen Gebrauches der Konjunktion nachdem kann man es nicht, wiewohl ihn auch Sanders als Austriazismus betrachtet. Das ist er auch in der That; bedeutet aber Austriazismus und Fehler dasselbe? Ist nicht auch das jetzt kausale weil ursprünglich temporal gewesen? Und da ferner demnach als kausale Partikel angesehen wird, so ist kein berechtigter Grund vorhanden, nicht auch nachdem kausal zu gebrauchen.

Folgende Beispiele mögen zeigen, daß dieser Gebrauch keineswegs störend auffällt.

„Nachdem die Debatte einmal so geendet, daß man nur keine Stampiglien zu fälschen . . . braucht,

um als ein ehrenwerter Mann zu gelten, war ... Herr Schneider ein ehrenwerter Mann."

(Wiener Tagblatt.)

„Vier Pavillons, von denen jener des Logenpublikums der beste ist, nachdem er sich gerade beim Ziel befindet." (Sport.)

Zum Schlusse sei noch des Wortes nervig gedacht, das bekanntlich häufig im Sinne von sehnig, muskelkräftig angewendet wird. So spricht man von einer nervigen Hand, einem nervigen Arm; das sagt aber eigentlich das Gegenteil von dem, was gemeint ist. Nervig kommt doch von „Nerv" und sagt demnach, daß bei dem Gegenstande, auf den es sich bezieht, die Nerven besonders zur Geltung kommen; eine Hand aber, bei der dies der Fall ist, kann doch nichts weniger als kräftig sein. Der Fehler beruht auf einer laienhaften Verwechslung der beiden ganz verschiedenen Begriffe „Nerv" und „Sehne" oder „Muskel"; einem Arzte dürfte der Ausdruck „nervige Hand" läppisch vorkommen. Da für die sinngemäße Bedeutung des Wortes nervig schon das Adjektiv nervös vorhanden ist und sich von jenem nicht verdrängen lassen dürfte, so lasse man jenes ganz fallen.

B. Besondere Mißbräuche.

Von den bisher erörterten allgemeinen Fällen wesentlich verschieden sind die, in denen ein Wort mit Absicht in einer Bedeutung angewendet wird, die ihm von rechtswegen nicht zukommt.

Gewisse Schriftsteller gebrauchen nämlich manchmal ein Wort an einem Orte, an den es gar nicht hinpaßt, in einer Verbindung, die seiner grammatischen oder logischen Natur widerspricht, ein Mißbrauch, der der eitlen Sucht entspringt, sich nur ja recht ungewöhnlich auszudrücken. Gewöhnlich bleibt jeder einzelne dieser Fehler eine Erscheinung für sich, insofern er meist nur bei einem einzigen

Schriftsteller vorkommt; da aber wiederholt er sich nicht selten, ja er wird zum Steckenpferd.

So schreibt P. K. Rosegger:

„Der Bergmarsch gellt in den Beinen"

(Heidepeters Gabriel);

Gellen hat doch nur den Sinn von: laut, schrill klingen!

Ein anderes Mal schreibt derselbe Autor:

„Die Bäume kümmerten."

(Der Gottsucher).

Kümmern wird ohne Vorsilbe nur reflexiv gebraucht; es sollte hier verkümmerten heißen.

C. F. Meyer gebraucht flüchten transitiv:

„Da kam der Page, nahm das Eigentum der Herrin . . . und flüchtete es aus dem Tumulte."

(Die Versuchung des Pescara).

Es müßte heißen: flüchtete damit.

Wilhelm Jensen schreibt:

„Er sprach ihr, daß es für sie das Beste sei."

(St. Elmsfeuer: In der Karthause.)

Hier sollte für sprach: sagte stehen, da von sprechen kein Nebensatz abzuhängen pflegt. Denselben Fehler begeht Jensen in dem Satze:

„Der ihr besorgt sprach, sie sehe blaß aus."

(In der Fremde.)

In diesem Romane gebraucht Jensen für die positiven Ausdrücke: Mißverständnis, unglücklich, finster stets die negativen: „falsches Verständnis", „glücklos" und „lichtlos"; den letzten Ausdruck gebraucht er in allen seinen neuen Werken mit Vorliebe.

Mit einer Beharrlichkeit, die einer bessern Sache würdig wäre, gebraucht er als adversative Satzverbindung doch für aber, ohne jedoch zu beachten, daß es eine andere Konstruktion erfordert als dieses. So schreibt er:

„Und sie ging zum Holen des Lichtes hinaus, doch kam nicht zurück." (Runensteine).

In dem mit doch eingeleiteten Satze vermißt man das Subjekt, das bei doch im adversativen Satze stets zu wiederholen ist, während bei aber das des ersten Satzes auch für den zweiten ausreicht; dieser hieße demnach richtig entweder: doch kann sie nicht zurück, oder: kam

aber nicht zurück. Hier mögen noch einige Beispiele aus andern Romanen dieses Autors folgen:

„Sie fragte es sich, doch wußte keine Antwort.“
(Doppelleben.)

„Sie bewegten sich im gleichen Takte umeinander, doch hielten sich wechselseitig kaum berührt.“
(Jahreszeiten.)

„Tina schlief bereits, doch drehte den Kopf bei dem Geräusch auf dem Kissen um.“
(Der Herr Senator.)

Fehlerhaft, aber in anderem Sinne, wird die Konjunktion doch auch von F. J. Stolz gebraucht:

„Eine lebenslustige, doch dabei wohlgebildete Tochter.“
(Geschichten aus dem Leben: Auch ein Roman.)

„Ein nicht mehr junger, doch von allen hochgeachteter Mann.“ (Ebenda: Zweierlei Adel.)

In diesen zwei Fällen wäre auch aber fehlerhaft, das Bindewort darf hier nicht adversativ sein, denn die Begriffe „lebenslustig“ und „wohlgebildet“ dort und „nicht mehr jung, und „hochgeachtet“ hier stehen zu einander doch nicht im Gegensatze.

Wie weit Jensen's Originalitätssucht geht, zeigt sich am meisten darin, daß er für: im Augenblick, „im Blicke eines Herzschlags“ schreibt (In der Fremde). Hier hat sich die Unnatur, die sich in Jensen's Verfahren ausspricht, bitter gerächt, indem sie einen Unsinn zu Tage förderte, der seinesgleichen sucht.

Mindestens ebenso lächerlich ist der von Theodor Storm gebrauchte Ausdruck: „im nackten Hemde“. (Psyche.)

Wie sieht solch ein nacktes Hemd wohl aus? Und wie ein angezogenes Hemd? Denn, wenn es nackte Hemden giebt, so muß es folgerichtig auch angezogene geben.

Storm ist offenbar der Meinung gewesen, man dürfe, da bloß und nackt häufig miteinander wechseln, willkürlich dieses für jenes setzen und ebenso gut wie „im bloßen Hemde“ auch „im nackten Hemde“ sagen, was ja ungewöhnlicher — seiner Ansicht nach also wohl schöner — klingt.

Das war ein arger Irrtum, denn nackt darf für bloß nur dann eintreten, wenn dieses ganz dasselbe bedeutet, also: entblößt, unbekleidet, kahl, nicht aber, wenn es beschränkenden Sinn hat und so viel heißt wie nur oder allein, was hier der Fall ist.

Man darf somit zwar nach Belieben von einem nackten oder bloßen Leibe, Felsen, Satze sprechen, nicht aber von einem nackten sondern nur von einem bloßen Hemde, Irrtum oder Verdachte, ja, am besten thäte man, in diesem Falle bloß nur als Adverb anzuwenden, denn gebraucht man es auch dann als Adjektiv, wenn es einschränkenden Sinn hat, so dürfte man folgerichtig für „bloß mit den Füßen" ebensogut sagen: „mit bloßen Füßen"; das wäre jedoch mißverständlich, da man diesen Ausdruck nur dann anzuwenden pflegt, wenn von entblößten Füßen die Rede ist.

Daraus ergiebt sich, daß das einschränkende bloß nicht immer adjektivisch gebraucht werden kann. Aus diesem Grunde und besonders, um die Bedeutung des Wortes bloß in jedem Falle zu bezeichnen, empfiehlt es sich, es im einschränkenden Sinne nur als Adverb anzuwenden. Hätte diese Unterscheidung allgemeine Geltung, so wäre Storm wohl nie auf den sonderbaren Einfall gekommen, „im nackten Hemde" zu schreiben. Das Wort bloß als Adverb mit einfachem s zu schreiben, wie Adelung es empfohlen hat, mag fehlerhaft sein: diese Schreibweise so kurzweg zu verwerfen, wie Andresen es thut, heißt ihr jedoch unrecht thun, denn sie zeigt das gewiß löbliche Bestreben den Unterschied der Bedeutung auch formell zu bethätigen.

II.

Formenlehre

A. Artikel.

Fremden pflegt in der deutschen Sprache die richtige Anwendung des Artikels schwer zu fallen, und daher verwechseln sie ihn nicht selten.

Das ist ganz wohl zu begreifen, sind doch selbst die Deutschen im Gebrauche des Artikels keineswegs immer sicher.

So kann man häufig hören: **das** Honig, **das** Monat, **das** Teller, **das** Zettel, **die** Muskel, **die** Rahme(n), **die** Schinke(n), wo doch überall allein das männliche Geschlecht auf dem Platze wäre; ferner: **der** Butter, **der** Zwiebel, **die** Gas, **der** Tintenzeug, während doch den ersten zwei Wörtern das weibliche, den letzten das sächliche Geschlecht zukommt.

Immerhin kommen diese Verwechslungen nur in der Umgangssprache vor, und da meist nur bei minder Gebildeten: es giebt jedoch nicht wenige Wörter, deren Geschlecht auch in der Schriftsprache erheblichen Schwankungen unterworfen und daher auch besser Unterrichteten unklar ist.

So werden die Wörter Estrich, Euter[1]), Münster

---

[1]) Adelung gestattet bei Estrich und Euter nur das Neutrum; Weigand beide Geschlechter, doch giebt er dem Maskulinum den Vorzug; Andresen tritt bei Estrich entschieden für dieses ein, und auch bei Euter findet er es mehr im Rechte, doch vom Sprachgebrauche weniger begünstigt.

und Wams bald männlich, bald sächlich bezeichnet, Zierrat dagegen männlich und weiblich.

Bei Estrich, Euter und Zierrat ist das Maskulinum mehr im Rechte, bei den andern das Neutrum; bei Euter bevorzugt der heutige Sprachgebrauch jedoch das Neutrum.

Bei dem Worte Ungestüm streiten sich das männliche und sächliche Geschlecht um den Vorrang, der Gebrauch begünstigt jenes; das älteste und darum das beste Recht hätte freilich das weibliche Geschlecht, denn das Wort hat ursprünglich die ungestuëme gelautet.

Ebenso schwankt das Geschlecht bei einigen eingebürgerten Fremdwörtern. So werden die Wörter: Datum, Lexikon, Pult, Semester, Szepter, Meter, sowie die zusammengesetzten Formen des letztgenannten: Barometer, Kilometer u. s. w. keineswegs selten als Maskulina behandelt, wiewohl ihnen ihrer Herkunft nach entschieden das Neutrum gebührt.

Bei dem Worte Katheder wäre aus eben diesem Grunde das Femininum zu setzen, doch sind heutzutage nur mehr die beiden andern Geschlechter im Gebrauche, und von diesen empfiehlt sich das Neutrum als das Mittelding.

Bei dem Fremdworte Moment ist die Bedeutung für das Geschlecht entscheidend: heißt es so viel als Augenblick, so gebührt ihm das männliche, bedeutet es einen besondern Umstand, das sächliche Geschlecht.

Überhaupt giebt es ja bekanntlich eine große Anzahl von Wörtern, deren Geschlecht nicht nach Willkür, sondern nach ihrer Bedeutung wechselt. So haben die Wörter Flur, Heide, Hut, Kiefer, Leiter und See bald das männliche, bald das weibliche Geschlecht, Band, Bauer, Chor, Erbe, Schild und Thor das männliche und sächliche, und Mark, Steuer und Wehr das weibliche und sächliche. Bei dem Worte Weih(e) ist die strenge Scheidung nach der Bedeutung noch nicht durchgedrungen; der Raubvogel dieses Namens wird bald männlich, bald weiblich bezeichnet, doch empfiehlt sich, das Maskulinum zur Unterscheidung von dem immer weiblichen Abstraktum gleichen Namens.

Ebenfalls noch nicht genügend geklärt ist der Wechsel des Geschlechts bei dem Worte Verdienst, das sowohl männlich als sächlich gebraucht werden kann. Und zwar ist es Maskulinum, wenn es konkreten Sinn hat, also etwa so viel bedeutet wie Lohn, Honorar; und es ist Neutrum, wenn es abstrakt ist und so viel heißt wie wertvolle Leistung.

Ähnlich verhält es sich mit dem Wechsel des Geschlechts bei den Wörtern, die auf nis auslauten; nur hat hier im Gegensatz gerade das Neutrum mehr konkreten Sinn, wenigstens bezeichnet es das Ergebnis einer Handlung, während das Femininum diese selbst, also ein Abstraktum bedeutet.

die Erkenntnis = das Erkennen, **das** Erkenntnis = das Urteil, die Entscheidung des Richters; **die** Ersparnis = das Sparen, **das** Ersparnis = das Ersparte; **die** Versäumnis = das Versäumen, **das** Versäumnis = die versäumte Zeit, das Versäumte.

Nicht so entschieden ist der Wechsel des Geschlechts bei einigen andern Wörtern dieser Gruppe, so bei Verderbnis und Wagnis; doch wird es sich immer empfehlen, den Artikel nach dem Sinne des betreffenden Wortes zu richten. Manche andere Wörter auf nis haben überhaupt nur eine Bedeutung, das heißt: sie sind entweder nur Abstrakta oder nur Konkreta; darnach richtet sich auch ihr Geschlecht und ist somit keinem Wechsel unterworfen; z. B. **die** Befugnis, **das** Ereignis, **das** Hindernis, **das** Verhältnis.

Ein Wechsel des Geschlechtes nach der Bedeutung tritt auch bei dem Worte Teil ein, doch ist er durchaus nicht notwendig.

Hier gilt das Abstraktum als Neutrum, das Konkretum als Maskulinum:

Der Teil = ein Stück eines Ganzen;
das Teil = der Anteil.

Darin, daß das Wort Teil in der Bedeutung von Anteil auch als Neutrum gilt, das Wort Anteil selbst aber gewöhnlich, im Sinne von Teilnahme sogar immer Maskulinum ist, liegt ein störender Widerspruch, und

man wird gut thun, Teil immer als Maskulinum anzusehen.

In den Zusammensetzungen dieses Wortes herrscht im allgemeinen kein Schwanken: man sagt: **der** Bestandteil, **der** Vorteil, dagegen **das** Erbteil, **das** Gegenteil, **das** Hinterteil.

Wie man hieraus entnehmen kann, ist's für das Geschlecht dieser Wörter nicht maßgebend, ob sie Abstrakta oder Konkreta sind.

Auch bei dem Worte Gehalt hat sich neben dem männlichen das sächliche Geschlecht Geltung zu verschaffen gewußt, und zwar kann man es anwenden, wenn Gehalt so viel bedeutet wie Sold, im Sinne von Inhalt ist es aber nur Maskulinum; überhaupt bleibe man bei diesem als dem ursprünglichen Geschlechte.

B. Deklination.

1. Substantiv.

Das Wort Gehalt bildet seinem wechselnden Geschlechte entsprechend neben dem gewöhnlichen Plural Gehalte auch die Form Gehälter, die jedoch nicht nachahmenswert ist.

Überhaupt ist das Geschlecht, das selbst wieder von der Bedeutung abhängt, oft für die Deklination bestimmend.

So bei den Wörtern **der** und **die** Flur, Heide, Hut, Kiefer und See; **der** und **das** Band, Bauer, Chor, Erbe, Schild und Thor; **die** und **das** Mark, Steuer, Wehr.

Die meisten dieser Wörter haben schon im Singular verschiedene Deklination, Heide, Hut, See und Erbe sogar nur da, denn bei Heide bilden beide Geschlechter denselben Plural, und in den übrigen drei

Wörtern hat nur das Maskulium eine gebräuchliche Pluralform; bei Band, Chor und Schild zeigt sich die Verschiedenheit der Bedeutung formell erst im Plural.

Das Wort Bauer hat dreifache Bedeutung, zweifaches Geschlecht und zweifache Deklination: im ursprünglichen Sinne, also vor allem in Zusammensetzungen wie Erbauer, Orgelbauer u. s. w., dann in der Bedeutung Käfig, also als Neutrum, dekliniert es im Singular stark, im Plural bleibt es unverändert. In der Bedeutung Landmann wird es im Plural immer, im Singular gewöhnlich, schwach dekliniert, doch beschränkt sich die schwache Form meist auf den Genetiv, so daß man zwar: des Bauern sagt, aber nicht: den Bauern sondern: den Bauer.

Die Wörter Bank, Laden, Ort, Strauß und Wort, die zwar verschiedene Bedeutung, aber nur ein Geschlecht haben, zeigen den Unterschied der Bedeutung überhaupt nur im Plural.

Man sagt Bänke, wenn Sitzvorrichtungen; Banken, wenn Geld-Anstalten gemeint sind, das ist wohl allgemein bekannt; weniger dagegen, daß man Laden zu sagen hat, wenn man Fensterladen meint, und Läden, wenn man von Gewölben spricht; daß man ferner unter Orte Plätze, unter Örter Ortschaften, unter Worte Teile der Rede, unter Wörter Teile des Satzes zu verstehen hat.

Das Wort Strauß hat wie Bauer dreifache Bedeutung und zweifache Pluralform, aber nur ein Geschlecht; im Sinne von Blumenbusch und von Kampf bildet es den Plural Sträuße; wenn es den Vogel bezeichnet: Strauße; in diesem Sinne findet sich im Genitiv Sing. auch die weniger übliche Form des Straußen.

Das Wort Mann bildet sogar vier Pluralformen. Die gewöhnliche Form Männer gilt auch für jene Zusammensetzungen, die sich nicht auf eine ganze Klasse sondern auf ein Individuum beziehen. Es heißt somit: Ehrenmänner, Staatsmänner; dagegen lautet der Plural Leute, wenn sich die betreffende Zusammensetzung

auf eine ganze Klasse von Menschen bezieht; so sagt man Kaufleute, Landleute, Wachleute, Zimmerleute.

Die Zusammensetzung Dienstmann hat drei Pluralformen: Dienstmänner = Packträger, Dienstleute = Dienstboten und Dienstmannen = Vasallen. In der letzten Bedeutung hat auch das einfache Mann den Plural Mannen; diese Form gilt auch für die meisten mit Mann zusammengesetzten Völkernamen, z. B. Normannen, Allemannen. Durch Analogie ist auch Muselmannen und das häufigere Muselmänner entstanden, obwohl dieses Fremdwort thatsächlich nichts mit dem Worte Mann zu thun hat. Die vierte Pluralform von Mann gleicht dem Singular und wird nur bei Zahlbestimmungen gebraucht; sie bleibt in allen Kasus unverändert: 1000 Mann, mit 1000 Mann.

Diese unveränderte Pluralform ist nach Kardinalzahlen überhaupt allen Maß- und Gewichtsbestimmungen eigen, die nicht weiblichen Geschlechtes sind und sich nicht auf einen Zeitraum beziehen. Man sagt demnach: Dieser Fisch ist 2 Fuß lang und 10 Pfund schwer; so spricht man ferner von einem 3 Stock hohen Hause, einem 16 Faust hohen Pferde und von 3 Faß Bier.

Es muß jedoch 3 Fässer heißen, wenn das Wort Faß nicht ein bestimmtes Maß sondern den so geheißenen Gegenstand bezeichnet; dies gilt natürlich von allen Wörtern, deren gewöhnliche Pluralform von der des Singulars verschieden ist.

Dagegen heißt es allein richtig: 2 Ellen, Meilen, Tage, Monate, Jahre.

Einige Wörter bilden mehrfache Pluralformen, ohne daß deren Anwendung an bestimmte Regeln gebunden ist.

So hat das Wort Dorn die Pluralformen: Dornen, die gebräuchlichste, Dorne und Dörner, die zweite analog dem Plural „Borne", die dritte den Formen: „Körner", „Hörner". Diese soll in der Zusammensetzung Leichdorn üblich sein.

Auch bei den Wörtern Mahl und Mal und ihren Zusammensetzungen schwankt der Plural zwischen den Endungen er und e; nur bei dem Worte Merkmal ist Merkmale allein üblich; bei den übrigen ist die Form

auf **er** gebräuchlicher, und zwar im Vereine mit dem Umlaut. Die Formen auf **e** passen besser für den poetischen Stil, ebenso wie Lande und Thale für Länder und Thäler.

Argen Schwankungen, allerdings meist nur in der Umgangssprache, sind diejenigen Pluralformen unterworfen, bei denen es sich um den Umlaut handelt. Man hört oft, liest aber auch nicht selten: Bögen, Böte, Herzöge, Kästen, Krägen, Mägen, Pölster, Wägen[1]); doch ist der Umlaut zu vermeiden.

Wohl nur in der Umgangssprache kommen die schwachen Pluralformen Engeln, Eseln, Löffeln, Möbeln, Stiefeln vor, bei denen das **n** zum Schlusse durchwegs fehlerhaft ist, denn nur die Feminina auf **el** deklinieren schwach[2]). Eine Ausnahme bilden die Maskulina Muskel und Stachel, deren Plural Muskeln und Stacheln lautet.

Schon mancher dürfte, wenn er den Plural des Wortes Sporn zu schreiben hatte, von seiner eigenen Unkenntnis überrascht, inne gehalten und geschwankt haben, ob er Sporne, Spornen oder Sporen schreiben solle. Nur die letzte Form ist richtig, sie kommt von der ursprünglichen Form spor.

Fehlerhaft sind nach Andresen auch die Pluralformen auf s z. B.: die Hochs, die Stelldicheins A's, B's.

Im Nominativ des Singular schwanken mehrere Substantiva zwischen den Endungen **e** und **en**[3]), man hört

---

[1]) Sanders nimmt die Form Wägen in Schutz.

[2]) Dr. X wagt es, in seinem gegen Wustmann gerichteten Buche „Allerhand Sprachverstand" die Form Stiefeln als richtig hinzustellen, ebenso Frieden und Namen; ja er gestattet sogar, Geburtstäge zu sagen.

[3]) Dr. Joseph Seemüller giebt über dieses Schwanken in seiner Arbeit über „Die Sprachvorstellungen" folgende Erklärung:

„Bei einer Reihe Maskulina auf e hat sich in der Analogie, zu der alle obliquen Kasus und auch den Nom. Plur. beherrschenden Endung n ein Nominativ auf n herausgebildet. Infolge dessen wurden diese Wörter an

und liest auch: Frieden, Funken, Gedenken, Glauben, Haufen, Namen, Samen, Willen; doch sind die Formen auf en zu vermeiden.

Bei dem Worte Schaden ist jedoch die Form auf en gebräuchlicher und empfehlenswert zum Unterschied von der adjektivischen Form auf e in der Redensart: es ist schade.

Regelwidrige Formen des Singulars sind auch die Genetive Mutters, Schwesters, Tantens, und die Accusative Muttern und Tanten. Die ersten zwei Formen sind analog dem Genetiv von „Vater" gebildet, die andern durch Analogie an jene Eigennamen, die den Genetiv auf ens, den Akkusativ auf en bilden[1]).

Dies sind die männlichen Vornamen, die auf einen Zischlaut enden, und die weiblichen auf ie z. B. Maxens, Mariens; doch kann bei den ersten auch der Apostroph stehen[2]): Max' Bücher; im Accusativ ist die Form auf

---

die Gruppe der starken Maskul. auf en apperzipiert und erhielten daher im Genetiv s; die Nominativ-Endung e war aber nicht aus dem Sprachbewußtsein geschwunden: bei einigen setzte sich nun n fest (Brunnen, Balken, Daumen, welche früher sämmtlich auf e ausgingen), bei andern entschied sich das Schwanken für den Nominativ auf e, den der Schriftgebrauch ausschließlich festhält, die Umgangssprache mit n wechseln läßt." In einer Fußnote hiezu bemerkt Seemüller ferner: „Es ist wert zu beobachten, daß die schwachen Substantiva, welche im Nhd. der hier besprochenen Verschiebung unterlagen, durchweg Abstrakta oder sächliche Konkreta sind. Die persönlichen Konkreta, wie Bote, Schütze, Geselle, Falke, Löwe, Jude, Franke u. s. w. werden nicht davon ergriffen."

[1]) In Österreich kommen diese Formen nie vor, da die Worte Mutter und Schwester ebenso wie Vater und Bruder nur mit dem Artikel gebraucht werden.

[2]) Der Apostroph ist freilich nur für den Leser da, nicht aber für den Zuhörenden. Der Österreicher kommt aber in solchen Fällen nie in Verlegenheit, denn er ge-

en nicht sehr gebräuchlich, man sage daher lieber Horaz als Horazen.

Bei Familiennamen die auf einen Zischlaut enden, ist im Genetiv nur der Apostroph auf dem Platze. Man sage also nicht: Voßens Louise sondern: Voß' Louise oder: Louise von Voß.

Sonst bilden artikellose Personennamen den Genetiv auf s, in den übrigen Kasus bleiben sie unverändert, doch steht bei diesen meist der Artikel.

Stehen Vor- und Familiennamen zusammen, so wird nur der zweite dekliniert: Theodor Storm's Gedichte. Steht zwischen beiden Namen eine Partikel wie von, zu, auf, de oder van, so wird auch nur der zweite Name dekliniert, wofern mit dem Zwischenworte nicht eine thatsächliche Ortsbestimmung verbunden ist; in diesem Falle jedoch wird der Vorname dekliniert. Es heißt also: Ewald von Kleist's Werke, Tycho de Brahe's Wissen, Anton van Dyk's Gemälde; aber: Gottfrieds von Straßburg „Tristan und Isolt", Arnolds von Winkelried Heldentod. Bei solchen Namen, wo Namenszusatz und Ortsbestimmung sich decken, schwankt der Gebrauch: man sagt sowohl: Walters von der Vogelweide als: Walter von der Vogelweide's; bei eben diesem Worte dürfte übrigens die Wahl nicht schwer fallen, da die letztgenannte Form unnatürlich hart klingt, was z. B. bei Wolfram von Eschenbach's nicht der Fall ist.

Ist der Eigenname mit einem Titel verbunden, der keinen Artikel hat, so wird der Name dekliniert; steht jedoch ein Artikel beim Titel, so wird dieser dekliniert. Es heißt somit Fürst Metternich's Regierung, wobei jedoch keineswegs die Voranstellung des Genetivs nötig ist; aber: die Regierung des Fürsten Metternich.

Demnach müßte es auch heißen: der Tod des Kaisers Joseph, die Vorträge des Professors Schrötter, der Pudel des Doktors Faust. That-

---

braucht bei Eigennamen, allerdings nicht mit Recht, immer den Artikel, den Genetiv aber umschreibt er stets mit von. Er sagt also weder: Maxens Bücher, noch: die Bücher des Max sondern: die Bücher vom Max.

sächlich wird aber wohl nie so gesprochen, sondern es heißt immer: des Kaiser Joseph, des Professor Schrötter, des Doktor Faust. Wenn nämlich der Titel in solchen Verbindungen ein Wort der starken Deklination ist, also im Genetiv auf s lautet, so wird die Flexion fast immer ausgelassen. Ebenso ist dies der Fall, wenn zu einem Personennamen, mag er nun mit oder ohne Titel stehen, ein Beiname als Apposition tritt. So heißt es gewöhnlich: das Reich Karl des Fünften, oder: Kaiser Karl des Fünften, nicht: Karls oder Kaiser Karls des Fünften.

Zu den geographischen Eigennamen ist zu bemerken, daß Berg- und Flußnamen im Allgemeinen nicht flektiert zu werden pflegen[1]). Nur beim Worte Rhein findet sich die Flexion fast immer: Am Ufer des Rheins; dagegen: des Nil, des Euphrat, des Po, des Tiber; ferner: Der Gipfel des Ortler, des Brocken, des Chimborasso; wozu also bei Rhein eine Ausnahme machen? Jene Namen jedoch, denen Substantiva zu Grunde liegen, die sonst flektiert werden, sind ebenfalls zu flektieren, so die Zusammensetzungen mit Strom, Bach, Berg, Stein, Horn; man sage demnach: Die Ufer des Amazonenstromes, des Schneeberges, die Gletscher des Matterhornes.

Für die Ländernamen gilt Folgendes:

Solche, die an sich ohne Artikel gebraucht werden — und das sind die meisten — haben im Genetiv s, z. B.: Österreichs, Deutschlands, Indiens, Amerikas; tritt jedoch der Artikel dazu, was bei ihnen nur dann möglich ist, wenn sie mit einem Adjektiv verbunden sind, so pflegt das s fortzufallen. Man sagt also in der Regel, wenn auch nicht nach der Regel: Des alten Österreich, des

[1]) Keller verlangt die Flexion bei allen Namen dieser Art, Willomitzer beschränkt sie auf diejenigen Berg- und Flußnamen, die nicht mehr als Fremdwörter empfunden werden. Wo aber ist die Grenze für diese Empfindung? Was dem einen als fremd erscheint, mag es dem andern nicht sein. Willomitzer schreibt: des Po, Keller jedoch: des Nils.

geeinigten Deutschland u. s. w. Dagegen haben Ländernamen, die stets mit dem Artikel gebraucht werden und nicht weiblichen Geschlechts sind, also vor allem die Namen auf Gau, im Genetiv gewöhnlich s. Es heißt somit: Die Berge des Pinzgaus, die Fruchtbarkeit des Banats, die Bewohner des Friauls. Bei dem Worte Elsaß, dessen Geschlecht übrigens zwischen Maskulinum und Neutrum schwankt, dürfte die unflektierte Form jedoch häufiger sein, z. B. die Garnisonen des Elsaß.

Die Ländernamen, die den Artikel verlangen und Feminina sind, bleiben natürlich unflektiert, z. B.: Die Slaven der Lausitz, die Städte der Neumark[1]).

Überaus arg ist die Unsicherheit in der Deklination der Fremdwörter.

So weit von Regeln die Rede sein kann, gilt folgendes: Die Feminina bleiben im Singular unverändert, im Plural flektieren sie schwach, mögen sie nun was immer für eine Endung haben, z. B. die Brigaden, die Hyperbeln, die Metaphern, die Nationen, die Universitäten. Die Maskulina und Neutra flektieren bald stark, bald schwach, durch Analogie an deutsche Wörter. Bemerkenswert ist, daß die auf al endenden stets stark flektieren z. B. Admiral, General, Spital. Bei den ersten zwei Wörtern ist der Umlaut im Plural zu vermeiden, wiewohl man ihn häufig trifft. Spital hat eine ganz anders lautende Pluralform: Spitäler. Wieder anders ist die von Skandal; sie heißt Skandale und richtet sich nach jenen Fremdwörtern, die aus verkürzten lateinischen Neutren entstanden sind, wie z. B. Dialekt, Medikament, Sekret u. s. w.

Von den Fremdwörtern auf ent werden die Neutra alle stark flektiert, die Maskulina schwach; es heißt also: des Firmaments, des Moments, des Präsents, des Regiments (dieses Wort bildet den Plural auf er); aber: des Präsidenten, des Prätendenten, des Studenten.

---

[1]) Bei dem Worte Steiermark wird der Artikel bald gesetzt, bald nicht, im ersten Fall bleibt es unflektiert, im zweiten hat es im Genetiv s.

Bei den auf **or** lautenden Wörtern werden die mit betonter Endsilbe stark, die mit unbetonter im Singular stark, im Plural schwach dekliniert z. B.: der **Major** — des **Majors** — die **Majore**; aber: der **Doktor** — des **Doktors** — die **Doktoren**.

Ganz wirr sind die Deklinationsverhältnisse bei jenen Fremdwörtern, die noch ihre ursprüngliche Form behalten haben. Sie bilden den Plural:

1. Unverändert: die **Omnibus** (häufiger: **Omnibusse**).
2. Indem sie die fremde Endung auch hier bewahren: die **Tempora**, **Pronomina**.
3. Durch ein **s**: die **Mottos**, **Sofas**.
4. Durch deutsche Endungen, und zwar haben die auf **ium** und **il** und einige auf **al** die Endung **ien**: **Gymnasien**, **Reptilien**, **Kapitalien**; einige auf **a**, die Endung en: **Dramen**; solche, die das ursprüngliche **a** ihrer fremden Endung verloren haben, bilden den Plural auf **e**: **Probleme**.
5. Doppelt: **Kommas**, **Kommata**, **Schemas**, **Schemata**; die an zweiter Stelle stehenden Formen sind gebräuchlicher.
6. Dreifach: **Themen**, **Themas**, **Themata**; **Verben**, **Verbe**, **Verba**; auch hier sind die an letzter Stelle genannten Formen mehr zu empfehlen.

Im Genetiv haben alle diese Wörter **s**, sofern sie's nicht schon im Nominativ haben, wie z. B. **Omnibus**, in welchem Falle man dann den Apostroph gebraucht.

Die dem Latein entnommenen Wörter durchwegs lateinisch zu deklinieren, wie es folgerichtig wäre und einst auch allgemein üblich gewesen, ist heutzutage nicht gebräuchlich, auch dann nicht, wenn das betreffende Wort neben der deutschen Endung im Nominativ des Plurals die lateinische hat; man gebraucht in den andern Kasus entweder die deutschen Endungen, oder man läßt die lateinische Nominativform unverändert; im Dativ aber bediene man sich nur der deutschen Formen, da die lateinische ungewohnt und darum hart klingt; man sage also nicht: der **Verborum**, den **Verbis**, auch nicht

den Verba, sondern: der Verben oder: der Verba und: den Verben.

Solche Wörter, die nur eine lateinische Pluralendung haben, bleiben im Genetiv unverändert, im Dativ jedoch ist die Flexion gebräuchlich; es heißt also nicht: der Temporum, den Tempora, sondern: der Tempora, den Temporibus; das ist zwar entschieden wider jede Folgerichtigkeit, und die Form auf ibus klingt auch altväterisch schwerfällig, aber wer den Dativ Plur. eines solchen Wortes bilden soll und dabei folgerichtig die unveränderte Nominativ-Form setzen will, der wird sich von ihrer Härte abgestoßen fühlen.

Im Singular ist die lateinische Deklination ausnahmslos zu vermeiden.

2. Adjektiv.

Die Deklination des Adjektivs birgt noch gefährlichere Klippen als die des Substantivs; dennoch lassen sich einige Regeln aufstellen, an die man sich, wenn auch nicht in allen, so doch in den meisten der vielen zweifelhaften Fälle halten kann:

1. Das Adjektiv flektiert schwach, wenn ihm der bestimmte Artikel oder ein Bestimmungswort vorausgeht, das dessen Endungen zeigt, z. B.: der arme Mann, eines armen Mannes, jedem armen Manne, zweier armen Männer.

2. Das Adjektiv flektiert stark, wenn ihm der bestimmte Artikel oder ein Bestimmungswort mit dessen Form nicht vorausgeht; z. B. armer Mann, ein armer Mann, kein armer Mann, zwei arme Männer.

Nur im Genitiv Sing. Mask. und Fem. ist die starke Form von der schwachen verdrängt worden. Man sagt also: alten Weines, armen Kindes; nur in einigen Redensarten wie einesteils, keinesfalls hat sich die starke Form zu erhalten gewußt; in andern wieder kommt sie neben der schwachen noch vor, doch ist sie nicht gebräuchlich, und darum ist kein Grund vorhanden, gutes Mutes, gerades Wegs, stehendes Fußes zu sagen, wie Andresen es will.

3. Diese beiden Regeln gelten auch dann, wenn zu dem Substantiv noch ein zweites Adjektiv tritt; dann flektieren eben beide schwach oder stark, je nachdem: der arme, alte Mann, ein armer, alter Mann.

Geht den Adjektiven nicht der bestimmte Artikel oder ein Wort mit dessen Endungen voraus, so kommt es jedoch darauf an, ob beide Adjektiva gleichen logischen Wert haben; ist dies der Fall, so werden sie beide gleich flektiert, ist es nicht der Fall, ist also eines dem andern übergeordnet, so flektiert das zweite Adjektiv im Dativ des Singulars [1]) und im Genetiv des Plurals schwach. Um das logische Verhältnis der beiden Adjektiva zu erkennen, braucht man zwischen sie bloß ein „und zwar" einzuschalten; läßt der Sinn dies zu, so sind sie gleichgeordnet, wenn nicht, unter- beziehungsweise übergeordnet.

Im zweiten Falle sieht man das zweite Adjektiv und das Substantiv als einen einzigen Begriff an und kennzeichnet dieses Verhältnis auch äußerlich, indem man das Komma, das die beiden Adjektiva sonst trennt, fortläßt.

Der Dativ Sing. und der Genetiv Plur. von alter, roter Wein lauten somit altem, rotem Weine, beziehungsweise alter, roter Weine, denn man kann zwischen die beiden Adjektiva ein „und zwar" einschalten, ohne daß ihr Sinn dadurch verändert wird; der Gegensatz dieses Begriffes ist: junger, weißer Wein.

Von alter roter Wein dagegen heißt der Dativ Sing. altem roten Weine, der Genetiv Plur. alter roten Weine; in diesem Falle ist die Verbindung durch „und zwar" nicht möglich, da der Gegensatz des Begriffes junger roter Wein ist.

Nach diesen Regeln richten sich auch die substantivierten Adjektiva, z. B.: der Beamte, der Bediente, der Bekannte, der Gelehrte, der Gesandte, der Verwandte, der Wilde, das Äußere, das Innere, das Ganze.

---

[1]) Willomitzer beschränkt die schwache Deklination des zweiten Adjektivs auf den Dativ Mask. und Neutr.

Die ersten zwei Wörter stehen dem echten Substantive viel näher, weil sie eine adjektivische Anwendung nicht mehr gestatten; man kann nicht sagen: der beamte Mann, und wenn man sagt: der bediente Mann, so ist der Sinn ein ganz anderer.

Nach jenen Regeln muß der Nominativ Sing. lauten: der Beamte, oder: ein Beamter, und ohne jedes Bestimmungswort: Beamter, ein Fall, der übrigens nur in der Apposition möglich ist. Im Dativ Sing. wäre man bei dieser artikellosen Form versucht, Beamtem zu sagen, was jedoch entschieden dem substantivischen Charakter des Wortes zuwiderläuft.

Der Nominativ Plur. heißt: die Beamten, Beamte, der Genitiv: der Beamten und: Beamten, nicht: Beamter, wie es folgerichtig heißen müßte; am besten thut man jedoch, diesen heikeln Genetiv zu umgehen, indem man ihn mit von umschreibt; man sage also nicht: eine Schar Bedienter, auch nicht: Bedienten, was leicht für den Nominativ gehalten werden könnte, sondern: eine Schar von Bedienten.

Bei den weniger substantivierten übrigen Adjektiven kann man folgerichtig deklinieren: eine Schar Bekannter, Verwandter, Wilder. Tritt zu einem dieser Wörter ein Adjektiv, so flektieren dem oben erwähnten Gesetze des Parallelismus gemäß beide gleich mit Ausnahme des Dativ Sing. und des Genetiv Plur., wo das substantivierte Adjektiv schwach flektiert, was ja gleichfalls jener Regel entspricht, da es dem vorangehenden Adjektiv doch offenbar nicht gleichgeordnet ist. Es heißt also: der alte Bekannte, (ein) alter Bekannter, die alten Bekannten, alte Bekannte (Dat. Sing. ohne Artikel ist nicht gebräuchlich), alter Bekannten; ferner: das schöne Äußere, (ein) schönes Äußeres, schönem Äußer(e)n.

In den seltenen Fällen, wo der Genetiv eines solchen Neutrums ohne Artikel auftritt, nimmt er nicht die Form des vorausgehenden Adjektivs an, und dieses behält die im artikellosen Genetiv sonst ungebräuchliche starke Form. Es heißt also weder: empfangenen Guten, noch: empfangenen Gutes, noch auch: empfange-

nes Gutes, sondern: empfangenes Guten. Die an zweiter und dritter Stelle genannten Formen wären zweideutig, da die eine dem Genetiv des wirklichen Substantivs Gut gleichkäme, die andern als Nominativ angesehen werden könnte.

Ebenfalls um der Zweideutigkeit zu entgehen, darf der Genetiv Plur. substantivierter Adjektiva einem Substantiv dann nicht vorangestellt werden, wenn seine Form der eines mit dem Substantiv übereinstimmenden Adjektivs gleichkommt; man sage also nicht: Wilder Mut, sondern: der Mut Wilder, oder besser: der Mut der Wilden.

Besondere Schwierigkeiten bereitet die Frage, wie man das Adjektiv nach dem Personalpronomen zu behandeln habe.

Da dessen Endungen denen des bestimmten Artikels nicht gleichen, so wäre der Regel gemäß das ihm folgende Adjektiv stark zu deklinieren; es hieße demnach: ich armer Mann (Genetiv nur in der Apposition gebräuchlich), mir armem Manne, mich armen Mann; Plural: wir arme Männer, uns armen Männern, uns arme Männer.

Im Dativ Sing. und im Nominativ und Accusativ Plural haben sich jedoch die schwachen Formen geltend gemacht; ja im Dativ Sing. des Femininums und im Nominativ Plural ist die schwache Form vom Gebrauche entschieden bevorzugt und demnach zu empfehlen; man sage also: mir armen Frau und: wir armen Männer; im Accusativ Plur. und Dativ Sing. Mask. und Neutr. bleibe man jedoch bei der starken Form: uns arme Männer, mir armem Manne, mir armem Kinde.

Als notwendig erweist sich diese Form bei den substantivierten Adjektiven; denn, wenn es heißt: mir Armen, weiß man nicht, welchem Geschlechte diese Person angehört, da ja das Femininum stets mir Armen heißt. Bei der starken Deklination ist das Geschlecht sofort kenntlich.

Tritt zu einem substantivierten Adjektiv, das zu einem Personalpronomen gehört, noch ein Adjektiv, so

gilt die Regel vom Parallelismus; nur im Dativ Sing. macht sich die Über- beziehungsweise Unterordnung der beiden Adjektiva geltend, sodaß es heißt: mir armem Kranken, mir armer Kranken.

Auch die unbestimmten Für- und Zahlwörter verursachen der Deklination der von ihnen abhängigen Adjektive mancherlei Schwankungen:

Als Regel kann im Allgemeinen gelten, daß diese Wörter im Dativ Sing. und Genetiv Plur. durchwegs als Adjektiva behandelt werden, sodaß das ihnen folgende echte Adjektiv die schwache Form hat. Man sagt also: anderer, einiger, etlicher, folgender, gewisser, sämtlicher, verschiedener, vieler, weniger, guten Männer.

Im Nominativ und Accusativ Plural schwankt die Auffassung dieser Wörter zwischen dem Gesetze des Parallelismus und der Regel, daß nach den Endungen des bestimmten Artikels die schwache Deklination einzutreten habe. Man hört und liest demnach bald: sämtliche u. s. w. gute Männer, bald: sämtliche guten Männer, doch hat sich der Gebrauch fast ausnahmslos für den Parallelismus entschieden; nur beim Nominativ und Accusativ des Neutrums herrscht das andere Gesetz und demnach die schwache Form; es heißt nicht: Folgendes ernstes Wort, sondern folgendes ernste Wort; nach folgend zeigt sich indes überhaupt eine deutliche Hinneigung zur schwachen Flexion; folgender gute Rat und folgende guten Bücher zu sagen, ist gebräuchlicher als: folgender guter Rat und folgende gute Bücher.

Ganz sicher ist die Flexion des Adjektivs nach den Wörtern: Alle, beide, keine und welche, die nur die schwache Deklination bedingen; in der flexionslosen Form verlangt welch natürlich die starke; es heißt somit: welch guter Mann. Diese Regel gilt im Singular auch von den Wörtern manch und solch; es heißt: mancher gute Mann, aber: manch guter Mann. Im Nominativ und Accusativ des Plurals dagegen tritt das Gesetz des Parallelismus auf, sodaß man häufiger liest: manche, solche gute Männer, als

manche, solche guten Männer. Nach diesem Gebrauche muß man sich wohl auch richten; im Genetiv Plural jedoch bleibe man jedenfalls bei der regelmäßigen Form: mancher guten Männer.

Auch die Steigerung des Adjektivs bietet manchen Anlaß zum Schwanken.

So der Genetiv Plur. des Komparativs bei den auf el und besonders bei den auf er auslautenden Adjektiven. Genau müßte derselbe z. B. dunkelerer, heitererer, was gewiß nicht anmutig klingt. Man sucht diese Härte dadurch zu mildern, daß man das erste e ausstößt und sagt: dunklerer, heitrerer[1]).

---

[1]) Die Deklination der Adjektiva auf el und er, sowie einiger adjektivischen Pronomina, ist übrigens auch im Positiv Schwankungen unterworfen. Soll man z. B. schreiben: mit dunklen Augen, mit dunkeln Augen oder: mit dunkelen Augen; ferner: heitren Gesichtern, heitern Gesichtern oder heiteren Gesichtern? Karl Erbe giebt in seinen „Randbemerkungen zu Dr. Wustmann's allerhand Sprachdummheiten" empfehlenswerte Regeln, die hier, durch Beispiele erweitert, mit andern Worten wiedergegeben seien:

1. Wenn an solche Adjektiva und Pronomina die Endung en tritt, so soll man das e der Endung unterdrücken, also sagen: Mit dunkeln Augen, mit heitern Gesichtern, mit andern Menschen.

2. Wenn jedoch eine andere Endung anzufügen ist, hat das e des Stammes auszufallen, falls das Adjektiv auf el lautet; falls es jedoch auf er endet, hat das e zu bleiben. Man hat somit zu schreiben: auf dunklem Grunde, dunkles Gewölk, dunkle Herkunft, aber: mit heiterem Lachen, heiteres Gelächter, heitere Landschaften, andere Länder, andere Sitten.

3. Die Adjektive teuer und ungeheuer, ferner das Pronomen euer sind wie die Adjektiva auf el zu behandeln; es ist daher zu schreiben: mit teuern Preisen, aber mit teurem Preise, ungeheuern Bergen, aber ungeheures Leid, euern Vater, aber eurem Vater.

Ein ebenso störender Mißklang zeigt sich im Superlativ der Adjektive auf isch, z. B. der drastischste, philosophischste; man kann allerdings ein e einschieben, wie es bei den einsilbigen, auf einen Zischlaut endenden Adjektiven geschieht und sagen: drastischeste, philosophischeste; doch sind diese Formen kaum viel wohlklingender; den Mißklang aber gewaltsam entfernen zu wollen, indem man das dem Superlativ eigentümliche s ausstößt und drastischte sagt, ist ganz unstatthaft. Man thut daher am besten, diese Superlative ganz zu vermeiden, was ja nicht schwer fällt.

Auch bei den andern mit einem Zischlaute endenden Adjektiven ist dieser gewaltthätige Eingriff in den Charakter des Superlativs zu tadeln; man sage also auch nicht: hübschte, süßte, böste, sondern: hübscheste, süßeste, böseste.

Ganz willkürlich, das heißt vom Sprachgebrauch abhängig, wird der Umlaut in der Steigerung gebraucht; man sagt z. B. glatter, runder, glatteste, rundeste; aber: gesünder, gröber, dümmer u. s. w; bei lang, blaß, naß, schmal schwankt der Gebrauch, neigt jedoch eher dem Umlaute zu.

Bei zusammengesetzten Adjektiven kommt es in der Steigerung darauf an, ob die Zusammensetzung echt ist, d. h. ob das Grundwort mit dem Bestimmungsworte zu einem Begriffe verschmolzen ist oder nicht; im ersten Falle wird die Steigerung beim Grund-, im zweiten beim Bestimmungsworte vorgenommen. So heißt der Komparativ von scharfsinnig nicht: schärfer sinnig, sondern: scharfsinniger; ebenso von altmodisch, großartig, nachsichtig u. a. Dagegen von leichtfaßlich: leichter faßlich; ebenso von schwerwiegend, übelberüchtigt, weitgreifend u. s. w.

Bei einigen Adjektiven kommt es ganz auf die Auffassung an; man kann sowohl sagen: der dunkelblauere Himmel als: der dunkler blaue Himmel[1];

---

[1]) Gebraucht man in diesem Ausdrucke den unbestimmten Artikel, so entsteht eine Zweideutigkeit; es heißt dann: ein dunkler blauer Himmel, wobei der Komparativ in dunkel nicht erkennbar ist.

diese Adjektiva findet man jedoch vorwiegend prädikativ gebraucht, und dann dürfte die Steigerung des Bestimmungswortes mehr zu empfehlen sein: der Himmel ist dunkler blau statt: dunkelblauer.

Arge Schwankungen verursachen die Wörter denkbar und möglich, wenn sie in Verbindung mit einem Adjektiv stehen, und der so entstandene Ausdruck gesteigert werden soll: da wird bald das Adverb, bald das Adjektiv, oder es werdeu auch beide gesteigert, und man findet:

Möglichst groß (auch in einem Worte: großmöglichst), größtmöglich, größtmöglichst; und: denkbarst groß, größtdenkbar (denkbar größt), größtdenkbarst; Die jedesmal zuletzt genannten Formen sind entschieden unrichtig, weil eine doppelte Steigerung pleonastisch ist; über die andern sind die Meinungen geteilt: Andresen will nur möglichst groß gelten lassen, weil sich seiner Ansicht nach die Steigerung auf den Begriff der Möglichkeit bezieht, und diese Auffassung scheint auch sehr einleuchtend; bei denkbar jedoch, wo sich demnach die Steigerung auf die Denkbarkeit beziehen und es daher denkbarst groß heißen müßte, ist die Form denkbar größt gebräuchlicher.

3. Pronomina und Numeralia.

Beim Personalpronomen fordert das Neutrum es besondere Beachtung.

Hervorragende Sprachgelehrte wie Andresen, Becker (Lyon), Keller treten mit Entschiedenheit für die Gleichberechtigung dieser Form mit denen des Maskulinums und Femininums ein, während Adelung und Sanders ihr nicht dasselbe Recht zugestehen als den andern.

Jene haben sicher volles Recht die Folgewidrigkeit zu tadeln, mit der man bei es anders verfährt als bei er, ihm und sie; sie haben auch recht, zu bestreiten, daß es eine stärkere Betonung nicht vertrage: aber der Gebrauch, der in solchen Fällen doch meist das entscheidende Wort spricht, hat sich ganz unfraglich für ihre Gegner entschieden und will von der Form es in manchen Fällen nichts wissen. In der That kann man sich

mit dem „lebendigen und gefälligen“ es nicht befreunden, wenn es heißt: „Wir wollen für es (das Kind) sorgen“; allerdings ist das ersetzende dasselbe etwas schwerfällig, aber sicher nicht in dem Maße, wie es von jenen Gelehrten dargestellt wird; man kann ja auch, wie Keller vorschlägt, statt: für es das gleichfalls kurze dafür setzen. Ebenso, ja noch empfindlicher würde es stören, wenn man ihm eine besondere Betonung verliehe und z. B. sagte: „Auch es war dort“, wie man sagt: „Auch er (sie) war dort“. Dagegen kann das es sehr wohl stehen in einem Satze wie der folgende: „Es ist zwar noch klein, jetzt wächst es aber rasch“, wo dasselbe an Stelle des es gewiß weniger gefällig wäre. Nach all dem kann man wohl die Regel aufstellen, daß es nur dann nicht zu brauchen ist, wenn das Neutrum des Personalpronomens sich an eine Präposition anschließt oder den Hauptton hat.

Beim Pronomen der schwankt der Gebrauch im Genetiv zwischen den Formen deren und derer. Sanders empfiehlt jenes, wenn damit Sachen, dieses wenn Personen bezeichnet werden. Andresen und Wustmann finden derer dann angezeigt, wenn sich ein Relativsatz daran knüpft. Weigandt zieht derer überhaupt vor, ebenso Dr. X., der Verfasser von „Allerhand Sprachverstand.“ Man thut wohl am besten, wenn man die Form derer immer dann anwendet, wenn sie den Sinn von derjenigen hat. Niemals aber darf sie als Relativ gebraucht werden. Man sage also: „die Steuern derer, deren Besitz groß ist.“

Daß die Mißform dessem heutzutage noch in einem Buche zu finden sei, möchte man bezweifeln; aber seltsamerweise fristet dieser Dativ eines Genitivs noch immer sein mißgestaltes Dasein. So schreibt Bächtold Brandies:

„Auch in Nipon ist Druckerschwärze ein vom Teufel angerührter Brei, dessem Einflusse alle Fach-Litteraten unrettbar verfallen sind.

(Aus beiden Hemisphären: Hasika Toyoyasemane.)

Wilhelm Gaedke:
An dem Flusse, zu dessem Wasserspiegel.
(Aus dem Leben: Nacht und Morgen.)

Unter den Zahlwörtern sind all, beide und mehr Schwankungen unterworfen.

All ist ein sehr bequemes Wort, denn es läßt sich vor und nach dem Worte setzen, auf das es sich bezieht; man kann sagen: diese alle und alle diese; es kann ferner flektiert werden, aber auch flexionlos bleiben, z. B.: alles das und all das. Die flexionslose Form soll in der Prosa jedoch nicht nachgestellt werden; man sage also nicht: die Bücher all. Die flexionslose Form alle ist nur in stehenden Redensarten üblich wie: trotz alle dem; dafür kann es heißen: trotz allem dem, nicht aber: trotz dem allen, da all stark flektiert wird.

Das Zahlwort beide wird, wenn es attributiv ist, wie ein Adjektiv, wenn es selbständig ist, wie ein substantiviertes Adjektiv behandelt; man sagt also: beide Männer, die beiden Männer, Beide und: die Beiden. Auch nach dem Personalpronomen wird es wie ein Adjektiv behandelt, aber nur, wenn es attributiv ist; steht es aber selbständig hinter einem Personalpronomen, so empfiehlt sich die starke Form, während substantivierte Adjektiva meist die schwache haben. Man sagt also: wir, ihr, sie Beide. Im Accusativ wäre die schwache Form: uns Beiden zweideutig, da auch der Dativ so lautet.

Ganz zu meiden ist die Komparativform mehre für mehrere, die Gustav Freytag wiederholt gebraucht:
„Mehre Bewaffnete“.
(Das Nest der Zaunkönige.)
„Mehre, welche anwesend waren.“
(Ebenda.)

C. Konjugation.

Das Verbum bietet wie wohl in jeder Sprache auch in der deutschen zahlreiche Unregelmäßigkeiten, indes kaum so heikle als das Adjektiv. Vor allem kann man die Wahrnehmung machen, daß sich die schwache Flexion auf Kosten der starken auszubreiten sucht.

Bei einigen starken Verben hat sie sich bloß im Imperfektum Eingang verschafft, so daß in dieser Zeitform beide Flexionen gebräuchlich sind. Hierher gehören die Verba:

backen — buk, backte — gebacken.
flechten — flocht, flechtete — geflochten.
glimmen — glomm, glimmte — geglommen.
klimmen — klomm, klimmte — geklommen.

Das Verbum laden ist sowohl im Sinne von belasten als in dem von einladen stark zu konjugieren, wenn sich in der zweiten Bedeutung auch schwache Formen bemerkbar machen.

Bei folgenden Verben ist die schwache Form auch im Partizip des Perfektums eingedrungen:

saugen — sog, saugte — gesogen, gesaugt.
schnauben — schnob, schnaubte — geschnoben, geschnaubt.
stieben — stob, stiebte — gestoben, gestiebt.
trügen — trog, trügte — getrogen, getrügt.
verwirren — verworr, verwirrte — verworren, verwirrt.
zeihen — zieh (zeihte) — geziehen (gezeiht).

Bei verwirren werden die schwachen Formen gewöhnlich im übertragenen Sinne gebraucht: ein verwirrter Mensch

Bei dem Verbum triefen ist die starke Form des Partizips Perf. ganz außer Gebrauch gesetzt:

troff triefte — getrieft.

Bei dem Verbum bedingen ist die schwache Form die ursprüngliche und im Perf. auch gebräuchlicher; im Part. jedoch wird sie meist nur adjektivisch gebraucht,

verbal dagegen die starke Form; man sagt also: „Ein bedingtes Versprechen", aber: „Das habe ich mir bedungen".

Bei andern Verben hat sich die schwache Form zwar nicht im Partizip geltend machen können, dafür hat sie aber im Imperf. die starke ganz verdrängt:

mahlen — mahlte — gemahlen.
melken — melkte — gemolken.
salzen — salzte — gesalzen (auch gesalzt).
spalten — spaltete — gespalten (auch gespaltet).

Auch beim Verbum verhehlen hat sich die starke Form nur im Perf. erhalten, aber auch da nur in adjektivischer Bedeutung und zwar in Verbindung mit der Negation: unverholen.

Wieder andere Verba bilden Doppelformen nach ihrer Bedeutung:

		Starke Form		schwache Form
bewegen	=	veranlassen	=	erregen.
gären		bildlich		wörtlich.
pflegen	=	sich angelegen sein lassen	=	gewohnt sein, sorgen.
schaffen	=	erzeugen	=	befehlen.
schleifen	=	schärfen	=	schleppen, Mauern abtragen.
sieden	=	wörtlich		bildlich.
weben	=	bildlich		wörtlich.
weichen	=	den Platz verlassen	=	erweichen.

Bei manchen Verben sind die Doppelformen so verteilt, daß die starken Formen intransitive, die schwachen transitive Bedeutung haben; so bei: erbleichen, erschrecken, hangen, löschen, quellen, schmelzen, schwellen, verderben, wägen (wiegen). Man sage also: „Er erblich vor Angst (ist erblichen)", aber: „Die Sonne bleichte den Stoff (hat gebleicht)"; „Er erschrak darüber (ist erschrocken)", aber: „Ich erschreckte ihn (hat erschreckt)"; „Der Mörder hieng am Galgen (ist gehangen)", aber: „Der Henker hängte ihn (hat gehängt)"; „Das Licht erlosch (ist erloschen)", aber: „Ich löschte das Licht (habe gelöscht)"; „Das Blut quoll

aus der Wunde (ist gequollen)", aber: „Die Köchin quellte die Erbsen (hat gequellt)"; „Der Schnee schmolz in der Sonne (ist geschmolzen)", aber: „Die Sonne schmelzte den Schnee (hat geschmelzt)"; „Vor Zorn schwoll ihm die Stirnader (ist geschwollen)", aber: „Der Zorn schwellte ihm die Stirnader (hat geschwellt)". Bei dem Verbum verderben ist die starke Form auch in transitivem Sinne fast allein gebräuchlich, nur im Part. Perf. findet man sie häufiger und zwar in adjektivischem Sinne auf den menschlichen Charakter angewendet.

Das Verbum wägen oder wiegen (ursprünglich wegen) flektiert in der Bedeutung: schwer sein im Präsens: du wiegst, er wiegt, im Plural: wir wiegen, u. s. w. daneben seltener: wir wägen; im Imperf. und Part. Perf. stark: wog, gewogen. In der Bedeutung: das Gewicht prüfen flektiert es: Du wägst, er wägt, im Plural: wir wägen u. s. w. im Imperf. und Part. Perf. ist gleichfalls die starke Form die gebräuchlichere, vereinzelt die schwache. Von diesem Verbum ist das Wort wiegen = schaukeln zu unterscheiden, das durchaus schwach flektiert.

Zu dem Worte hangen ist noch zu bemerken, daß es eigentlich nur stark flektiert, denn die schwachen Formen rühren von der transitiven Nebenform hängen her, so daß also genau genommen hangen und hängen zwei verschiedene Wörter sind; doch haben beide so viel gemeinsam, daß ihre Formen ganz willkürlich durcheinander geworfen werden. So hat sich der Umlaut, der beim Intransitivum hangen nur in der 1. und 2. Person Sing. Präs. eintreten muß, auch der 1. Person und des Infinitivs bemächtigt, so daß diese zwei Formen ebenfalls mit denen des Transitiv. hängen gleichlauten; um dem vorzubeugen, könnte man beim Intransitiv den Umlaut in der 2. und 3. Person Sing. des Präsens vermeiden und hangst und hangt sagen, wodurch sich der Unterschied der zwei Bedeutungen deutlich zeigte; doch widerstrebt der Gebrauch diesem Hilfsmittel. Auch im Imperf. herrscht arge Verwirrung: die starke Form hieng,

die an sich intransitive Bedeutung hat, wird überaus häufig in transitiver gebraucht:

Gustav Freytag:

„Hieng sich an den Hals."

(Das Nest der Zaunkönige.)

K. E. Franzos:

„Wir hiengen unsere Mäntel um."

(Stille Geschichten: Sophie.)

P. K. Rosegger:

„Sie hiengen an den Armen der Leuchter Jüdinnen und jüdische Kinder auf."

(Höhenfeuer: Die Christvesper.)

Robert Schweichel:

„Hieng einen Schleier vor das Licht."

(Auf dem Kranwetthof.)

Im Interesse der Ordnung und Klarheit sind diese Formen jedoch nicht nachzuahmen.

Auch bei andern Verben verstoßen die Schriftsteller gegen die Regel:

Paul Heyse:

„Er schmolz allen das Herz."

(Die Einsamen.)

„Ein Blitz schmolz einen Teil der Kuppel."

(Fremdenblatt.)

Hermann Menkes gebraucht weben in derselben Bedeutung in einem Satze einmal stark, einmal schwach, eine Nachlässigkeit, die strengen Tadel verdient:

„So wuchs es heran, liebeumfangen, von süßen Träumen umwebt, mit denen die Mutter es umwob".

(Aus Rothrußland.)

Dieselbe Folgewidrigkeit begeht P. K. Rosegger bei dem Worte gleiten:

„Noch etwa zehn Klafter vom Tümpel entfernt, glitt er aus, und auf dem Rücken liegend, mit den Füßen voran, gleitete er nicht allzurasch gegen die Moräne."

(Der Schelm in den Alpen: Der Bös-Tauring.)

Dieser Fehler ist jedoch noch schlimmer, da gleiten überhaupt nur eine und zwar die starke Flexion zuläßt.

Häufig tritt die starke statt der schwachen Flexion bei den Verben fragen und stecken ein: er frug, er stak. Diese Formen sind namentlich in der poetischen Litteratur beliebt.

Oft hört man auch das Part. Perf. umrungen. Soll es vom Verbum umringen stammen, so ist es fehlerhaft, da diesem nicht das stark flektierende Verbum ringen zu Grunde liegt, sondern das Substantiv Ring; es heißt also richtig nur umringt.

So rührt auch die Partizip-Form gesinnt nicht vom Verbum sinnen her, sondern vom Substantiv Sinn; jenes lautet im Part. Perf. nur gesonnen; zudem haben beide Formen verschiedene Bedeutung: gesinnt sein heißt so viel wie: Die Ansicht haben; gesonnen sein wie: Die Absicht haben.

Dasjenige Verbum, an dessen Flexion am meisten gesündigt wird, ist entschieden dünken. Zu diesem Infinitiv haben sich die entsprechenden Imperfekt- und Partizip-Formen dünkte und gedünkt herausgebildet, von denen die richtigen Formen däuchte, gedäucht fast verdrängt worden sind; anderseits ist zu diesen Formen das entsprechende Präsens mich däucht und der Infinitiv däuchten (auch deuchten) entstanden.

Die wenigsten Schriftsteller wissen mit diesem Worte umzugehen, ja manche nehmen sich nicht einmal die kleine Mühe bei einer Form zu bleiben, sondern werfen richtige und falsche kunterbunt durch einander. So schreibt Friedrich Spielhagen in einem Romane:

„Eine Zeit, die ihm endlos dünkte.“;
(Angela.)

„Ein Lachen, das der Baronin um so gräßlicher däuchte.“ (ebenda.)

Auf einer einzigen Seite (17) läßt er die Baronin „mich däucht“ und „mich dünkt“ sagen.

Ebenso folgewidrig schreibt J. J. David in einer Novelle:

„Und es bedünkte sie“ und „deuchte ihm.“
(Die Wiedergeborenen: Die Tochter Fortunats.)

Eine Ursache von Schwankungen ist bei manchen Verben der Umlaut.

Das zeigt sich namentlich beim Wort kommen; soll es heißen: du kömmst, er kömmt, oder ohne Umlaut: du kommst, er kommt? So häufig die umlautenden Formen auch gebraucht werden, besonders schriftlich und in der Rede bei Leuten, die besonders schön sprechen wollen, meide man sie doch lieber; sie sehen geziert aus. Ebenso unterlasse man den Umlaut bei fragen und kaufen, während er bei den meisten starken Verben mit dem Stammvokale a nicht vergessen werden darf z. B. bei fallen, fahren, lassen, schlafen, tragen, wachsen u. s. w. Bei laden ist die Form ladest, ladet in der mündlichen Sprache, wenigstens in Österreich, häufiger als lädst und lädt. Bei braten kommen die umlautenden Formen brätst und brät in der Umgangssprache fast gar nicht vor.

Im Konjunktiv Imperf. mancher Verba handelt es sich darum, welcher Vokal umlauten soll. So dürfte schon mancher in Verlegenheit gewesen sein, wenn er diese Zeitform von einem Verbum wie beginnen, besinnen, gewinnen, rinnen, schwimmen bilden sollte, und zwischen den Umlauten ä und ö geschwankt haben.

Bei diesen Verben mit doppeltem n oder m, ferner bei einigen andern, in deren Part. Perf. der Stammvokal o zum Vorscheine kommt, empfiehlt Andresen den Umlaut an diesem vorzunehmen; somit hieße es: Ich begönne, schwömme, beföhle, schölte u. s. w. Diese Art des Umlautes sei nach Andresen schon aus praktischen Gründen zu empfehlen, denn in der mündlichen Sprache seien die Formen befähle vom Präs. Ind. befehle nicht leicht zu unterscheiden. Indes kann man dagegen einwenden, daß der Sprachgebrauch den Umlaut auf ä bevorzugt; man bediene sich daher dieser Formen.

Bei einigen Verben tritt statt des ö ein ü ein, so bei denen, deren Stamm auf erb, erf, erd und elf auslautet; man sagt: ich stürbe, würfe, würde, hülfe.

Bei stehen sind sowohl stände als stünde gebräuchlich. Für die zweite Form spricht die mittelhochdeutsche Form stuont.

Die sogenannten rückumlautenden Verben bilden den Konj. Imperf. ohne Umlaut und mit e; unrichtig ist

daher: „brännte" für brennte bei Friedrich Spielhagen (Angela), und Hermann Bahr (Die gute Schule).

Bei dieser Gelegenheit sei auch bemerkt, daß zwei dieser Verba eine doppelte Flexion haben; das Imperf. und 2. Perf. von senden lautet bald sandte und gesandt, bald sendete und gesendet; und von wenden bald: wandte, gewandt, bald: wendete, gewendet. Welche Form soll man nun gebrauchen? Es dürfte sich empfehlen, die zuerst genannten anzuwenden, also sandte, wandte zu sagen, wie man brannte, bannte, nannte sagt, und ebenso gesandt; mit der Form gewandt jedoch verbindet der Sprachgebrauch eine ganz bestimmte Vorstellung, der zufolge dieses Part. meist nur dann angewendet wird, wenn es adjektivischen Sinn hat und soviel bedeutet wie geübt, geschickt.

Starke Verba, die auf einen Zischlaut enden, stoßen das n in der 2. Person Sing. meist aus; in der mündlichen Rede ist es unfraglich gebräuchlicher: du ißt, mißt, sitzt zu sagen als: du issest, missest, sitzest. Bei fechten und flechten fällt das t in der 2. Person Sing. aus. Es heißt also: du fichst, flichst[1]).

Auch bei den zusammengesetzten Verben giebt es manche Schwankungen.

Vor allem seien jedoch die Regeln angeführt, nach denen sie zu behandeln sind.

1. Alle zusammengesetzten Verba, deren Vorsilbe unbetont ist, bleiben im Part. Perf. ohne Augment und nehmen im präpositionalen Infinitiv das zu nicht in die Infinitivform auf, z. B. bedauert, zu bedauern; erlassen, zu erlassen; verlangt, zu verlangen.

(Dies gilt auch für die einfachen Verba auf ieren: z. B.: marschiert, zu marschieren; regiert, zu regieren.)

In dieser Weise zusammengesetzte Verba sind untrennbar und heißen echte Zusammensetzungen. Man

[1]) Andresen verpönt diese allgemein üblichen Formen. Weigand giebt in seinem Wörterbuche fichtst an, schreibt aber dann flichst ohne t.

kann aso nicht sagen: er dauerte—be, oder: es gieng —ent.

2. Alle zusammengesetzten Verba, deren Vorsilbe betont ist, haben im Part. Perf. das Augment ge nach der Vorsilbe ebenso im präpositionalen Infinitiv das zu, z. B.: abgereist, abzureisen; fortgeeilt, fortzueilen.

In dieser Weise zusammengesetzte Verba sind trennbar und heißen unechte Zusammensetzungen, z. B.: ich reiste ab, ich eilte fort.

Die Trennung dort zu unterlassen, wo sie geboten ist, muß als Fehler gerügt werden. P. K. Rosegger begeht ihn in folgenden Fällen:

„Zuckend ausstreckten sich die Muskeln seines Armes." (Der Gottsucher.)

„Anfängt man das."
(Höhenfeuer: Die Nottaufe.)

„Weiter ausbreitete sich der Aufruhr."
(Höhenfeuer: Die Christvesper.)

Umgekehrt trennt Friedrich Spielhagen ein allerdings trennbar zusammengesetztes Verbum in einer untrennbaren Form, was eben so zu tadeln ist:

„Darauf habe die hübsche Louise an zu weinen gefangen." (Problematische Naturen.)

3. Verba, die mit den Vorsilben durch, hinter, über, um, unter, voll, wider zusammengesetzt sind, richten sich nach den ersten zwei Regeln, je nachdem die Vorsilben betont werden oder nicht, was wieder von der Bedeutung des betreffenden Verbums bestimmt wird; und zwar stellt sich das Verhältnis der Betonung zur Bedeutung so, daß die unbetonte Vorsilbe gewöhnlich der übertragenen, die betonte der wörtlichen Bedeutung des betreffenden Verbums entspricht: „Er durchgieng die Aufgabe mit seinem Schüler nochmals (hat durchgangen)", aber: „Der Kassier gieng durch (ist durchgegangen)"; „Voß übersetzte die Iliade, (hat übersetzt)", aber: „Der Dampfer setzte uns über, (hat übergesetzt)". „Die Posse unterhielt mich (hat unterhalten)"; aber: „Ich hielt mein Glas unter (habe untergehalten)"; „Er vollführte die Arbeit zur Zu-

friedenheit aller (hat vollführt)"; aber: „Ich füllte meine Tasse voll (habe vollgefüllt)".

Bei dem Worte überfahren giebt es allerdings einen Unterschied der Bedeutung, doch kann man da nicht von übertragener Bedeutung sprechen, z. B. „Der Wagen überfuhr das Kind (hat überfahren)", aber: „Der Fährmann fuhr uns über (hat übergefahren)".

Manche der mit diesen Vorsilben zusammengesetzten Verba haben überhaupt nur eine Bedeutung und demnach eine Betonung z. B.: überladen, überreden, überreiten, überzeugen.

Bei einigen Verben schwankt die Betonung und mit ihr die Trennbarkeit.

Heißt es unterschieben, somit untrennbar: unterschob, unterschoben oder: unterschieben, schob ... unter untergeschoben? Sanders erklärt sich für die zweite Auffassung.

Bei obliegen gilt zwar die Betonung der ersten Silbe und demnach die Trennbarkeit, doch ist sie keineswegs allgemein üblich; man hört neben liegt ob und obzuliegen häufig: obliegt, zu obliegen; im Part. Perf. dagegen hat sich die dem trennbaren Präsens entsprechende Form obgelegen allein erhalten.

Frohlocken und liebkosen können als einfache und zusammengesetzte Verben gelten; rechnet man sie zu jenen, so müßte das Part. lauten: frohlockt und liebkost, zählt man sie zu diesen: gefrohlockt und geliebkost. Der Gebrauch hat sich bei frohlocken entschieden für die augmentlose Form entschieden, bei liebkosen schwankt er, dürfte aber auch dieser den Vorzug geben. Man sage also: frohlockt und liebkost.

Offenbaren soll nach Sanders im Sinne von kund thun das Part. wie ein untrennbar zusammengesetztes Verbum bilden, also: offenbart, jedenfalls wegen der Betonung, deren Schwergewicht auf der letzten Silbe zu ruhen pflegt; im kirchlichen Sinne aber wie ein einfaches Verbum mit vorangesetztem Augment: geoffenbart.

Besonders schwer fällt die Unterscheidung bei den mit der Vorsilbe miß zusammengesetzten Verben. Nur

so viel steht fest, daß alle diese Zusammensetzungen untrennbar sind.

Die Silbe miß ist gewöhnlich tonlos; so bei: mißachten, mißbilligen, mißbrauchen, mißfallen, mißhandeln; demnach: mißachtet, zu mißachten; mißbilligt, zu mißbilligen; mißbraucht, zu mißbrauchen; mißfallen, zu mißfallen; mißhandelt, zu mißhandeln.

Dagegen ruht der Ton bei mißtrauen und mißverstehen auf der Vorsilbe; demnach finden sich die Formen mißzutrauen, mißzuverstehen neben den der Untrennbarkeit des Wortes besser entsprechenden Formen zu mißtrauen, zu mißverstehen. Im Part. Perf. findet sich neben der gewöhnlichen Form mißtraut die augmentierte gemißtraut, wobei zu beachten ist, daß das Augment vorangestellt wird wie bei einem einfachen Verbum, also nicht mißgetraut[1]).

Von mißverstehen lautet das Part. Perf. nur mißverstanden.

Solche mit zwei Vorsilben zusammengesetzte Verba werden überhaupt im Part. Perf. nicht mit dem Augment versehen, obwohl sie den Ton auf der ersten Silbe haben; so auch anerkennen, auferstehen. Das Verbum mißverstehen ausgenommen sind diese Zusammensetzungen trennbar; man sage daher nicht: ich anerkenne, er auferstand, sondern: ich erkenne an, er erstand auf.

Noch ist einiger Verba zu gedenken, deren Flexion Schwankungen unterworfen ist, da sie mißverstanden werden. Dies sind: handhaben, radebrechen, ratschlagen; willfahren. Sie dürfen nicht als Zusammensetzungen angesehen und demgemäß flektiert werden, denn sie sind von Substantiven abgeleitet und demnach zu behandeln;

---

[1]) Wird bei mißtrauen die Vorsilbe betont, so müßte das Part. Perf. regelmäßig lauten: mißgetraut. Dieser Einschiebung widerspricht jedoch die Untrennbarkeit des Wortes miß; so setzt man das Augment zwar, aber an die Spitze wie bei einem einfachen Verbum, und genügt so beiden Forderungen.

Formen wie folgende sind daher unstatthaft: handzuhaben, handgehabt; radebricht, radebrach, radegebrochen, radzubrechen; ratschlägt, ratschlug, ratgeschlagen, ratzuschlagen. Willfahren kommt vom schwachen Verbum vâren und bleibt schwach; es heißt also nicht willfährt und willfuhr sondern willfahrt und willfahrte, und da es nicht auf der Vorsilbe betont ist, im Part. Perf. willfahrt.

Manche Verba, namentlich die der Bewegung, bedienen sich in den Zeiten der Vergangenheit beider Hilfszeitwörter; sowohl der Formen von sein als derer von haben. Wann das eine oder das andere zu gebrauchen ist, hängt von der Bedeutung des betreffenden Wortes ab. Sie werden mit sein gebildet, wenn das Ziel, die Richtung der Bewegung angegeben ist; mit haben, wenn die Bewegung als eine Thätigkeit an sich hingestellt wird. Demnach heißt es: ich **bin** gelaufen, geritten, geschwommen, gesprungen, wenn ein Ziel genannt ist, also den einzelnen Wörtern entsprechend, z. B.: in die Stadt, über den See, über den Stein, zum Feuer; dagegen: ich **habe** gelaufen, geritten, geschwommen, gesprungen, wenn diese Thätigkeit ohne Zielrichtung angegeben ist, also zur Übung, zum Zeitvertreib vorgenommen wird.[1]) So heißt es ferner: Ich **bin** niedergekniet, aber: „Der Schüler **hat** zur Strafe gekniet"; „Ich **bin** weit gereist" aber: „Ich **habe** viel gereist"; „Der Strom **ist** dahingerauscht", aber: „Der Wald **hat** gerauscht"; „Sie **sind** in den Nebensaal getanzt"; aber: „Sie **haben** einen Walzer getanzt".

Andresen will auch das Verbum gehen mit haben gebildet sehen; der Sprachgebrauch begünstigt diese Auffassung jedoch keineswegs, da er gehen stets mit sein bildet.

Die Verba liegen, sitzen, stehen werden nach Sanders, und wohl auch nach Andresen, in der Regel mit haben abgewandelt; Willomitzer dagegen führt sie eigens als mit sein gebildet an. In Norddeutschland gebraucht man eben haben, in Süddeutschland und

---

[1]) In Österreich wird auch in diesem Falle allgemein nur sein als Hilfszeitwort gebraucht.

namentlich in Österreich sein als Hilfszeitwort. Möge jedes bei dem seinen bleiben.

Begegnen wird im wörtlichen Sinne mit sein, im übertragenen mit haben flektiert. Man sagt also: „Gestern bin ich einem Bekannten begegnet", aber: „Der Lehrer hat den Unarten der Schüler nachdrücklich begegnet".

Die unpersönlichen Verba: es glückt, es gelingt, es mißlingt werden mit sein gebildet.

Auffallend und mitunter empfindlich ist in der deutschen Sprache der Mangel an Partizipien, es giebt deren nur zwei, von denen das eine gewöhnlich als Part. Präs., das andre als Part. Perf. bezeichnet wird; ein drittes für das Fut. läßt sich künstlich herstellen, indem man dem Part. Präs. ein zu vorsetzt; es hat passiven Sinn und kann nur bei transitiven Verben gebildet werden. Man darf sagen: der zu bildende Kasus, aber nicht: das zu erscheinende Buch.

Infolge dieses Mangels an Partizipial-Formen müssen sich's die zwei vorhandenen Formen oft gefallen lassen, in einem Sinne verwendet zu werden, der ihrem ursprünglichen, oder doch dem widerspricht, den man als solchen anzusehen gewohnt ist.

So gilt das Part. Präs. in der Regel als aktiv.

Dagegen weisen die bedeutendsten Grammatiker, so Becker (Lyon), Andresen, Keller, Sanders auf die Ausdrücke: „die in der Hand habende kleine Orgel", „die vorhabende Herbstreise", die Goethe und „knieende Abbitte", „schlechtschlafende Nacht", die Schiller gebraucht, und in denen das Partizip doch entschieden passiven Sinn habe.

Sie empfehlen diese Formen zwar nicht der Nachahmung, betrachten sie jedoch als eine Widerlegung der von vielen Grammatikern aufgestellten und noch heute weit verbreiteten Ansicht, daß das Part. Präs. nur aktive Bedeutung habe.

Sie führen zur Bestätigung ihrer Behauptung auch eine Anzahl von Ausdrücken an, die allgemein gültig sind, obwohl sie nicht der aktiven Bedeutung des ersten Partizip entsprechen. Man dürfte jedoch kaum fehl

gehen, wenn man annimmt, diesen Ausdrücken liege nicht eine passive Bedeutung zu Grunde, sie seien vielmehr dadurch zu erklären, daß das Partizip manchmal faktitive Bedeutung habe wie in den Verbindungen: fallende Sucht d. i.: eine Sucht, die nicht selbst fällt, sondern fallen macht, erstaunende Aussicht, schwindelnde Höhe; ferner, wie der von Keller zitierte Grammatiker Koch angiebt, durch eine Vertauschung der Subjekte: wohlschlafende Nacht, d. i.: eine Nacht, in der man wohl schläft; ferner durch Personifikation: fahrende Post, Batterie, Habe, reitende Artillerie, meistbietender Verkauf, stillschweigendes Übereinkommen; andere Verbindungen mögen, wie Keller, beziehungsweise Koch meint, aus Sätzen entstanden sein, z. B.: reißender Absatz aus: „Die Waare geht reißend ab"; betreffend aus Sätzen wie: „Die Impfpflichtigen müssen zufolge der sie betreffenden Verordnung dem Impfarzt übergeben werden" [1]).

Becker-Lyon sieht in dem Partizip auf end nicht ausschließlich eine Form der Gegenwart, sondern erklärt, es stehe auch für die Vergangenheit und Zukunft, und führt an, daß man ohne Anstoß sagen dürfe: die vor kurzem noch blühende Blume oder: die künftig lebenden Menschen.

Hier ist doch zu beachten, daß die Bedeutung der Vergangenheit und Zukunft durch adverbiale Zusätze hervorgerufen worden ist.

Am besten wird man daran thun, Keller zu folgen, der in seinem „Antibarbarus" schreibt: „Das erste Partizip drückt seiner temporalen Bedeutung nach die Gleichzeitigkeit des einen Seins oder Thuns mit dem andern aus." Als Beispiel dafür giebt er an: „„Der entstehende Brand wurde entdeckt und gelöscht", nämlich während er im Entstehen begriffen war.""

Da die Bezeichnung Part. Präs. infolge dieser Dehnbarkeit der Bedeutung für das Partizip auf end nicht ge-

---

[1]) Siehe Keller: Deutscher Antibarbarus. 1. Auflage, S. 58.

nau paßt, so nennen es Becker-Lyon, Andresen und Keller erstes Partizip, was in allen Fällen zutrifft.

Als zweites Partizip aber gilt ihnen die gewöhnlich als Part. Perf. bezeichnete Zeitform.

Auch diese ist großen Schwankungen unterworfen.

Das zweite Partizip kann sowohl passive als aktive Bedeutung haben.

Passive hat es bei allen Verben, die mit haben gebildet werden.

Aktive bei den Intransitiven, die mit sein gebildet werden, aber fast nur dann, wenn es zugleich adjektivische Bedeutung hat.

Somit ist ein gefangener Verbrecher, ein erschossener Soldat einer, der gefangen, beziehungsweise erschossen worden ist, sich also in passivem Zustande befindet. Dagegen wird in Ausdrücken wie: ein entlaufener Sträfling, ein gesunkenes Schiff vom Substantiv eine Thätigkeit ausgesagt.

Fehlerhaft sind daher die Partizialformen in Verbindungen wie: das mich betroffene Unglück, das gefehlte Geld, die geherrschte Kälte, der überhandgenommene Mißbrauch u. s. w., durchwegs Beispiele, die von den Grammatikern als abschreckend hingestellt zu werden pflegen.

Einige Transitiva machen jedoch eine Ausnahme, indem ihr zweites Partizip aktive Bedeutung hat. Solche Partizipien sind z. B. in folgenden Verbindungen vorhanden: ein erfahrener Arzt, ein gelernter Tischler, ein geschworener Feind, ein studierter Mann, ein verdienter Beamter, ein verschwiegener Priester.

Die Partizipia ungebeten, ungefrühstückt, ungegessen, die gleichfalls in aktiver Bedeutung gebraucht werden, vermeide man. Die letztgenannte Form findet sich in der modernen Litteratur bei Gottfried Keller:

„Sie beschloß ungegessen schlafen zu gehen."
(Martin Salander.)

Spielte sich diese Erzählung in einem von Kannibalen bewohnten Lande ab, so hätte dieses Partizip eine gewisse Berechtigung; mit Bezug auf die friedlichen Schweizer aber nimmt es sich lächerlich aus.

Die Grammatiker Andresen und Keller entschuldigen diese Formen mit deren adjektivischer Bedeutung, auf die die Vorsilbe un weise.

Auch bei den Verben stattfinden und statthaben wird das zweite Part. wider die Regel in aktiver Bedeutung gebraucht, und zwar so allgemein, daß Wustmann's zorniges Eifern dagegen wohl umsonst ist.

Bei stehen und liegen ist die aktive Bedeutung und Anwendung des zweiten Partizips für den ganz natürlich, der diese Verba mit sein flektiert. Andresen, der stehen nur mit haben gebildet wissen will, sieht darum das Part. gestanden in adjektivischem Sinne nur ungern. Bei liegen macht er einen Unterschied zwischen gelegen haben und gelegen sein; nur im zweiten Falle gestattet er den adjektivischen Gebrauch des zweiten Partizips. Man dürfe demnach sagen: „die am Rhein gelegene Stadt Bonn", nicht aber: „die bisher in Rastatt gelegene Pionierabteilung."

Andresen beanstandet auch den in der Turfsprache gebräuchlichen Ausdruck gelaufene Pferde. Da laufen jedoch, in Österreich fast ausschließlich, mit sein flektiert wird, kann man ihn gelten lassen. Andresen stützt sich wohl darauf, daß laufen eben in diesem Sinne mit haben gefügt werden müsse, weil ja hier allein die Thätigkeit des Laufens in Betracht komme. Was ist's aber mit dem Ausdruck ein weitgereister Mann, der doch allgemein gültig ist? In diesem Falle müßte ja nach Andresen reisen mit haben flektiert werden, da ja keine Zielrichtung angegeben ist. Dem widerspricht jedoch die aktive Bedeutung des Partizips. Es scheint, daß die Flexion mit sein bei diesem Verbum doch die vorherrschende ist.

Bei den intransitiven Verben, die bald mit sein, bald mit haben flektiert werden, hängt der attributive Gebrauch des zweiten Partizips davon ab, welches von beiden Hilfszeitwörtern man gebraucht.

Wird das zweite Partizip eines intransitiven Verbums attributiv gebraucht, ohne daß man es als Adjektiv empfindet, so ist das in der Regel ein Fehler.

Man trifft ihn in der Erzählungslitteratur ab und zu.

P. K. Rosegger. Als Daniel, die zwölf finstern Leitern hinaufgeklettert, zum ersten Mal von diesen Fenstern herabblickt."

(Höhenfeuer: Die Christvesper.)

F. J. Stolz: „War er im Kirchhof, gefolgt der schönen Christenpflicht."

(Geschichten aus dem Leben: Auch ein Roman.)

Bei dem Verbum folgen wird das zweite Partizip auch in passivem Sinne gebraucht, ganz mit Unrecht, denn Intransitiva haben kein persönliches Passiv. Indes hat sich dieser den fremden Sprachen entlehnte Gebrauch schon so eingebürgert, daß man ihn wohl anerkennen muß. So schreibt Friedrich Spielhagen:

„Sie eilten, gefolgt von andern Männern."

(Problematische Naturen.)

Auch beim Intransitiv schmeicheln wird das zweite Partizip passiv gebraucht: ein geschmeicheltes Bild. Ferner von befehlen im Sinne von berufen, bescheiden: der zur Hof-Tafel befohlene Oberst.

In allen andern Fällen aber ist dieser Gebrauch zu tadeln. Er findet sich in der Litteratur auch nur ganz vereinzelt. So schreibt Mea Reichard:

„. . . aus der Menge fort, welche ihnen Platz macht, imponiert durch das stolze Vorgehen des Marquis." (Andrée.)

Ebenso wie sich das zweite Partizip keineswegs auf das Passiv beschränkt, so bezieht es sich auch nicht nur auf die Vergangenheit, wie man nach lateinischem Vorbilde in der Schule gelehrt wird, sondern auch auf die Gegenwart. Durch die Vollendung einer Thätigkeit entsteht eben ein dauernder Zustand. So wird z. B. in den Ausdrücken: die geliebte Mutter, der gehaßte Tyrann, das geehrte Publikum, nicht etwa gesagt, daß die Mutter einmal geliebt, der Tyrann gehaßt, das Publikum verehrt worden ist, sondern daß sie noch zur Zeit der Aussage in diesem Zustande sind.

Hat ein Verbum im zweiten Partizip adjektivische Bedeutung, so darf es nicht als Part. Perf. angewendet werden. Man darf, um Andresen's Beispiele zu gebrauchen,

ein Mädchen, das zur Erde gefallen ist, nicht ein *gefallenes* Mädchen nennen, einen Richter, den eine Partei verworfen hat, einen *verworfenen* Richter, eine Lehrerin, die vom Schicksal geprüft worden eine *geprüfte* Lehrerin, einen Sohn, der den Eltern einmal abhanden gekommen, etwa im Gedränge, einen *verlorenen* Sohn, einen Verwandten, der aus seiner Stellung entfernt worden einen *entfernten* Verwandten, einen Menschen, der eingezogen worden einen *eingezogenen* Menschen und ein Verbrechen, das bekannt geworden ist, ein *bekanntes* Verbrechen. Alle diese Ausdrücke würden etwas ganz anderes besagen, als was gemeint ist, da diese Partizipien als Adjektiva eine Bedeutung haben, die von der ihnen ursprünglich zukommenden ganz verschieden ist.

Die Steigerung kann beim Partizip nur dann eintreten, wenn dieses adjektivische Bedeutung angenommen hat, man darf also z. B. sagen: der *geliebteste* Herrscher, der *gebildetste* Mensch, der *verworfenste* Verbrecher; aber nicht, wie *Ossip Schubin* es thut:

„Auf's *vorübergehendste*"
(Ehre).

„Die in die Augen *springendsten* Punkte."
(Boris Lensky.);

oder *Ludwig Anzengruber*:

„Sepherl machte die *wunderndsten* Augen".
(Der Sternsteinhof.)

So spricht ferner das „*Fremdenblatt*": vom „*ungemessensten* Vertrauen der Bevölkerung."

Bei zusammengesetzten Partizipien gilt dasselbe wie für die zusammengesetzten Adjektiva. Es heißt also richtig:

„Zu den *weitestgehenden* Reflexionen."
(Sport.);

falsch bei *Konrad Alberti*:

„Die *bestzahlendsten* Zeitschriften."
(Wer ist der Stärkere?)

In diesem Partizip stecken übrigens zwei Fehler: außer der unstatthaften Steigerung des Verbalbegriffes noch die pleonastische und darum fehlerhafte Steigerung des Adverbs.

Schließlich ist beim Partizip noch zu bemerken, daß die sogenannten Präterita-Praesentia neben der gewöhnlichen Form des zweiten Part. noch eine zweite haben, die dem Infinitiv gleicht und dann angewendet wird, wenn ihm ein Infinitiv vorangeht. Es heißt also: ich habe dies thun dürfen, können, mögen, müssen, sollen, wollen; aber ohne vorausgehenden Infinitiv: ich habe dies gedurft, gekonnt, gemocht, gemußt, gesollt, gewollt. Diesem Gebrauche schließen sich einige Verba an, die als Hilfszeitwörter gebraucht werden. So heißt es auch: ich habe sagen hören, thun sehen, heißen oder lassen. Daneben bleiben jedoch die regelmäßigen Formen: gehört, gesehen, geheißen, gelassen, beim letzten Worte allerdings selten.

Die Infinitiv-Form darf bei den Hilfsverben jedoch nicht eintreten: wenn sie in einem abhängigen Satz stehen, der durch den Infinitiv mit zu verkürzt ist. Der Satz: „Ich wünschte, daß ich dies schon gestern hätte thun dürfen“, lautet somit verkürzt: „Ich wünschte, dies schon gestern thun gedurft zu haben“, nicht etwa: haben thun zu dürfen, da das zu nur dem wirklichen Infinitiv vorangestellt werden darf, nicht aber der Infinitivform des Partizips.

D. Wortbildung.

1. Unsichere und unschöne Wortbildungen.

Besonders heikel sind solche Wortbildungen, in denen ein Adjektiv zu einem Substantiv tritt oder eine so entstandene Zusammensetzung als Bestimmungswort wieder zu einem andern Substantiv, ohne daß dadurch ein fester Wortbegriff entsteht. Solche Wörter sind: das Hohelied, der Hohepriester, der Geheimerat, die Langeweile, und die zweifach zusammengesetzten: das

Hohepriesteramt, der Alteweibersommer, das Armesünderhemde (-glöckchen), die Sauregurkenzeit.

Sanders und Keller deklinieren bei diesen Wörtern das Adjektiv und Substantiv (bei den doppelt zusammengesetzten das Adjektiv und zweite Substantiv) so nebeneinander, als stünden sie allein, also: ein Hoherpriester, der Hohepriester, des Hohenpriesters, die Hohenpriester; ein Alterweibersommer, der Alteweibersommer, des Altenweibersommers u. s. w.

Andresen verurteilt diese Formen und will, daß das Adjektiv nicht mit dem Grundworte flektiert werde.

Bei den meisten dieser Ausdrücke kann man sich jedoch dem Zweifel dadurch entziehen, daß man das Adjektiv ganz unflektiert läßt und sagt: Altweibersommer, Armsünderhemde, Geheimrat, Langweile, Sauergurkenzeit, wie man sagt: Leichtsinn für: leichter Sinn und Hochschule für: hohe Schule.

Bei den Verbindungen: das Hohelied, der Hohepriester ist das freilich kaum durchzuführen, so folgerichtig es auch wäre. Man dekliniere also Adjektiv und Substantiv nebeneinander, wie Sanders und Keller es empfehlen und sage: der Hohepriester, ein Hoherpriester, die Hohenpriester, Hohepriester.

Tritt zu dieser Verbindung noch ein Substantiv, so entgeht man allen Schwierigkeiten, indem man es nicht mit ihr zusammensetzt, also z. B. nicht sagt: das Hohepriesteramt, sondern: das Amt des Hohenpriesters.

Will man jedoch durchaus eine Zusammensetzung, so lasse man das Adjektiv in der schwachen Nominativform des Singulars, wie Andresen es will und sage: das oder ein Hohepriesteramt.

Andresen hat nämlich ganz recht, Formen wie Hohespriesteramt, Alterweibersommer, Armesünderhemd mit jenen durchaus fehlerhaften Verbindungen zu vergleichen, in denen ein Attribut, das sich nur auf das Bestimmungswort einer Zusammensetzung bezieht, mit dieser flektiert wird. Solche in der Umgangssprache häufige Ausdrücke sind: gemischte Waren-

handlung, gestoßene Zuckerdose, rote Weinflasche, schwarzes Kaffeeservice, wilde Jasminlaube u. a. m. Keller bringt in seinem „Antibarbarus" nicht weniger als 47 solcher mitunter sehr komischen Ausdrücke. (S. 87.)

Ähnliche und darum tadelnswerte Verbindungen sind die, in denen ein Genitiv oder eine adverbiale Bestimmung zu einem zusammengesetzten Substantiv tritt, sich aber nicht auf das Ganze, sondern nur auf das Bestimmungswort bezieht; z. B.: die Einweihungsfeierlichkeit der Kirche; das Bewegungsbedürfnis im Freien, das Ausfallsgefecht aus Straßburg (diese zwei Beispiele sind Keller's „Antibarbarus" entnommen).

Eine Wortbildung, die ganz überflüssig und darum zu vermeiden ist, entsteht durch die Substantivierung der Infinitive solcher Verba, aus denen schon auf anderem Wege Substantiva hergeleitet worden sind, die ganz dasselbe bedeuten, z. B.: das Einbrechen der Dunkelheit für: der Einbruch der Dunkelheit; das Aufgehen der Sonne, für: der Aufgang der Sonne.[1])

Geradezu tadelnswert sind die substantivierten Infinitive reflexiver Verba; so z. B. schreibt Robert Byr:

„Verschlossenes Insichzusammenfassen"

(Wozu?)

Alfred Friedmann:

„Das Sichmitsichselbstbeschäftigen."

(Zwei Ehen.)

Zwar nicht von einem Reflexiv, aber darum nicht minder ungeschickt, gebraucht Detlev Freiherr von Liliencron das Wort:

„Das Nichtvergessenhaben." (Der Mäcen.)

---

[1]) Dort, wo das verbale Substantitiv etwas anderes sagt als das wirkliche, ist seine Anwendung gestattet. Andresen führt bei dieser Gelegenheit folgendes Becker entnommene lehrreiche Beispiel an: „Das Unterscheiden ist leicht, denn der Unterschied zwischen zwei Dingen ist oft so versteckt, daß die Unterscheidung von den andern kaum möglich ist."

Derselbe Autor bildet in seinem Romane „Breide Hummelsbüttel" auch das köstliche Wort „der Sichverberger", das dadurch, daß es in dem jenem Buche eingeflochtenen Gedichte steht, wohl nicht entschuldigt ist, da es sich im Verse ebenso ungeheuerlich ausnimmt wie in der Prosa.

Plump und häßlich sind auch solche Wortbildungen, die durch Zusammenziehung ganzer Redensarten entstanden sind. Andresen bietet eine Fülle von Beispielen für diese Unart, so: Ansichreißung, Außerachtlassung, Inanklagestandversetzung, Zurannahmebringung und das schier endlose Neujahrsgratulationsentbindungskarten.

Solche Formen verdienen, wie Keller witzig bemerkt, die Zurthürhinausschmeißung. Nicht zu empfehlen sind ferner gewisse aus Adverbien gebildete Adjektiva, die namentlich im Geschäftsstile häufig vorkommen, aber in Büchern sich unpassend ausnehmen, z. B. allenfalsig, diesfallsig, demnächstig, hinterherig, seinerzeitig.

Aus Bequemlichkeit hat der Sprachgebrauch sich gestattet, einige Adverbia zu Adjektiven umzuwandeln.

Dies gilt vor Allem von den mit weise zusammengesetzten. Man kann hören und lesen: Von einer teilweisen Umarbeitung, einer zeitweisen Besserung, ausnahmsweisen Begünstigungen u. s. w. Diese Formen sind zwar nicht gerade zu empfehlen, lassen sich aber nur schwer ersetzen.

Leichter vermeiden läßt sich der adjektivische Gebrauch der Adverbia ferner und weiter, der manchmal Zweideutigkeiten veranlaßt, wie folgendes von Andresen angeführte Beispiel zeigt: „Ich habe noch drei fernere Brüder", kann ebenso gut heißen: ich habe drei Brüder, die noch ferner sind, als: drei andere Brüder; ebenso kann ein weiterer Rock soviel sagen wie: ein Rock, der von weiterem Umfange ist, als: ein anderer Rock.

In Österreich wird noch das Adverb zuwider allgemein adjektivisch gebraucht: Ein zuwiderer Mensch.

Unschön sind auch die von Substantiven hergeleiteten Adjektiva auf isch. z. B. großsprecherisch, nichtsthuerisch.

Die Adjektivform auf isch ist bei Ländernamen gebräuchlich, aber keineswegs ausschließlich, wie Keller und Andresen glauben, die die Form auf er nur bei „Schweizer“ für „schweizerisch“ als gebräuchlich erklären. Andresen bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Aber „Siebenbürger“ für „siebenbürgisch“ muß doch in gewissen Kreisen oder Gegenden sehr geläufig sein, sonst läse man nicht auf dem Titelblatte zweier neuern Schriften „Die Siebenbürger Sachsen“ und „Das Siebenbürger Sachsenland“.

Nicht bloß in gewissen Kreisen, in ganz Österreich sagt man so, und nicht nur bei diesem Worte, sondern bei manchem andern. So heißt es stets Dalmatiner Wein, Kärnthner Lieder, Banater Grenzsoldat, Krainer Höhlen, Steyrer Wagen, Szekler Husaren, Tiroler Landsturm, Vorarlberger Mundart. Diese ständigen Ausdrücke aufzugeben und dafür die Formen auf isch eintreten zu lassen, wäre unsinnig, da sie durch das Herkommen berechtigt und zudem gefälliger sind.

2. Zeitungswörter.

Eine ausgiebige Vermehrung ist dem deutschen Wortschatze durch den Zeitungsstil zu teil geworden. Eine Vermehrung, aber kein Gewinn, denn die daher rührenden Neubildungen sind keineswegs dem Bedürfnis entsprungen, gewissen Begriffen den passenden Ausdruck zu verleihen, dessen sie bisher noch entbehrten; für alle durch diese Neubildungen ausgedrückten Begriffe sind ja Bezeichnungen vorhanden, die vollauf genügen. Die Neubildungen sind auch nicht etwa durch das Bedürfnis nach einer kurzen und darum bequemern Ausdrucksweise veranlaßt, was ja bei dem unleugbaren Zeitmangel der Tagesschriftsteller gerechtfertigt oder doch begreiflich wäre; im Gegenteil: die neuen Ausdrücke sind meist umfangreicher und schwerfälliger als die alten. Um so weniger sind sie zu entschuldigen.

Solche Neubildungen haben sich namentlich auf dem Gebiete der Präpositionen und der Verba eingenistet.

So wird statt des kurzen mit das schwerfällige mittelst oder vermittelst gebraucht; für von: seitens; für zu, wenn es den Zweck bezeichnet, das amtsstilmäßige behufs oder gar zwecks. Besonders häufig und besonders plump sind die Verbindungen von Substantiven mit Präpositionen, die der Zeitungsstil statt der einfachen Präpositionen zu gebrauchen pflegt.

So heißt es in Gemäßheit für gemäß oder nach; im Wege mit nachfolgendem Genitiv für durch; ferner in Anerkennung, in Beantwortung, in Erwiderung u. s. w.

Wustmann, der diese Neubildungen auf das grimmigste bekämpft, läßt sich hierüber folgendermaßen vernehmen:

„Wer ein wenig nachdenkt, sieht, daß hier die verschiedensten logischen Verhältnisse gleichsam auf eine Formel gebracht sind, wie sie so recht für unsre denkfaule Zeit geschaffen ist. Ein Teil dieser unsinnigen in soll den Beweggrund ausdrücken, der doch nur durch aus oder wegen bezeichnet werden kann; **in** Ermanglung, **in** Anerkennung, **in** Überschätzung, **in** Behinderung — das soll heißen: **aus** Mangel, **aus** Anerkennung, **aus** Überschätzung, **wegen** Behinderung. Wenn das logische Verhältnis durch einen Nebensatz ausgedrückt werden sollte, so könnte man nur sagen: weil es mangelt, weil ich anerkenne, weil er überschätzt, weil er behindert war. Ein andrer Teil soll den Zweck bezeichnen, der doch nur durch zu ausgedrückt werden kann; **in** Ergänzung, **in** Vervollständigung, **in** Berichtigung, **in** Erinnerung — das soll heißen: zur Ergänzung, zur Vervollständigung, zur Berichtigung, zur Erinnerung. Mit einem Zeitworte könnte man hier nur sagen: Um zu ergänzen, um zu vervollständigen, um zu berichtigen, damit Sie sich erinnern."

In ähnlicher Weise werden auch die Adverbia bald, ganz, kurz durch die Redeformeln in Bälde, in Gänze, in Kürze ersetzt. Auf dem Gebiete des Ver-

dums findet man verausgaben und vereinnahmen für ausgeben und einnehmen, bezugnehmen für beziehen, in Wegfall kommen für wegfallen, in Erwägung, Berücksichtigung ziehen für erwägen, berücksichtigen. „Geradezu erstaunlich ist es aber," — schreibt Wustmann — „wozu die Dinge jetzt alles gebracht werden. Nichts wird mehr vorgelegt, vorgetragen, aufgeführt, dargestellt, ausgeführt, durchgeführt, angeregt, angerechnet, vorgeschlagen, angezeigt, verkauft, verteilt, versandt, ausgegeben, aufgewandt, erledigt, entschieden, erfüllt, sondern alles wird zur Vorlage gebracht, zum Vortrag gebracht, zur Aufführung oder zur Darstellung gebracht, zur Ausführung oder zur Durchführung gebracht, in Anregung, in Anrechnung, in Vorschlag gebracht, zur Anzeige, zum Verkauf, zur Verteilung, zur Versendung gebracht, zur Ausgabe, zur Anwendung, zur Erledigung, zur Entscheidung, zur Erfüllung gebracht, oder es kommt oder gelangt zum Vortrage, zur Aufführung, in Vorschlag, zur Anzeige, es findet Anwendung, Erledigung u. s. w. Ein Buch wird nicht mehr gedruckt, sondern erst gelangt es zum Druck, und dann gelangt es zur Ausgabe. Kein Zweifel: es handelt sich hier um eine förmliche Krankheit, um eine Art von Hypertrophie oder Verfettung am Leibe unsrer Sprache."

Wer sich über die Terminologie des Zeitungsstils eingehend unterrichten will, lese den Abschnitt „Zur Wortbildungslehre", sowie die Kapitel: „Seitens", „Im Wege", „In Ergänzung" und „Präpositionen" in Wustmann's „Allerhand Sprachdummheiten"; sie sind sehr reichhaltig und mit einem gewissen grimmigen Humor geschrieben. Freilich geht Wustmann in seinem Eifer oft viel zu weit und verdammt Ausdrücke, gegen die sich mit Recht nichts einwenden läßt. So nennt er z. B. das Wort Einakter eine „Scheußlichkeit". Warum? Wohl nur, weil es ihm zufällig mißfällt. Das ist aber denn doch kein triftiger Grund!

3. Romanwörter.

Anderer Art als die Wortbildungen des Zeitungsstils sind die, in den sich einige erzählende Schriftsteller gefallen. Während jene allbekannt und zur gangbaren Münze geworden sind, bleiben diese auf die Werke derer beschränkt, die sie geschaffen haben. Sie entspringen der Sucht mancher Schriftsteller, sich originell auszudrücken und durch die Schaffung neuer Wortformen ihre Sprachgewalt zu zeigen.

Namentlich Wilhelm Jensen leistet hierin Bedeutendes. In seinen neuern Erzählungen gebraucht er fast durchwegs „reglos" für regungslos, „belegen" für gelegen, „belassen" für gelassen, „Behaben" und „Gehaben" für Benehmen und in den Verbindungen mit voraus für dieses immer „vorauf", also: „voraufgeeilt", „voraufblickend", „voraufgehend"; ferner schreibt er: „unrastig" für rastlos (die Heiligen von Amoltern), „Drängnis" für Bedrängnis, „schmeidig" für geschmeidig, „anhellen" für beglänzen, erhellen (Jahreszeiten). In diesem Romane spricht er auch von „sonnenverhängten" Fenstern. Dieser Ausdruck ist sehr zu tadeln, denn in Adjektiven, die aus einem Substantiv und einem Partizip zusammengesetzt sind, pflegt jenes das logische Subjekt, dieses das logische Prädikat zu sein, was sich sofort zeigt, wenn man das Wort in einen Satz auflöst. z. B.: meerumschlungen, d. i.: vom Meere umschlungen, als Satz: das Meer umschlingt; sonnendurchglüht d. i.: von der Sonne durchglüht, als Satz: die Sonne durchglüht; somit „sonnenverhängt" d. i: von der Sonne verhängt, als Satz: die Sonne verhängt, was doch offenbar ein Unsinn ist. Denselben Fehler begeht Ossip Schubin in dem Ausdruck „mit herzgebrochenem Blick". (Unheimliche Geschichten: Die Schlange). Herzgebrochen d. i: vom Herzen gebrochen, als Satz: das Herz bricht, was freilich richtig scheint, wobei jedoch zu bedenken ist, daß bricht hier transitiv ist und als Objekt Blick verlangt, was ebenfalls keinen Sinn hat.

Befremdende Neubildungen kommen ferner noch vor bei Ludwig Anzengruber: „lauthalses Schluchzen",

„wundernde Augen", „kopfnickten" (Der Sternsteinhof). Das letzte Wort findet sich auch bei Robert Schweichel (Verloren). Bei J. Joachim trifft man: „tabakend", „werkend" (Die Brüder); bei Adolf Wilbrandt: „fleischendes Messer". Wahrhaft Köstliches leisten in Wortbildungen E. M. Vacano und Emerich Graf Stadion in ihrem gemeinsam verfaßten Buche „Dornen"; da findet man „lachgroß", „lachverbissen", „lachzitternd", „großdamig", „veitsen" (veitstanzartige Bewegungen machen), „zuckergeifernd". Den polemischen Wortschatz der deutschen Sprache zu bereichern, bemüht sich Karl Bleibtreu in seinem Romane „Größenwahn"; da heißt es: „drängeln", „kindischen", „kritikastern", „raubrittern", „schlampampen", „stammgasten", „übervornehmen", „wortwitzeln".

Überhaupt muß man den Herren vom sogenannten „jüngsten Deutschland" die zweifelhafte Ehre zuerkennen, in Wortbildungen das Unglaublichste zu leisten. So gebraucht Hermann Conradi die Ausdrücke „verstumpfsinnt", „backfischig", „angelenzt", „charpie-zerzupft" (Adam Mensch.). In demselben Buche schreibt er einmal:

> „Auch ihr mußten die Geständnisse dieser Herren etwas drollig und schattentöterigbizarr vorkommen?"

Ebenso klar sind seine Ausdrücke: „zitternd verwegene Speicherbeflissenheit" und „firnig gerundete Hand" (Unterm Nußbaum.). In derselben Erzählung spricht er einmal von einem „gleichsam in erzenener Gliederzusammengeschnürtheit kraftverrammelten Leibe."

4. Vergleichs-Adjektiva.

In das Gebiet der Wortbildungen gehört auch eine Unart, die in der modernen Erzählungslitteratur immer weiter um sich greift.

Sie bedarf einer eingehenden Erörterung, um so mehr, als ihrer bisher in keinem Stilbuche auch nur mit einem Worte Erwähnung gethan worden ist.

Sie betrifft gewisse Adjektiva, die mit einem Substantiv zusammengesetzt sind und die man am besten als Vergleichs-Adjektiva bezeichnet, da sie eigentlich nichts andres sind als ein zusammengezogener Vergleich.

Solche Adjektiva sind z. B. *himmelblau*, *steinhart*, *blitzschnell*, d. h. blau *wie* der Himmel, hart *wie* Stein, schnell *wie* der Blitz.

Durch den Vergleich soll der Begriff des einfachen Adjektivs determiniert werden; der Begriff des Substantivs, mit dem es zusammengesetzt wird, muß somit die Eigenschaft, die das einfache Adjektiv aussagt, als Hauptmerkmal haben.

Verbindet man also z. B. das einfache Adjektiv *blau* mit dem Substantiv *Himmel*, so wird der Begriff *blau* dadurch determiniert, die Verbindung der zwei Wörter drückt eine besondere Art des Begriffes *blau* aus, eben die, die dem Himmel eigentümlich ist.

Dieser Vorgang ist gewiß ganz natürlich, und die eben gegebene Erklärung scheint somit überflüssig, ist es aber durchaus nicht, wie der Ausdruck „*edelsteinblau*" beweist, mit dem *Wilhelm Jensen* die Farbe eines Augenpaares bezeichnet (Aus stiller Zeit: Unter den Schatten.). *Edelsteinblau* d. h. blau *wie* ein Edelstein. Nun schließt aber der Begriff *Edelstein* keineswegs den Begriff *blau* in sich; es giebt ebenso gut rote, gelbe, grüne und noch andersfarbige Edelsteine; das Adjektiv *blau* wird durch diese Zusammensetzung somit gar nicht determiniert.

Wenn Jensen die Augen schon durchaus mit Edelsteinen vergleichen wollte, so hätte er bestimmte Arten derselben wählen sollen, für die die blaue Farbe charakteristisch ist, also den Saphir oder Türkis; aber freilich, *saphir-* oder *türkisblau*, das wäre für Jensen zu gewöhnlich, zu natürlich, so würden ja in diesem Falle die meisten schreiben: er wollte sich anders, ungewöhnlich, eigenartig ausdrücken, und so ist er denn auf das schöne Wort *edelsteinblau* gekommen; ob es richtig ist oder nicht, darauf kommt es ihm nicht an. Wollte man seinem Beispiele folgen, so könnte man mit demselben Rechte auch von *blumenroten* Lippen sprechen; die

Lippen sind — wenigstens in Romanen — rot wie Rosen, die Rose ist aber eine Blume, also sind die Lippen blumenrot.

Jensen hat nicht einmal die Freude, mit seinem edelsteinblau allein dazustehen; nichts ist eben verkehrt genug, um keine Nachahmung zu finden: auch Gräfin Euphemia Ballestrem gebraucht diesen Ausdruck (Die blonden Frauen von Ulmenried), und man dürfte ihr nicht unrecht thun, wenn man annimmt, er stamme nicht von ihr. Ähnlich wie mit diesem Ausdrucke scheint es sich mit dem Worte „wangenrot" zu verhalten, das Adolf Wilbrandt gebraucht (Adams Söhne.) Wangenrot, d. h. nach der Analogie von himmelblau rot wie Wangen. Nun brauchen aber Wangen durchaus nicht rot zu sein, es giebt auch blasse, gelbe und bräunliche Wangen. Die rote Farbe ist also keineswegs eine unerläßliche Eigenschaft der Wangen; aber selbst wenn man annimmt, daß sie für diese typisch sei, so ist dieses Rot doch kein bestimmtes, es kann rosig, kupferig, bräunlich oder violett angehaucht sein. Darum vergleicht man zwar das Rot der Wangen mit andern Dingen, der Rose, dem Purpur, dem Kupfer, nicht aber umgekehrt. Wilbrandt wendet das Wort wangenrot übrigens auf das Gesicht an, vergleicht also dieses mit sich selbst oder, genau gesagt: scheint es zu vergleichen, denn thatsächlich hat er bei seinem Worte kaum einen Vergleich im Sinne gehabt, sondern damit nichts anderes sagen wollen als rotwangig oder rotbackig. Dieser Ausdruck war ihm offenbar zu gewöhnlich, und so ist er auf jenen verfallen, ohne zu bedenken, daß dessen Form die eines versteckten Vergleiches ist.

Dasselbe gilt von dem Adjektiv „bartrot," das Joseph Lauff gebraucht (Die Hexe.); ferner von den Adjektiven „nachtblau" und „nachtklar", von denen das erste in dem eben erwähnten Buche Wilbrandt's den Himmel, das zweite in den „Rheinlandsgeschichten" (Gruckes) von Konrad Fischer-Sallstein, den Rhein betreffend, vorkommt. Die Nacht kann zwar blau sein, allerdings sehr dunkel; sie kann auch klar sein: aber weder die Bläue noch die Klarheit sind für sie typisch,

wie es z. B. die Schwärze und das Dunkel sind. Durch die in diesen Ausdrücken enthaltenen Vergleiche: blau wie die Nacht, und: klar wie die Nacht, werden die Begriffe blau und klar also nicht determiniert. Die Verfasser haben damit auch kaum einen Vergleich ausdrücken, sondern sagen wollen: das Blau des Nachthimmels und: der klare nächtliche Rhein. Ihre Ausdrücke haben aber die Form des versteckten Vergleiches und müssen als das beurteilt, und weil sie den Adjektivbegriff nicht determinieren, auch verurteilt werden. Immerhin sind sie aber, auch als Vergleiche betrachtet, nicht geradezu unsinnig.

Dies ist jedoch der Fall bei den Ausdrücken „wunderrot", „winterbraun" und „schelmenbraun", deren erste zwei von Wilhelm Jensen (Nordlicht: Herbstwinden, und Runensteine) stammen, deren dritter von Alexander Baron von Roberts (Aus Mitleid: Faschingszauber) herrührt.

Wunderrot, d. h. rot wie ein Wunder, ist ganz undenkbar; da ließe sich eher noch wunderblau hören, weil der Ausdruck blaues Wunder geläufig ist. Gemeint ist jedenfalls ein wunderbares Rot.

Mit winterbraun aber, das Jensen zum Worte Boden setzt, will er offenbar sagen: der winterlich braune, d. h. nicht grüne Boden.

Die schelmbraunen Augen, von denen Baron Roberts spricht, sollen natürlich nichts anderes bedeuten als schelmische braune Augen.

Man kann aus dieser Wortbildung zur Genüge sehen, welcher Verkehrtheiten die Originalitätssucht mancher Schriftsteller fähig ist.

5. Archaismen.

Zum Schlusse sei hier auch noch der Archaismen gedacht, derjenigen Wortbildungen, die der Sprache früherer Zeiten teils entlehnt, teils angepaßt sind. Sie werden von manchen Schriftstellern gebraucht, um Erzählungen, die in vergangene Jahrhunderte versetzt sind, ein altertümliches Gepräge zu verleihen.

So schreibt Joseph Lauff in seinem Roman „Die Hexe“ mit Vorliebe das alte so für das Relativpronomen:

„Was half ihm das Päcklein, so er auf der Brust trug.“

„Ein übermütiges Rößlein, so der Hafer sticht“;

„Das Jahr des Heils, so man schrieb.“

Auch für wenn gebraucht er so:

„Seine schmalen Lippen bewegten sich ähnlich denen eines Eichhörnchens, so dieses eine Lambertusnuß knackt.“

Lauff schreibt ferner „zu öfters“ für öfters „zu paß“ für zurecht, „allorten“ für überall, die schwülstigen Formen „allda“, „allhier“ für das einfache da und hier. Bei Adjektiven hängt er mit Vorliebe die Endung lich an und schreibt also „laulich“, „stolzlich“, „trutziglich“. Den Plural von Substantiven bezeichnet er manchmal durch Augmente statt durch die Deklination: so schreibt er „Gesümpfe“, „Gestühle“, „Gethürme“.

Auch J. J. David liebt solche Ausdrücke. Er schreibt auch „allda“ für da, „ängstig“ für ängstlich, „einmalen“ für einmal, „geruhig“ für ruhig, „ob“ für ober, „niemalen“ für niemals, „wasmaßen“ für wie (Die Wiedergeborenen: Petre quo vadis?); ferner „erseufzen“ für seufzen, „friedsam“ für friedlich, „stillgemut“ für still (Die Wiedergeborenen: Ruth).

David schreibt auch „zernichtet“ für vernichtet (Die Wiedergeborenen: Der neue Glaube), obwohl dieses als allgemein gebräuchliches Wort doch gewiß viel näher liegt. Dieses schöne Wort findet sich auch bei P. K. Rosegger (Die Schriften des Waldschulmeisters).

Überhaupt liebt Rosegger solche Ausdrücke, die man besser als altertümelnd denn als altertümlich bezeichnet. So schreibt er: „anschicksam“, „friedsam“, „geruhig“, „begasten“, „Schrecknis“ (Heidepeters Gabriel), „Bangnis“ (Mann und Weib: Maria im Elend), „Labnis“ (Mann und Weib: Die Braut von Kain und Abel), „Ödnis“ (Der Gottsucher).

Alle die hier angeführten Ausdrücke werden nicht etwa den Personen vergangener Jahrhunderte in den Mund gelegt, sondern vom Autor selbst gebraucht, Rosegger kann sich nicht einmal darauf stützen, daß die Geschichten, in denen er solche Archaismen gebraucht, in der Vergangenheit spielen.

Das Bestreben solche Ausdrücke wiederzubeleben — vorausgesetzt, daß sie wirklich alle einst vorhanden waren — gleicht dem Elektrisieren von Leichnamen. Wie bei diesen kann auch bei jenen nur ein krampfhaftes Scheinleben erzielt werden.

Diese erkünstelte Altertümlichkeit ist in der Sprache ebenso unnatürlich wie in Zimmereinrichtungen. Solche Ausdrücke nehmen sich in einer Erzählung, die aus der Gegenwart herrührt, mag sie auch ins Mittelalter versetzt sein, ebenso anachronistisch aus wie Butzenscheiben, Wandteller und steifgothische Sessel neben Glühlichtern und Zimmertelegraphen.

III.

Syntax

A. Synesis.

Es giebt Fälle, in denen die Übereinstimmung zweier oder mehrerer Redeteile dort, wo sie dem Gesetze der Kongruenz zufolge eintreten müßte, unterlassen und das Verhältnis der Redeteile zu einander nach dem Sinne geregelt wird.

Man nennt diesen Vorgang Synesis und unterscheidet eine Synesis des Geschlechts und eine Synesis der Zahl.

1. Synesis des Geschlechts.

Die Synesis des Geschlechts tritt nicht selten beim Pronomen ein, wenn sich dieses auf ein Substantiv bezieht, dessen logisches Geschlecht dem grammatischen widerspricht, also z. B. auf Weib, Mädchen. In diesem Falle läßt man beim Possessivpronomen gewöhnlich die Übereinstimmung des Geschlechts mit dem des Substantivs, zu dem es gehört, fallen und richtet es nach dem Geschlechte, das dem Substantiv naturgemäß zukommt. Tritt im Verlaufe der Rede für dieses das Personalpronomen ein, so findet auch bei diesem Synesis statt. Stehen die Pronomina dem Substantiv räumlich sehr nahe, so kann, sind sie weiter entfernt, so soll, ja muß Synesis eintreten. In dem Satze: „Dieses Weib hat seinem Gatten Kummer gemacht“, kann für „seinem“ „ihrem“ eintreten, tritt auch fast immer ein;

ebenso in folgendem: „Das Mädchen ist krank geworden, sein (ihr) Vater hat den Arzt geholt“.

Die erklärende Bemerkung zu dem Satze: „Das Fräulein ist nicht zu Hause“ kann sowohl lauten: es ist spazieren gegangen als: sie ist spazieren gegangen; auch hier ist die Konstruktion nach dem Sinne gangbarer.

Empfindet man schon in diesen Fällen, in denen das Pronomen seinem Beziehungsworte so nahe steht, die grammatische Übereinstimmung der beiden als störende Härte: um wie viel mehr erst im Verlaufe der Rede, wo das Pronomen der Wirkungskraft des Substantivs noch mehr entrückt ist! Bei der Verbindung „Ihr Fräulein Tochter oder Schwester“ ist es fraglich, ob das Possessiv auf das Femininum Tochter bezogen und Ihre gesagt werden darf. Andresen hält Ihre für richtiger, weil das Wort Fräulein nur ein höflicher Zusatz sei. Er mag Recht haben, doch spricht das Sprachgefühl gegen ihn; es empfindet die Verbindung Ihre Fräulein als peinliche Härte, weil es in allen sonstigen ähnlichen Fällen die Kongruenz gewohnt ist.

Unstatthaft ist die Synesis beim Relativ.

Gregor Samarow:

„Er nahm Marys Arm und führte das weinende Mädchen, die ihm willenlos gehorchte.“

(Honi soit qui mal y pense.)

2. Synesis der Zahl.

Die Synesis der Zahl tritt gewöhnlich beim Prädikatsverbum ein, wenn das Subjekt ein Kollektivbegriff ist und einen attributiven Genetiv unmittelbar zur Seite hat.

So sagt man meist: „Eine Menge Menschen umstanden die Streitenden“. Daneben kommt aber auch der Singular vor.

Bei den Wörtern Paar und Dutzend kommt es darauf an, ob sie unbestimmten Sinn haben oder den Begriffen zwei beziehungsweise zwölf entsprechen; im ersten Falle tritt Synesis ein, im zweiten bleibt die grammatische Konstruktion. Es heißt somit: „Ein paar Bauern kamen des Wegs“. „Etwa ein Dutzend Sol-

daten standen dem erregten Pöbel gegenüber"; aber: „Ein Bauernpaar wird heute getraut" und: „Ein Dutzend Hemden kostet 50 Gulden".

Die Synesis der Zahl tritt auch beim Personalpronomen auf, wenn dieses sich auf einen vorhergehenden Kollektivbegriff bezieht, z. B. „Der Feind ist in der Nähe, in einer Stunde können sie hier sein"; ebenso beim Relativ: „Jeder Witz, an denen er es nicht fehlen ließ, wurde stürmisch belacht".

Ungehörig wendet Felix Dahn die Synesis der Zahl in folgendem Satze an:

„Endlich teilte sich das Volk in eine rauhere Partei, welche . . . gerne nunmehr nachgeholt hätten, was, wie sie meinten, bei der Eroberung des Landes versäumt worden und die Italier für ihren heimlichen Haß mit offener Gewalt zu strafen begehrten." (Ein Kampf um Rom).

Auch jener Synesis sei hier gedacht, bei der ein Wort, meist ein Pronomen, auf einen vorausgehenden Ausdruck weist, der nicht in der Form, wohl aber in der Bedeutung steht, die jenem entspricht. Z. B. „Rußland sucht sein Gebiet in Asien zu erweitern; sie sind abermals vorgerückt". Hier entspricht dem Pronomen sie kein Substantiv, das Wort Russen, auf das allein es sich beziehen kann ist thatsächlich nicht vorhanden, sondern dem Worte Rußland entnommen worden. Diese Art der Synesis vermeide man jedoch als eine Nachlässigkeit.

B. Kasuslehre.

1. Attributiver Genetiv.

In der Kasuslehre bedarf, sofern sie nicht die Verba und die Präpositionen betrifft, nur der attributive Genetiv einer eingehenden Erörterung.

In jener Form des attributiven Genetivs, die man als partitiven Genetiv bezeichnet, geht bei Maß- und Gewichtsbestimmungen nicht selten die Flexion verloren, z. B.

ein Glas *Wein*; steht jedoch ein Adjektiv dabei, so behalte man sie bei, da die flexionslose Form in diesem Falle Verlegenheiten mit sich bringt. Wird nämlich das Beziehungswort des Genetivs dekliniert, so müßte man diesen natürlich unverändert lassen; doch wird er häufig dekliniert, als sei er ein Nominativ: eines Glases *guten Weines*, einem Glase *gutem Weine*, ein Glas *guten Wein*. Im Plural wird, meist ganz unbegründet, in allen Kasus beim partitiven Genetive Accusativform gebraucht: einige Gläser *guten Wein*, einiger Gläser *guten Wein*, einigen Gläsern *guten Wein*, einige Gläser *guten Wein*.

Diese Pluralformen sind jedoch in der Schriftsprache kaum häufig zu finden.

Wohl aber findet sich diese Deklination eines Genetivs in dem von einem Kollektiv abhängenden Plural. Man kann oft hören und lesen: mit einem *Dutzend frischen Eiern*, einem *Paar neuen Stiefeln*.

Die Umgangssprache gebraucht statt des attributiven Genetivs mit Vorliebe die Umschreibung mit *von*. Sie wird von den Grammatikern meist als Gallizismus betrachtet und strenge verpönt, ausgenommen natürlich die Fälle, in denen die Sprache auf sie angewiesen ist.

Und die treten ein:

1. Bei Länder- und Völkernamen, die keiner Genetivsbildung fähig sind: die Lage *von Linz*. Diese Umschreibung empfiehlt sich auch bei Personennamen, die auf einen Zischlaut enden: die Werke *von Horaz*.

2. Bei Genetiven des Plurals, die ohne Artikel und ohne Adjektiv stehen: der Duft *von Veilchen*.

3. Bei Zahlwörtern, die keinen Genetiv bilden können: der Tod *von fünf* Menschen.

4. Wenn mehrere von einander abhängende Genetive aufeinander folgen.

Andresen erkennt diesen Grund jedoch nicht an und tadelt es, statt: am Tage *der* Eroberung *der* Stadt zu sagen: am Tage *von* der Eroberung *der* Stadt oder: am Tage *der* Eroberung *von* der Stadt. Man kann Andresen nicht unrecht geben, obwohl sich freilich auch die beiden Genetive nicht eben als gefällig bezeichnen lassen.

Sie klingen besser, wenn sie eine verschiedene Artikelform haben, z. B. der Tag der Eröffnung des Museums. Wo es jedoch angeht, vermeide man sie, ohne sie zu umschreiben und sage z. B.: statt: die Entdeckung der Quellen des Nil: die Entdeckung der Nilquellen und statt: die Besteigung der Spitze des Dachsteins: die Besteigung der Dachsteinspitze.

Reihen sich aber mehr als zwei Genetive aneinander, so wird der Ausdruck in jedem Falle schwerfällig und eintönig; man vermeide daher die Häufung von einander abhängender Genetive, aber nicht, indem man sie durch von umschreibt, sondern dadurch, daß man sich einer andern Ausdrucksweise bedient. Man sage also z. B. nicht: der Tag der Vollendung des Baues der Hofburg, auch nicht: der Tag der Vollendung vom Baue der Hofburg, sondern: der Tag, an dem der Bau der Hofburg vollendet sein wird.

Wie man aus alldem entnehmen kann, ist die Umschreibung des Genetivs durch von nur in den drei früher angeführten Fällen notwendig: möglich jedoch ist sie noch in einigen andern, was Andresen und Keller freilich nicht anzuerkennen scheinen, da sie ihrer nicht Erwähnung thun:

1. Statt des partitiven Genetivs: der herrlichste von Allen, hier sogar gebräuchlicher als der Genetiv.

2. Statt des possessiven Genetivs bei Städtenamen und artikellosen Ländernamen: die Umgebung von Wien, die Berge von Tirol.

3. Statt des qualitativen Genetivs nach Ausdrücken wie: Sage, Erzählung, Geschichte, vorausgesetzt, daß der Genetiv den Gegenstand der Sage u. s. w. betrifft und nicht die Person, die sie berichtet, z. B.: die Geschichte von der Erbauung der Stadt Rom, die Sage vom Fliegenden Holländer; auch: das Lied von der Glocke. In den letztgenannten zwei Fällen wäre der Genetiv mißverständlich und machte den Eindruck des subjektiven Genetivs.

Man sagt ferner meist: ein Mann von guter Herkunft, ein Pferd von edler Abstammung, statt: guter Herkunft, edler Abstammung.

4. Statt des subjektiven Genetivs, wenn es sich um die Bezeichnung des Autors eines Werkes handelt, z. B.: eine Novelle von Jensen, ein Walzer von Millöcker, ein Porträt von Angeli; doch ist die Umschreibung dem Genetiv nicht vorzuziehen. Im letzten Falle ist sowohl die Umschreibung als der Genetiv zweideutig, denn es könnte ja auch ein Bild gemeint sein, das den Maler Angeli darstellt, in welchem Falle der Genetiv oder die Umschreibung objektiven Sinn hätte. Sonst jedoch geht die Umschreibung beim objektiven Genetiv nicht an.

2. Rektion der Verba.

Die Rektion der Verba bietet manche Schwierigkeiten.

Vielleicht die größten dort, wo der Nominativ mit dem Accusativ um die Herrschaft ringt.

Die Unsicherheit, die auf diesem Gebiete herrscht, wird wohl jeder peinlich empfinden, an den die Frage herantritt, ob es heißen müsse „Laß mich dein Freund sein" oder: „Laß mich deinen Freund sein". Sanders hält nur den Accusativ für richtig, weil in der Konstruktion des Infinitivs mit dem Accusativ bei kopulativen Verben wie sein eines ist, auch der Prädikatsnominativ in den Accusativ übergehen müsse. Andresen dagegen empfiehlt den Nominativ und bezeichnet den Accusativ als eine Folge der Attraktion. Er meint, die Mehrzahl werde seiner Ansicht folgen; er dürfte recht haben, denn der Accusativ nimmt sich hier fremd aus; freilich nicht immer; setzt man statt des Personalpronomens ein Substantiv und sagt: „Laß diesen Mann dein Freund sein" oder „Laß diesen Mann deinen Freund sein", so wird die zweite Form wohl den meisten besser zusagen; jedenfalls ist sie die regelmäßigere.

Ist das Prädikativ ein Substantiv ohne Attribut und ohne Artikel, so bleibt es unflektiert, z. B.: „Laß mich Herr sein!"

Etwas anderes ist es, wenn das Verbum, von dem der Infinitiv sein oder überhaupt der eines kopulativen Verbums abhängt, nicht den Accusativ mit dem Infinitiv verlangt; wenn also z. B. statt lassen: bitten eintritt,

z. B. „Ich bitte dich mein Freund zu sein"; in diesem Falle wird der Accusativ weder von der Grammatik noch vom Sprachgebrauch verlangt werden.

Man beachte, daß in diesem Falle nicht der reine Infinitiv steht, während er in der Fügung des Accusativs mit dem Infinitiv Regel ist.

Auch bei einigen reflexiven Verben schwankt der Gebrauch unschlüssig zwischen Nominativ und Accusativ hin und her.

Diese Verben sind: sich zeigen und alle andern reflexiven, die einen ähnlichen Sinn haben, also: sich darstellen, sich empfehlen, sich erweisen, sich lächerlich machen, sich rühmen, sich unterziehen u. s. w.

Hier kommt es darauf an, ob man das zweite Objekt, das sie neben dem Reflexivpronomen oft erfordern, als Apposition zu diesem oder zum Subjekte auffaßt. Es kann somit, je nachdem, heißen: „Er zeigt sich als deinen Freund" oder: „Er zeigt sich als dein Freund". Andresen giebt nun folgenden Rat: „Je weniger anzunehmen steht, daß das Subjekt die Absicht hat, sich in irgend einer Qualität zu zeigen, desto natürlicher wird der Nominatv sein." Als Beispiel, an dem sich in einem Gedanken zugleich zeigt, was man ist und was man zeigen will, führt er unter anderem folgendes an: „Ich habe mich stets als alter Freund deines Vaters, dem ich so viel verdanke, gezeigt; daher werde ich mich dir auch in diesem bedenklichen Unternehmen als den treuesten Berater erweisen, den du wünschen magst."

Demnach stünde in folgendem Satze Ferdinand Schifkorns besser der Nominativ als der Accusativ:

„Ein hübsches Geschäft, sich als weißen Othello lächerlich zu machen." (Unter südlichem Himmel.)

Die Verba, die den Genetiv regieren, sind im allgemeinen nicht besondern Schwankungen ausgesetzt. Einige von ihnen, wie bedürfen, erwähnen, schonen werden auch mit dem Accusativ gebraucht; harren neben dem Genetiv auch mit der Präposition auf; sich erinnern in Österreich häufig mit auf statt des Genetivs.

Zahlreich sind dagegen die Schwankungen zwischen dem Dativ und Accusativ.

Da ist einmal das Wort begegnen; man hört: ich bin ihm begegnet, und: ich habe ihn begegnet. Die Grammatiker wollen nur den Dativ und zwar in der Verbindung mit sein anerkennen; doch neigt sich, wenigstens in Österreich, der Sprachgebrauch eher auf die Seite des Accusativs, so daß man diesen nicht wohl abweisen kann. Der Dativ wird mit sein, der Accusativ mit haben gebildet; doch muß haben auch beim Dativ stehen, wenn begegnen den Sinn von „hindernd entgegentreten" hat.

Ein Wort, das sich in der Schriftsprache noch ärgere Schwankungen gefallen lassen muß, ist das Verbum dünken. Schon gelegentlich der Konjugation ist gezeigt worden, wie wenig die Schriftsteller mit diesem Worte umzugehen wissen. Dieselben Beispiele, die dort angeführt worden sind, seien auch hier gebraucht:

Friedrich Spielhagen: „Eine Zeit, die ihm endlos dünkte." (Angela);

„Ein Lachen, das der Baronin um so gräulicher däuchte." (ebenda);

Auf einer Seite (17) dieses Buches sagt die Baronin einmal „mich dünkt" und das andere Mal „mir däucht" und zeigt damit, daß sie mit diesem Worte auf ebenso gespanntem Fuße steht wie Spielhagen selbst.

J. J. David schreibt, wie gleichfalls schon erwähnt worden ist, in seiner Novelle „Die Tochter Fortunats" einmal „Und es bedünkte sie", dann: „bedünkte ihm" und endlich: „deuchte ihm". Nur in der ersten Form ist der Kasus richtig, dafür die Flexion unrichtig; im zweiten ist beides falsch; im dritten der Kasus allein. Abgesehen davon, daß in deuchte e statt ä steht.

Wenn den Herren von der Feder die Regeln dieses Wortes so unbekannt, und sie selbst zu bequem sind, sich darüber zu unterrichten, dann sollten sie's gefälligst auch bleiben lassen es zu gebrauchen; und es zu vermeiden wäre doch keineswegs so schwer, da dünken in der Umgangssprache, ja selbst in der Schriftsprache, — die sogenannte „schöne" Litteratur ausgenommen — sehr selten ist und sich leicht durch scheinen, glauben, meinen, vermuten ersetzen läßt.

Auch das Verbum kosten ist starken Schwankungen ausgesetzt. Man kann „Es kostet mich“ und „Es kostet mir“ so ziemlich gleich oft hören; in der Schriftsprache herrscht der von einigen Grammatikern abgelehnte Accusativ vor. Bei dem verwandten Verbum zu stehen kommen gilt der Dativ als der richtige Kasus: „Es kommt mir hoch zu stehen.“

Lehren wird im allgemeinen richtig mit dem Accusativ angewendet.

Doch findet sich der unstatthafte Dativ selbst bei hervorragenden Schriftstellern wie z. B. bei Friedrich Spielhagen:

„Und wohl ihnen, denen der finstere Stummberedte nichts mehr zu lehren hatte“. (Angela.)

Allerdings sagt dies Spielhagen nicht selbst, sondern läßt es seine Heldin denken; doch da sie ganz so denkt, wie er selbst spricht, darf man diesen Fehler wohl ihm zur Last legen.

Denselben Fehler begeht Robert Byr in folgendem Satze:

„Mit dem Schwur, dem einfältigen Mädel Mores zu lehren“. (Ein stolzes Herz.)

Ferner Heinz Tovote: „Da sagte er es ihr, daß er ihr das Lied im Frühling gelehrt hatte“. (Frühlingssturm.)

In der Umgangssprache wird statt lehren sehr häufig lernen gesetzt und mit dem Dativ gefügt, ein Fehler, den man eben nur der mündlichen Sprache nachsehen kann, nicht aber der schriftlichen. Es ist darum überaus tadelnswert, daß P. K. Rosegger schreibt:

„Ihr hatte es der Vater gelernt“. (Sonderlinge aus den Alpen: der Baumtod.)

Im Passiv verführt die Schwierigkeit, die beiden Accusative zu Nominativen zu machen, dazu, diese Konstruktion fallen zu lassen und das Personen-Objekt in den Dativ zu setzen. Statt: „Ich werde diese Kunst gelehrt“ sagt man dann: „Mir wird diese Kunst gelehrt“; doch ist diese Regelwidrigkeit nicht zu empfehlen. Da die regelmäßige Form aber thatsächlich meist hart klingt, so vermeide man sie, indem man eine andere Form des Aus-

druckes wählt, also zunächst die aktive: „Man lehrt mich diese Kunst“ oder, wenn dies nicht angeht, ein anderes Wort, z. B. „Ich werde in dieser Kunst unterrichtet.“

Bei dem reflexiven Verbum sich getrauen empfiehlt Andresen den Dativ der Person, doch ist der Accusativ gebräuchlicher; man hört oft: „Ich trau mich nicht“, wobei man das reflexive Verbum sich getrauen mit dem intransitiven trauen verwechselt. Das Schwanken zwischen Dativ und Accusativ dürfte sich hier daraus erklären, daß das Reflexivpronomen sich als Dativ und als Accusativ angesehen werden kann.

Bei sich unterstehen ist nur der Accusativ zu setzen.

Bei dem unpersönlichen Verbum ekeln ist der Dativ zu gebrauchen, nicht der Accusativ; steht jedoch der Gegenstand des Ekels im Nominativ, so wird es wie anekeln mit dem Accusativ der Person gefügt. Es heißt somit: „Mir ekelt vor diesem Tiere“, aber: „Mich ekelt dieses Treiben“; doch gebraucht man in diesem Falle immer anekeln und zwar in übertragener Bedeutung.

Gewöhnlich nur in der Umgangssprache wird ekeln auch reflexiv gebraucht: „Ich ekele mich vor diesem Tiere“.

Bei dieser Gelegenheit empfiehlt es sich auf den Bedeutungs-Unterschied aufmerksam zu machen, der zwischen der unpersönlichen und der persönlichen Form solcher Verba besteht, die beider Formen fähig sind. Jene bezeichnet eine vorübergehende Empfindung, diese einen dauernden Zustand.

Bei ekeln zeigt sich dieser Unterschied nicht deutlich, zumal da die persönliche Form in der Schriftsprache nicht üblich ist, auch bei freuen tritt er nicht hervor; wohl aber bei frieren, hungern, dürsten. Man sagt demnach: „Mich friert im Freien zu sehr“ aber: „Der Arme friert aus Not“; so wird ferner ein reicher Mann zwar sagen können: „mich hungert“ (z. B. vor der Mahlzeit), aber in der Regel nicht: „ich hungere.“

Bei den Verben dauern und reuen zeigt sich der Bedeutungsunterschied auch äußerlich, da sie in der persönlichen Form die Vorsilbe be erhalten. Man sagt:

„Mich dauert der arme alte Mann", aber: „Ich bedauere die traurigen Zustände unserer Presse".

Bei einigen Verben richtet sich die Rektion nach ihrer Bedeutung.

Bedeuten = andeuten, zu verstehen geben hat den Dativ nach sich, = belehren den Accusativ: „Ich bedeutete ihm, seine Bemerkungen sein zu lassen", aber: „Ich bedeutete ihn, daß er es anders machen müsse" (in dieser Bedeutung nicht häufig).

Gelten = betreffen mit dem Dativ der Person, = wert sein mit dem Accusativ der Sache: „Dir gilt das Lob"; aber: „Es gilt einen Kampf".

Lassen = überlassen mit dem Dativ der Person und dem Accusativ der Sache, = unterlassen mit dem Accusativ der Sache: „Laß mir die Führung"; aber „Laß diesen Unsinn." Als Hilfszeitwort = gestatten wird es mit dem Dativ und mit dem Accusativ gebraucht. Um sicher zu wissen, welcher auf dem Platze sei, setze man statt lassen: gestatten und löse den davon abhängenden Infinitiv in einen Satz mit daß auf; steht die Person hier im Dativ, so ist dieser, steht sie im Nominativ, so ist der Accusativ zu setzen. Schwankt man z. B., ob man sagen solle „Laß mir dies thun" oder „Laß mich dies thun", so sage man für Laß: Gestatte; heißt es dann dem Sinne entsprechend: „daß man mir dies thue", so ist der Dativ, heißt es jedoch: „daß ich dies thue", der Accusativ zu setzen.

Nachahmen = nacheifern mit dem Dativ der Person, = kopieren mit dem Accusativ der Person, z. B.: „Du ahmst einem guten Vorbilde nach", aber: „Er hat die Fertigkeit, fremde Handschriften nachzuahmen."

Rufen = zurufen mit dem Dativ, = herbeirufen mit dem Accusativ der Person; doch ist der von den Grammatikern aufgestellte Unterschied nicht ganz stichhaltig. Andresen sagt, der Dativ beziehe sich nur auf den Zuruf, der Accusativ bezeichne dagegen die Absicht des Rufenden, daß der Gerufene herbeikomme. Als Beispiele für den ersten Fall führt er unter anderm an: „Dir ruft der Tod", ein Beispiel aus Schiller, das auch Willo-

mitzer gebraucht. Nun, der Tod ruft doch nur in der Absicht, daß der Gerufene ihm folge! Ferner zitiert Andresen aus der Bibel „rief ihm Gott aus dem Busch“; hier ist allerdings nicht jene Absicht mit dem Rufe verbunden, doch in der gewöhnlichen Prosa gebrauche man in diesem Falle das Wort zurufen.

Steuern = entgegenarbeiten mit dem Dativ, = lenken mit dem Accusativ: „Diesem Unfug muß man steuern“, aber: „Der Lotse steuert das Schiff in den Hafen“.

Versichern = beteuern, die Zusicherung geben entweder mit dem Dativ der Person und dem Accusativ der Sache, oder mit dem Accusativ der Person und dem Genetiv der Sache: „Ich versicherte dir dies“ oder: „Ich versicherte dich dessen“. Die Sache wird jedoch meist durch einen Satz ausgedrückt, und dann schwankt der Gebrauch bei der Person zwischen Dativ und Accusativ: „Ich versichere Dir, daß ich dies thun werde“ und weniger gut: „Ich versichere Dich, daß ich dies thun werde“.

Im Passiv kann versichern sowohl dem Dativ entsprechend unpersönlich, als dem Accusativ entsprechend persönlich konstruiert werden; die persönliche Konstruktion ist jedoch nur dann zu gebrauchen, wenn versichern den Sinn von sicher sein, überzeugt sein hat: „Seid versichert“, „Du kannst versichert sein, daß ich dies thun werde“.

In der Bedeutung von beteuern lautet das Passiv aber „Mir ist versichert worden“.

In der Bedeutung: sicher stellen, assekurieren heißt es dagegen im Passiv: Ich bin versichert worden, denn in diesem Sinne ist das Verbum nur transitiv.

Ist mit einem Verbum eine präpositionale Richtungsbestimmung verbunden, so handelt sich's darum, ob das Personen-Objekt im Dativ oder Accusativ stehen soll.

Der Accusativ ist häufiger, doch glaubt Andresen den Dativ bevorzugen zu müssen, da jener die schon durch die Präposition bestimmte Richtung nochmals angebe, was eigentlich unstatthaft sei.

So schwankt der Gebrauch bei den Verben: beißen, drücken, klopfen, schlagen, schneiden, speien, stechen, treten. Man hört und liest:

„Der Hund hat ihm oder ihn in die Wade gebissen", — „Der Lehrer hat den Schülern und die Schüler auf die unsaubern Finger geklopft", — „Ich habe mir und mich in den Finger geschnitten", — „Eine Wespe hat ihm und ihn in die Hand gestochen", — „Im Gedränge hat mir und mich jemand auf den Fuß getreten".

In manchen Fällen steht jedoch bestimmt immer nur ein Kasus.

Der Dativ in den Redewendungen: einem in die Augen stechen, der Wahrheit ins Gesicht schlagen; der Accusativ in den Ausdrücken: einen vor den Kopf stoßen, den Nagel auf den Kopf treffen, den Feind aufs Haupt schlagen; ferner bei küssen, schießen. Im allgemeinen jedoch kommt es bei solchen Ausdrücken auf die Auffassung dessen an, der sie gebraucht.

3. Rektion der Präpositionen.

Auch die Präpositionen sind Schwankungen unterworfen.

Namentlich die, denen zwei Kasus zukommen, der Dativ und der Accusativ, je nachdem sie eine Orts- oder Richtungsbestimmung enthalten. Um zu erkennen, welche von beiden vorhanden ist, hat man bekanntlich zu prüfen, ob der gegebene Ausdruck auf die Frage wo oder auf die Frage wohin zur Antwort kommt, und im ersten Falle den Dativ, im zweiten den Accusativ zu setzen.

Mit dieser Regel, die man schon in der ersten Gymnasialklasse lernt, wird man gewöhnlich sein Auskommen finden, wenn sich das präpositionale Verhältnis auch nicht immer gleich erkennen läßt.

So wird man es sich ganz wohl aus dieser Regel erklären können, warum in folgenden Beispielen das eine Mal der Dativ steht, das andere Mal der Accusativ:

„Er steht auf schwachen Füßen" und: „Sein Sinn steht auf den Besitz des Geldes"; „Der Dieb wird in dem Gefängnis eingeschlossen" und: „Der

Dieb wird in ein Gefängnis eingeschlossen". — Das erste Mal ist er schon im Gefängnis, das zweite Mal kommt er erst hinein; ferner: „Die Bücher werden in der Schule eingeführt" und: „Der Mann wird in den Verein eingeführt"; „Er wurde in der Gesellschaft aufgenommen" (freundlich, kühl) und: „Er wurde in die Gesellschaft aufgenommen" (durch Ballotage, Empfehlung).

Schwieriger gestaltet sich die Unterscheidung bei folgenden Ausdrücken:

„Der Vogel läßt sich auf dem Baume nieder" und: „Der Vogel läßt sich (aus der Luft) auf einen Baum nieder"; „Ich lasse mich auf dieser Bank nieder" und: „Lassen wir uns auf diese Bank nieder" „Ich bin über der Lektüre des Buches schläfrig geworden" d. h. während der Lektüre, und: „Ich bin über die Lektüre schläfrig geworden" d. h. durch die Lektüre.

In diesen Fällen kommt man mit den Fragen wo und wohin nicht mehr aus; ebensowenig im folgenden: „Ich bestehe auf dieser Meinung" und: „Ich bestehe auf seine Entfernung".

Wie man aus diesen Beispielen ersehen kann, kommt es oft nur auf die Auffassung an, ob man den Dativ oder Accusativ zu setzen hat, und wohl auch manchmal auf das Herkommen.

Ganz unrichtig gebraucht Hermann Menkes die Präposition über mit dem Accusativ in folgenden zwei Fällen:

„Mannshoch lag weißer Schnee über Berge, Hänge und Thäler." (Zersplittert.)

„Über allem lag gelblicher Sonnenschein wie entzückender Lebensfarbe über ein glühendes, liebevolles Mädchengesicht." (Aus Rotrußland.)

Daß der Autor hier beim zweiten über den Accusativ gebraucht, ist geradezu unbegreiflich, da er beim ersten richtig den Dativ anwendet.

Aber nicht bloß die Präpositionen, denen zwei Kasus zukommen, unterliegen Schwankungen: auch die, die im Allgemeinen nur einen Kasus verlangen:

Außer hat den Dativ, z. B.: „Ich bin außer mir"; nur im Ausdruck außer Landes ist der Genetiv üblich. Außer = nur oder nur nicht ist nicht Präposition, sondern Konjunktion und hat den Kasus nach sich, den das betreffende Verbum verlangt: „Die Post brachte nichts außer einen Brief = nur einen Brief; „Alle wurden belobt außer er" = nur er nicht. Für außer kann sowohl im Sinne von nur als in dem von nur nicht: ausgenommen stehen; bei diesem Worte kommt es jedoch darauf an, ob es vor oder hinter seinem Beziehungsworte steht; im ersten Falle ist bei diesem der Nominativ, im zweiten der Accusativ zu setzen. z. B.: „Alle wurden belobt, ausgenommen Du," aber: „Alle wurden belobt, Dich ausgenommen".

Entlang regiert gewöhnlich den Accusativ und steht diesfalls hinter diesem z. B. den Wald entlang; seltener wird der Genetiv gebraucht: entlang des Waldes; auch der Dativ findet sich: entlang dem Wald; doch bleibe man beim Accusativ.

Längs hat den Genetiv, seltener den Dativ: längs des Gestades und längs dem Gestade.

Ohne regiert nur den Accusativ, wiewohl man oft hört: ohnedem.

Statt erfordert beim Gebrauche Vorsicht. Es ist entweder Präposition und verlangt als solche den Genetiv, oder es ist Konjunktion und richtet sich nach dem betreffenden Verbum.

Als Konjunktion hat man statt zu behandeln, wenn es als Präposition Zweideutigkeit verursacht. So ist es z. B. in dem Satze „Dein Bruder hat mich statt seiner eingeladen" fraglich, ob das statt seiner so viel bedeutet wie: nicht ihn oder wie: nicht er. Andresen, dessen Buche dieses Beispiel entnommen ist, empfiehlt für den ersten Fall den Gebrauch der Konjunktion, sodaß es dann heißt: „Dein Bruder hat mich statt ihn eingeladen". Merkwürdigerweise giebt er aber nicht an, wie im zweiten Falle die Zweideutigkeit vermieden werden könne; wie es scheint, hat er darauf vergessen, daß der Satz auch in dieser Bedeutung geändert werden müsse, da er ja

sonst zweideutig bliebe. Um dies zu vermeiden, gebe man ihm eine andere Konstruktion und sage: „Nicht er, sondern dein Bruder hat mich eingeladen". Es ginge zwar auch an, den Sinn in jedem der zwei Fälle durch eine andere Stellung der Präpositionen zu bezeichnen und das eine Mal zu sagen: „Dein Bruder hat mich statt seiner eingeladen", das andere Mal: „Statt seiner hat mich dein Bruder eingeladen"; aber so einfach eine solche Unterscheidung auch wäre: sie würde nur von den Wenigsten befolgt werden, da man im Allgemeinen auf die Wortstellung leider sehr wenig Rücksicht nimmt.

Andresen macht auch auf den Unterschied aufmerksam, der zwischen „Sie dankte mir statt dir" und „Er hat an mich statt an dich geschrieben" einerseits und „Sie dankte mir statt deiner" und „Er hat statt deiner an mich geschrieben" anderseits besteht.

In den ersten zwei Fällen ist statt Konjunktion, und der Gegensatz betrifft die erste und zweite Person; in den letzten zwei Fällen dagegen ist statt Präpositon, und der Gegensatz besteht zwischen der zweiten und dritten Person.

Dasselbe wie von statt gilt auch von anstatt.

Trotz regiert sowohl den Genetiv als den Dativ; nur diesen im Sinne von: um die Wette, also z. B. „Trotz seines Fleißes hat er es nicht weit gebracht"; aber: „Sie ritten trotz einem Schnellzuge".

Während hat nur den Genetiv; während dem, ein Ausdruck, den man häufig findet, ist demnach zu vermeiden.

Wegen hat gleichfalls den Genetiv, doch ist er manchmal unkenntlich, wie z. B. in der Verbindung: Familienverhältnisse wegen. Solche Formen sind zu vermeiden. Der Dativ findet sich bei wegen häufig in der Umgangssprache, kommt jedoch selbst in den Büchern namhafter Autoren vor, was zu rügen ist; z. B.

Felix Dahn: „Wegen seinem wölfischen Aussehen" (Ein Kampf um Rom); Robert Schweichel: „Wegen manchem" (Verloren).

Zufolge hat den Genetiv, wenn es vor, den Dativ, wenn es nach dem Substantiv steht, zu dem es

gehört, z. B. zufolge dieses Briefes, aber: diesem Briefe zufolge.

Fehlerhaft gebraucht Ossip Schubin dank mit dem Genetiv: „Dank des für die Jahreszeit besonders schönen Wetters". (Unter uns.)

Äußerst bedenklich ist der Gebrauch der Präpositionen in der Verbindung mit einem Verbal-Substantiv oder Adjektiv, namentlich, wenn diese persönlich sind. Eine Anzahl stehender Ausdrücke sind zwar gestattet, z. B. Ein Retter aus der Not, ein Freund im Unglück, ein Streiter fürs Recht, ein Diebstahl aus Hunger u. a. m.

Im Allgemeinen aber sind diese Verbindungen nicht zu empfehlen. Wenn eine Zeitungsnotiz überschrieben ist „der Dieb in den Wartezimmern" (Fremdenblatt), so läßt sich dagegen nichts einwenden: wenn es aber im Verlauf dieser Notiz heißt: „Der elegante Einschleicher in die Wohnungen der Ärzte", so wird sich das Sprachgefühl dagegen sträuben.

Ungefällig ist auch: „Tinsley ist ein Mann der Überraschungen über Hürden" (Sport), ganz abgesehen von der durch die zwei über verursachten Eintönigkeit.

Nicht nachzuahmen sind Ausdrücke wie: „Für Reisende nach Rumänien" (Fremdenblatt). In solchen Verbindungen hat die Präposition an die Spitze zu treten, was bei diesem Beispiele freilich den Nachteil hat, daß sich dann die beiden Präpositionen für und nach aneinander stoßen; doch sonst: In das Salzkammergut Reisende;

Ganz zu verwerfen ist die Verbindung der Präposition mit dem Adjektiv in folgendem Satze C. F. Meyer's:

„Sie wurde ungläubig an den nächtlichen Kampf." (Die Versuchung des Pescara.)

C. Apposition.

Die Apposition soll bekanntlich mit ihrem Beziehungsworte in Kasus, Numerus und womöglich auch im Genus übereinstimmen. Doch ist diese Regel in vielen Fällen nicht durchzuführen. Die, in denen der Numerus oder das Genus nicht stimmt, sind zu einfach, als daß sie einer besondern Erörterung bedürften. Es genügt, für beide Fälle einige Beispiele anzuführen. Inkongruenz des Numerus: die Massaï, ein kriegerisches Volk Ostafrikas; diese Bücher, mein Stolz und meine Freude, hier zugleich Inkongruenz des Genus; nur diese: diese Frau, ein Muster von Sanftmut. Weit heikler sind die Fälle, in denen der Kasus der Apposition mit dem ihres Beziehungswortes nicht übereinstimmt.

Eine Notwendigkeit ist die Inkongruenz, wenn die Apposition zu einem ganzen Satze gehört, in welchem Falle sie immer im Nominativ steht, z. B.: „Im britischen Heere werden jährlich viele Soldaten fahnenflüchtig — eine Erscheinung, die dem englischen Heerwesen nicht zur Zierde gereicht". Erlaubt, ja geboten, ist dieser absolute Nominativ, wenn der Sprechende zu einem Worte eine erklärende Bemerkung macht. Z. B. „Er starb an einer Pneumonie — der wissenschaftliche Name für Lungenentzündung".

Solche Zusätze sind indes kaum als Appositionen, sondern als Einschiebungen zu betrachten. Erlaubt und auch allgemein angewendet ist die Inkongruenz, wenn die Übereinstimmung hart und fremd klänge. Z. B. Mein Beruf als Lehrer, wo Lehrers sehr befremden würde.

Es heißt auch: „In einer so unruhigen Zeit wie die jetzige" nicht „wie der jetzigen"; das „ist" fehlt. Man hat es hier also nicht mit einer wörtlichen Apposition zu thun. Darum muß es befremden, daß Sanders in einem Falle wie der folgende die Kongruenz angewendet hat: „In einem Buche wie dem vorliegenden" (Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten). Hier liegt dem

Vergleiche doch entschieden ein ganzer Satz zu Grunde: wie das vorliegende ist.

Dagegen schreibt Andresen richtig: „die darin andern Sprachen wie der lateinischen und französischen gleichkam“ (Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit); hier werden die mit wie eingeleiteten als Beispiele hingestellt, und in diesem Falle tritt Kongruenz ein.

Diese sollte auch stattfinden, wenn die Apposition den Titel oder die Stellung einer Person angiebt, z. B. „Die Sprachvorstellungen als Gegenstand des deutschen Unterrichts von Dr. Joseph Seemüller, K. K. Gymnasial-Lehrer und Universitäts-Dozenten“; bei dem Worte Lehrer ist die Übereinstimmung nicht kenntlich, da es im Dativ unverändert bleibt. Dies ist auch der Fall bei folgendem Titel: „Deutsche Grammatik für österreichische Mittelschulen von Dr. F. Willomitzer, K. K. Professor.“ Zwar scheinbar richtig ist: „Grundriß der österreichischen Geschichte . . . bearbeitet von Dr. Franz Krones, R. von Marchland, K. K. o. ö. Professor an der Universität in Graz . . .“ das Professor ist in diesem Falle jedoch offenbar nicht der Dativ, der hier auf dem Platze wäre, sondern der Nominativ, denn es heißt weiter: „korrespondierendes Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften“, dann wieder unkenntlich: „Ritter des Ordens der eisernen Krone III. Kl.“ Dagegen sind die unflektierten und verkürzten Formen offenbar richtig in dem Buchtitel: „Abriß der Geschichte Chinas seit seiner Entstehung. Nach chinesischen Quellen übersetzt und bearbeitet von Sigmund Ritter von Fries, Kais. chines. Seezollverwaltungsbeamten“. Sanders empfiehlt bei substantivierten Adjektiven in solchen Fällen die starke Form, also: Beamtem, Gesandtem; doch setze man lieber die regelrechte, schwache; wo aber diese den Kasus des Wortes nicht erkennen läßt, wie z. B. die Werke Darwin's und Brehm's, Gelehrten ersten Ranges, setze man ein adjektivisches Pronomen oder Zahlwort dazu, also etwa: dieser Gelehrten oder: zweier Gelehrten; oder aber ein Adjektiv, was jedoch in diesem Beispiele natürlich nicht mehr anginge.

Unkenntlich ist der Kasus der Apposition auch in dem Titel: „Leben des Generals Carl von Clausewitz und der Frau Marie von Clausewitz, geb. Gräfin v. Brühl“. Wie ist dieses geb. zu ergänzen? Die einen werden sagen: durch geborene, die andern: durch geborenen, die dritten: durch geborener. Die erste Form bedarf als unflektierte keiner Erörterung; sie ist ganz falsch. Die zweite ist gleichfalls nicht regelrecht, da das artikellose Adjektiv stark flektieren muß; sie läßt sich jedoch vielleicht erklären, wenn man annimmt, der Artikel, der dem Beziehungsworte der Apposition vorausgeht, gelte auch für diese. Die dritte Form allein ist regelrecht.

Zum Schlusse zwei Beispiele aus der modernen Erzählungs-Litteratur, in denen die Apposition mit ihrem Beziehungsworte nicht übereinstimmt, wiewohl kein Grund für diese Abweichung von der Regel vorliegt:

Joseph Lauff: „... stürzen die gewaltigen Risse des Rathauses hinauf, ein gewaltiger Bau, dessen Giebel und Dächer für die Ewigkeit schienen.“ (Die Hexe).

Balduin Möllhausen: „In Begleitung eines etwas kleineren Knaben, augenscheinlich der wenig über ein Jahr jüngere Bruder.“ (Die beiden Jachten).

D. Verkürzungen des Ausdrucks.

Kürze des Ausdrucks ist eine wesentliche Bedingung eines guten Stils. Sie hebt dessen Klarheit und Schönheit, vorausgesetzt, daß sie die Gesetze der Grammatik und Logik berücksichtigt.

Der Ausdruck wird denn auch in vielen Fällen künstlich verkürzt. Das geschieht auf verschiedene Weise:

1. Durch Auslassung von Redeteilen.
2. Durch Zusammenziehung.

3. Durch Zusammenfassung (Zeugma).
4. Durch den Infinitiv.
5. Durch das Partizip.

1. Auslassung von Redeteilen.

Die Verkürzung des Ausdrucks durch Auslassung von Redeteilen findet am häufigsten bei den Hilfszeitwörtern statt, und zwar, um das Zusammenfassen gleichlautender Formen und die dadurch entstehende Eintönigkeit zu vermeiden.

Wustmann will in der Prosa nichts von ihr wissen, außer „in poetisch oder rednerisch gehobener Sprache". Er beruft sich wieder auf die mündliche Sprache, der diese Auslassung fremd sei, und behauptet: „Wer sich einmal die Mühe nimmt, bei einem Schriftsteller, der das Hilfszeitwort mechanisch und aus bloßer Angewohnheit überall wegläßt, nur ein paar Druckseiten lang auf diese vermeintliche Schönheit zu achten, der wird bald täuschend den Eindruck haben, als befinde er sich in einem Tiergarten, wo lauter unglückselige Bestien mit abgehackten Schwänzen ihres Verlustes sich schämend scheu um ihn herumliefen."

Dieses Gleichnis ist zwar sehr witzig, aber es trifft doch nicht immer zu. Es nimmt sich doch wahrlich nicht gut aus, wenn man schreibt: „Da ich dies gesehen habe, habe ich darnach gehandelt", oder: „Obwohl der Mörder überführt worden war, war er nicht zum Geständnis zu bewegen". In beiden Fällen bliebe das Hilfszeitwort das erste Mal besser aus.

Bei folgender von Doris Freiin von Spättgen herrührenden Stelle dagegen läßt sich Wustmann's Gleichnis mit Recht anwenden:

„Denn sie hatte natürlich auch wahrgenommen, wie der schlaue, zunächst auf den eigenen Vorteil bedachte Herr mit seinen Plänen erst dann die Segel gestrichen (hatte) und zu Herthas Gunsten gewirkt (hatte), als ihm die Überzeugung gekommen (war), Herr von Arsen würde seine Einwilligung zur Heirat des Enkels mit einem blutarmen Mädchen niemals gegeben haben. Ferner noch glaubte die Justizrätin bemerkt zu haben, welch harte

Kämpfe Wanda von Rothholz mit dem eigenen Herzen zu bestehen gehabt (habe), weil das junge Mädchen seit Herthas Verlobung und Vermählung in eine so gewiß elegische Stimmung verfallen (war), sich zuweilen sogar in eisige Zurückhaltung und Unnahbarkeit hüllte".

(Aus der Bahn).

Nur das erste hatte kann man entbehren, die übrigen Hilfszeitwörter vermißt man, namentlich das habe, da eine Konjunktivform nie ausgelassen werden darf.

Mit ganz auffallender Beharrlichkeit läßt Olga Wohlbrück in ihren Schriften das Hilfszeitwort aus.

„Sie zitterte vor seinem kalten, gleichgültigen Blick, wenn sie in einer Gesellschaft weniger vorteilhaft ausgesehen (hatte) oder in einer ihr nicht liegenden Partie weniger gefallen (hatte), und sie konnte sich andererseits nicht so recht an seinen zärtlichen Worten erfreuen, wenn kurz vorher eine Schaar von Bewunderern sie umgeben (hatte) oder ein volles Haus ihr dröhnenden Beifall gespendet (hatte.)"

(Carriere).

„Sie mußte sich gestehn, daß sie noch wenige, um nicht zu sagen gar keine, von den Freuden kannte, die selbst in Brest jedem ehrsamen Mädchen gestattet (sind)." (Unauslöschlich).

„Sie erzählte . . ., wie sie immer mehr fühle, daß sie zu diesem Glücke unentbehrlich (sei)."

(ebenda).

Auch Personen ihrer Bücher läßt die Verfasserin in dieser Art sprechen und schreiben.

So heißt es in einem und demselben Briefe des zuletzt erwähnten Buches:

„Daß dieser Schlag mich gerade jetzt treffen muß, wo Du in der Fremde (bist)."

und:

„Du brauchst es gewiß nötiger als wir, die wir auf heimatlichem Boden (sind)."

Besonders störend ist die Auslassung des Hilfszeitwortes, wenn sie den Sinn des Ausdrucks ändert, wie

z. B. in dem von Hermann Menkes geschriebenen Satze:

„Einer, der so lange die Ruhe ersehnt (hat).“
(Aus Rotrußland).

Hier lautet die verkürzte Perfektform wie das Präsens, das aber nicht gemeint ist.

Ebenso ist ein bedeutender Unterschied, ob man sagt: das Verbrechen ist bekannt oder: das Verbrechen ist bekannt worden; das eine Mal ist der Sinn: das Verbrechen ist offenkundig, das andere Mal: das Verbrechen ist vom Verbrecher gestanden worden. Daraus ergiebt sich, daß im zweiten Falle das Hilfszeitwort nicht ausgelassen werden darf, wenn nicht eine arge Zweideutigkeit entstehen soll.

Eine andere Auslassung ist die des Personalpronomens. Sie ist äußerst selten statthaft, und dann nur in der Poesie, z. B. in Körner's Schwertlied: „(Ich) Hab meine Freude dran“; sie findet sich aber nichtsdestoweniger ziemlich häufig und zwar, vom Telegramm-Stil abgesehen, im Geschäftsstile, in dem Ausdrücke wie folgende geradezu Regel sind: „(Ich) Beehre mich einem p. t. Publikum mein wohlassortiertes Lager an Sammt- und Seidenwaaren ergebenst zu empfehlen“, oder: „Ihr Geehrtes vom 10. d. M. bestätigend, übersende (ich) Ihnen hier die verlangten Muster“.

In der Litteratur kommen solche ganz unberechtigte Schreib-Faulheiten glücklicher Weise fast nicht vor. Um so mehr muß es befremden, daß ein Schriftsteller vom Rufe eines P. K. Rosegger dieser Unart in ausgedehntestem Maße und offenbar mit Absicht fröhnt. Gehörte er dem Kaufmannsstande an, so wäre das, wenn auch keine Entschuldigung, so doch ein erklärender und mildernder Umstand; da dies aber nicht der Fall ist, so verdient dieser sprachliche Unfug um so schärfern Tadel.

Die Art, mit der Rosegger bei diesen Auslassungen vorgeht, bedarf einer genauen Darstellung[1]).

---

[1]) Diese sowie die einschlägigen Beispiele sind meinem Buche „Sprachsünden“ entnommen.

Wenn er von einem Subjekte zwei Aussagen macht, deren erste ein verbum dicendi ist und eine direkte Rede zum Objekte hat, so setzt er sie nicht zu einem Satze zusammen, sondern stellt die zweite selbständig in eine neue Zeile. Ist die vorhergehende direkte Rede umfangreich, so kann dieses Verfahren nur gebilligt werden, denn das zweite Verbum würde in diesem Fall unbeholfen nachhinken. In jedem Fall aber muß dieses, sobald es selbständig auftritt, ein grammatisches Subjekt haben. Es ist somit entweder das Subjekt der ersten Aussage, das ja logisch das der zweiten ist, zu wiederholen, oder dafür das Pronomen zu setzen. Das thut Rosegger aber keineswegs. Er stellt die zweite Aussage ohne grammatisches Subjekt hin und knüpft sie mit **und** an die erste, als wäre sie das losgetrennte zweite Hauptglied eines zusammengesetzten Satzes. Nur der große Anfangsbuchstabe und der neue Absatz deuten auf die Selbständigkeit dieses Satzrudiments. z. B.

„„Der arme Anton Obersdorfer!" murmelte er dann, „so frühzeitig hat er sterben müssen; schlaf wohl, Anton Obersdorfer, Dich findet Keiner mehr."

Und (**er**) ging weiter."

(Mann und Weib: Der Hinterschöpp).

„Morgens sagte er: „Gieb derweilen Acht auf die Toni".

Und (**er**) ging." (ebenda).

Häufig ist das verbum dicendi erst zu ergänzen, denn Rosegger läßt es aus und setzt bloß das Objekt, die direkte Rede. Somit knüpft er das folgende Satzrudiment mit **und** an eine Aussage an, die grammatisch gar nicht mehr vorhanden ist.

„„Wenns nicht just auf der Stell sein muß, recht gern" (erwiderte er).

Und (er) hatte Arbeit." (ebenda);

„„Das brauch ich nicht, so ist es besser" (rief er).

Und (er) schleuderte sie über das Geländer."

(Mann und Weib: Hier auf dieser Straßen hat Gott mich verlassen).

Ja Rosegger geht noch weiter: wenn er von einem Gespräche zweier Personen erzählt und eine Aussage

macht, die beide zugleich betrifft, also beide zusammen als Subjekt hat, so setzt er sie selbständig, ohne Subjekt hin und knüpft sie mit und an die vorhergehende Wechselrede an, wiewohl sie in diesem Falle dem zweiten Gliede eines zusammengesetzten Satzes nicht einmal ähnlich sieht; denn auch in diesem müßte das Pronomen stehen, weil das Subjekt selbst ein neues ist, nämlich ein Plural, während die vorhergehenden Subjekte im Singular stehen.

„„Geh nur jetzt, hast noch weiten Weg", sagte der Schöpp, „die Mutter laß ich grüßen, und schaut mir gut auf die Wirtschaft."
Und (sie) gingen auseinander."
(Mann und Weib: Der Hinterschöpp).

„„Nur brav gießen", rief die Frau Herrin; „die Blumen werden schon genug haben, aber der junge Kohl wird was brauchen."
Und (sie) gingen fürbaß."
(Mann und Weib: Der Liebste ist mein Glaube).

Manchmal fehlt das verbindende und:

„(Sie) Gingen hierauf zum Bäckerwirt."
(Sonderlinge aus dem Volke der Alpen: Der Orgler zu St. Thomas).

Eine stattliche Häufung solcher subjektlosen, also so zu sagen kopflosen Sätze bietet folgende Stelle:

„(Ich) Stand allein da in der finsteren Nacht und im schweigsamen Wald. (Ich) Blickte um mich, sah aber nichts. (Es) Ward mir etwas ungleich. (Ich) Hörte aber bald den Wagen heranrollen, der mich aufnehmen sollte. „Ist das der Wagen nach Innsbruck?" rief ich den Kutscher an. (Es) Wurde alsbald der Schlag geöffnet und ich samt meinem Reisegepäck hineinexpediert."
(Der Schelm in den Alpen: Ein Reiseabenteuer).

Das unpersönliche Pronomen es läßt Rosegger aus in den Sätzen:

„Der Wagen hat einen prächtigen Polstersitz für Zweie. (Es) Sitzt aber nur Eines drauf. (Es) Thut nichts.
(Mann und Weib: Felix, der Begehrte).

„Mancher der Jäger hätte aus reinem Übermut noch gern ins Horn geblasen, (es) war aber verboten."
(Mann und Weib: Der Flößer-Hans).

Hier hat diese Unart auch eine falsche Beziehung zu folge; grammatisch bezieht sich das verboten nämlich auf Mancher, was einen baren Unsinn ergiebt.

Es ist für die Art der deutschen Bücherrezension überaus bezeichnend, daß sie solchen sprachlichen Unfug unerwähnt läßt; sei es, weil sie ihn nicht sehen will: dann ist sie ungerecht; sei es, weil sie sie wirklich nicht sieht: dann ist sie unfähig.

So wie Rosegger das Pronomen, läßt Wilhelm Jensen in vielen Fällen den Artikel aus:

„Sein Äußeres hatte ihm von jeher (die) Zuneigung des weiblichen Geschlechts entgegengebracht."
(Runensteine).

„Und dazu wars, als wälze (eine) unsichtbare Hand ihm immer neue Hindernisse in seinen Weg."
(Über die Wolken).

„Er bot (einen) seltsamen Anblick".
(Der Herr Senator).

Besonders häufig läßt Jensen den Artikel beim Superlativ fort, also eben dort, wo derselbe stehen muß:

„Vom Himmel kam erstes Morgenrot."
(ebenda).

„Höchste Wahrscheinlichkeit sprach dafür".
(Runensteine).

„Die Augen Bernold Auffeß' bewahrten ruhigste Unbefangenheit dabei."
(Jahreszeiten).

Beim Superlativ darf der Artikel nur entfallen in Anreden: liebste Mutter; bei Stoffnamen: bester Rum; bei präpositionalen Verbindungen: zum billigsten Preise; und in Redeformeln: allerliebst, ergebenster Diener.

Wohl ziemlich allgemein gebräuchlich ist die Auslassung der Konjunktion da, wenn ihr das Adverb zumal vorausgeht. z. B.: „Ich bleibe, zumal (da) ich dies weiß."

Das Adverb zumal erhält durch die Auslassung der Konjunktion deren Bedeutung. Wustmann eifert wohl umsonst gegen diesen fest eingewurzelten Brauch.

Ebenso wie nach zumal wird die Konjunktion da auch nach nun manchmal ausgelassen. z. B. „Nun (da) ich dies weiß, bleib ich.“ Doch geschieht dies niemals in der Umgangssprache, und ist auch für die Schriftsprache nicht zu empfehlen, da es immer etwas pathetisch aussieht. Man überlasse diese Auslassung daher den Dichtern allein.

2. Zusammenziehung.

Eine andere Art der Verkürzung des Ausdrucks ist die Zusammenziehung zweier Wörter in eines.

Bekannt ist, oder soll doch sein, daß das Wort am nicht aus der Zusammenziehung der Präposition auf und des Artikels entstanden ist, sondern aus diesem und der Präposition an, daß somit am Tische nur bedeutet an dem Tische, nicht aber auf dem Tische: weniger bekannt ist dagegen, daß auch bei an die Zusammenziehung mit dem Artikel nicht immer statthaft ist. Sie ist es nämlich nur dann, wenn der Artikel lediglich solcher ist; hat er aber determinierenden Sinn, so darf sie nicht eintreten. Es darf also nicht heißen: Am Tische, an dem wir gestern gegessen haben, sondern: an dem Tische u. s. w.

Dies gilt natürlich nicht bloß von der Präposition an, sondern von allen, die einer Zusammenziehung fähig sind, also von bei (beim), in (im), von (vom), zu (zum, zur).

Die Zusammenziehung findet auch oft statt, wenn eine Präposition mit einem Interrogativ-, Demonstrativ-, besonders aber mit einem Relativpronomen verbunden ist. Die Zusammenziehung zweier solchen Redeteile ergiebt ein Adverb, das je nachdem, fragenden, hinweisenden oder bezüglichen Sinn hat. Beim Interrogativpronomen ist diese Zusammensetzung erlaubt, wenn es Neutrum ist und substantivische Bedeutung hat, also bei was. Man darf demnach sagen: „Womit (= mit was) beschäftigst du dich?“ „Wovon (= von was)

sprichst du?"; aber nicht: „W o m i t (= m i t w e m) gehst du spazieren?"

Das Demonstrativ gestattet einen freiern Gebrauch der Zusammenziehung: diese ist nicht auf das Neutrum beschränkt. Man darf also sagen: „Diese Bezahlung ist zu gering, man kann d a v o n (= v o n i h r) nicht leben", oder: „Lies diesen Brief, es steht manches Interessante d a r i n (= in demselben)"; nicht aber: „An diesem Menschen ist nichts Gutes zu finden, alles d a r a n (= an ihm) ist Unnatur".

Wann die Zusammenziehung beim Relativ stattfinden darf, darüber sind die Sprachgelehrten verschiedener Meinung.

Becker-Lyon gestattet sie nur, wenn das Relativ Neutrum ist und substantivische Bedeutung hat, also unter denselben Verhältnissen, unter denen sie beim Interrogativpronomen erlaubt ist. Man dürfe somit sagen: „Ich weiß, w o v o n (= von was) Ihr sprecht", „Nun ist vorüber, w o r a u f (= auf was) wir uns so lange gefreut haben"; nicht aber: „Das Bett, w o r i n (= in dem) er liegt", „Die Begeisterung, w o m i t (= in der) er spricht."

Andresen tritt für den Gebrauch des Relativ-Adverbs ein und gestattet ihn nur dann nicht, wenn es sich um Personen handelt, wenn dem Relativpronomen ein Demonstrativpronomen vorausgeht, und wenn die Gefahr der Undeutlichkeit vorhanden ist. In Fällen, wie sie in den letzten zwei Beispielen zum Ausdruck kommen, erlaubt er ihn demnach; nicht aber in folgendem: „Der Mann, w o m i t (= mit dem) ich dich gehen gesehen habe," „Dasjenige Buch, w o v o n (= von dem) man am meisten spricht", „Ich weiß manche Dinge, w o v o n er nichts ahnt"; im letzten Falle kann w o v o n: v o n d e n e n oder: v o n w a s bedeuten, je nachdem es sich auf D i n g e oder auf den ganzen Satz bezieht.

Keller endlich weist das Relativ-Adverb nur bei Personennamen zurück.

Man dürfte indes gut thun, der strengern Auffassung Becker's zu folgen, da der allzufreie Gebrauch des Relativ-Adverbs die Nachlässigkeit des Stils befördert und

der Bequemlichkeit der Schreibenden Vorschub leistet; zumal ferner, da manche Autoren die Zusammenziehung so häufig gebrauchen, als ob sie Regel wäre, während sie doch Ausnahme ist.

. So schreibt Eufemia Gräfin Ballestrem:

„Auf den Tisch, daran er sich gesetzt".

(Die blonden Frauen von Ulmenried).

„Mit hohlen Wangen, darauf rote Fieberflecke brannten." (ebenda).

„Mit Veilchenduft und Lerchengesang, dazu schwedische Geschütze das Accompagnement bildeten."

(ebenda).

Marco Brociner: „Sein Antlitz mit der gewölbten Stirn, daraus ein trotziges Selbstbewußtsein sprach." (Aus der Tragikomödie des Lebens: Hypnotisiert).

„Die ersten Zeilen, darin sie schrieb."

(Aus der Tragikomödie des Lebens: Die neue Wohnung).

„In jenes enge Gäßchen, darüber wie ein schmales Band der Himmel sich wölbt."

(Aus der Tragikomödie des Lebens: Latein ganz ungenügend).

Von diesen zwei Autoren könnte man noch eine ganze Menge von Beispielen anführen.

Häufig gebraucht auch J. J. David das Relativ-Adverb:

„Das Stühlchen, darauf sie sitzen sollte."

(Die Wiedergeborenen: Petre quo vadis?).

„Das strenge Kasteien, darin er sich wohl gefiel."

(ebenda).

Seltener Theodor Fontane:

„Das Zimmer, darin er schlief."

(Stine).

Bei all diesen Beispielen fällt auf, daß das Relativ-Adverb nicht aus den Formen von welch, sondern aus denen von der gebildet wird, also ganz das Aussehen des Demonstrativ-Adverbs hat, ein Umstand, der diese Beispiele noch ungefälliger macht, als sie an sich schon sind.

In richtiger Form zwar, aber in zweideutiger und darum tadelnswerter Weise gebraucht Hermann Menkes das Relativ-Adverb:

„Stille Seufzer durchstreichen die Luft, womit sich die Gesänge der Nachthirten vermengen.“

(Aus Rotrußland).

Hier kann womit: mit denen und: mit der bedeuten.

3. Zusammenfassung.

Die Zusammenfassung oder das Zeugma besteht darin, daß ein Satzteil, der in einer Satzverbindung zweien oder mehrern Wörtern zukäme, nur einmal gesetzt wird, z. B.

Auf oder mit dem Schilde (Zeugma des Artikels).
Dunkle Augen und Haare (Zeugma des Adjektives).
Seine Mutter und Schwester (Zeugma des Pronomens).
Gott lieben und preisen (Zeugma des Substantivs).
Mit Stumpf und Stiel (Zeugma der Präposition).

Das Zeugma ist nur gestattet, wenn beide (alle) Wörter, die zusammengezogen werden sollen, sowohl grammatisch als logisch übereinstimmen.

Die grammatische Übereinstimmung kann nämlich vorhanden sein, die logische jedoch fehlen. Die Wörter die Katze und die Maus, oder: der Wald und der Berg stimmen doch in Genus, Kasus und Numerus völlig überein, haben also dasselbe grammatische Verhältnis; dennoch ist es nicht ratsam zu sagen: die Katze und Maus oder: der Wald und Berg, denn diese Begriffe haben an sich nichts Gemeinsames. Dagegen kann man sagen: die französische und englische Sprache, das logische und grammatische Verhältnis, vorausgesetzt, daß nicht eben von einer Unterscheidung dieser Begriffe die Rede ist.

Es kann ferner vorkommen, daß zwei oder mehrere Wörter nicht nur dasselbe grammatische Verhältnis haben, sondern auch formell gleich sind, dabei aber verschiedene Bedeutung haben. Demnach sind folgende Zusammenfassungen falsch: „Der Feldherr ließ den Feind erst auf Schußweite herankommen und dann sofort ein heftiges Feuer eröffnen“; hier hat lassen das erste Mal die Be-

deutung zulassen, das zweite Mal: befehlen; somit muß es beide Male gesetzt werden. — „Er ist gestern angekommen und noch hier"; das erste ist gilt als Hilfszeitwort, das zweite als selbständiges Verbum. Sanders, dem diese zwei Beispiele entnommen sind, bemerkt zum letzten, es sei doch „nicht ganz unstatthaft". Bei dem Sprichwort „Mit Mann und Maus" und ähnlichen Verbindungen ist das Zeugma, obwohl das Geschlecht der verbundenen Wörter verschieden ist, gestattet, da mit dem Artikel jede Schwierigkeit weggefallen ist. Hier seien nun einige Zusammenfassungen angeführt, bei denen das grammatische Verhältnis zwar formell, nicht aber thatsächlich stimmt. Verschiedenes Genus haben: mit dunklem Haar und Bart, sein Bruder und Kind, seine Mutter und Brüder; hier ist auch verschiedener Numerus; blos dieser: seine Schwestern und Mutter; verschiedener Kasus: „Er hat sich das nicht träumen lassen und über seine Enttäuschung sehr geärgert". Hier ist Dativ und Accusativ zusammengefaßt worden; in folgendem Satze Robert Byr's dagegen Nominativ und Accusativ, Subjekt und Objekt:

„Ohne seine Stellung zu ändern, die er sich allerdings in Festenstein nicht gestattet haben würde, hier aber als das vollendetste in wahrhaft eleganter und vornehmer Haltung galt." (Wozu?).

Dasselbe thut Gottfried Keller in folgendem Bruchstück eines unförmlichen Satzgefüges:

„Da es mir von jeher schien, . . . daß sie einzig darauf ausgingen, wenn sie in diesem Augenblicke etwas Zweckmäßiges und Gutes gesagt haben, gleich darauf eine große Albernheit oder Verdrehtheit einzuwerfen, was sie denn als ihre weibliche Anmut und Beweglichkeit ausgäben, im Grunde aber eine Unredlichkeit sei." (Die Leute von Seldwyla: Pankraz der Schmoller).

Ferner J. F. Stolz:

„Dort ist das reizende Waldschlößchen Altenbrunn gelegen, welches sein voriger Besitzer Baron Fabro noch Anfangs der Achtzigerjahre mit allem modernen Luxus ausstattete und zur günstigen Jahreszeit der

Sammelplatz und Ausflugsort einer auserlesenen Gesellschaft und besonders befreundeter Personen war."
(Geschichten aus dem Leben: Eine dunkle Begebenheit).

Alle diese Zusammenfassungen, — die erste etwa ausgenommen —, sind, trotzdem sie nicht selten vorkommen, nicht statthaft.

Noch weniger dulden kann man solche Zusammenfassungen, bei denen das grammatische Verhältnis schon äußerlich verschieden ist. So liegt verschiedenes Genus vor bei

Hermann Menkes: „Augen von seltsamem Glanz und Milde. (Aus Rotrußland).

Gottfried Keller: „Ein schöner Mann mit dunklen Augen und Haar."
(Züricher Novellen: Hadlaub).

Verschiedener Numerus: „Im Orchester des Theaters an der Wien wurde mit Beginn der Saison die Normalstimmung eingeführt und aus diesem Grunde sämtliche Blasinstrumente neu angeschafft."
(Fremdenblatt).

„Die Wiesenstelle .... wurde übrigens .... genau untersucht, doch keine verdächtigen Wahrnehmungen gemacht." (Neue freie Presse).

Verschiedener Kasus: Theodor Hertzka:
„Man hätschelte und schmeichelte ihr."
(Freiland).

J. F. Stolz: „Und doch Keines kannte, Keines wußte vom andern."
(Geschichten aus dem Leben: Auch ein Roman).

Das präpositionale Objekt entspricht nur dem Verbum wußten, kannte bedarf des Accusativs.

Derselbe Autor faßt auch das Hilfsverb unstatthaft zusammen:

„Die Maschine hatte den Dienst versagt, der Aufzug zerrissen."
(Geschichten aus dem Leben: Glückauf).

Hatte entspricht nur dem Verbum versagen, nicht aber dem Verbum zerreißen.

Umgekehrt entspricht sei nur dem Verbum ruinieren, nicht aber dem Verbum enden in folgendem Satze desselben Schriftstellers:

„Er hatte es ja eben mit eigenen Ohren gehört, der Großbauer sei ruiniert, sein Schwiegersohn, der saubere Stadtherr, nachdem er alles Geld verjubelt, der übrigens nichts als ein Schwindler war, durch Selbstmord geendet."

(Geschichten aus dem Leben: Hans im Glück).

Denselben Fehler begeht Georg Ebers:

„Ulrich war zugegen gewesen, wie ihr der Meister sein Bildnis überreicht und mit angesehen, wie Sophonisbe die Hände vor das Angesicht geschlagen hatte." (Ein Wort).

Hier haben zwei Worte dasselbe Hilfszeitwort, obwohl dieses nur dem einen entspricht.

Der sehr nahe liegenden Gefahr, ein fehlerhaftes Zeugma zu bilden, hat Keller in folgendem Satz auszuweichen verstanden:

„Unter dem Attribut verstehen wir ein Wort, welches oder eine Wortverbindung, welche dem Substantiv als Begleitung beigegeben wird.

(Deutscher Antibarbarus).

Schließlich ist noch der Zusammenfassung zusammengesetzter Wörter zu gedenken. Sie findet statt, wenn zwei oder mehrere solcher Wörter dasselbe Grundwort haben, und besteht darin, daß dieses nur einmal gesetzt wird. z. B. Feld- und Wiesenblumen, Rede- und Satzteile, über- oder untergeordnet, nicht aber: ver- und zergehen, be- und unbekränzt, weil diese Vorsilben tonlos und untrennbar sind.

4. Verkürzung durch den Infinitiv.

Die Verkürzung durch den Infinitiv mit zu, ohne zu, um zu kann bei allen mit daß, ohne daß, als daß, damit eingeleiteten Nebensätzen stattfinden, wenn deren Subjekt auch das des Hauptsatzes ist, z. B.

„Ich hoffe dich bald zu sehen" = daß ich dich bald sehe; „Die Franzosen begannen 1870 den Krieg, ohne gerüstet zu sein" = ohne daß sie gerüstet

waren; „Er ist zu aufgeregt, um ruhig zu bleiben" = als daß er ruhig bliebe; „Wir beeilten uns, um noch rechtzeitig zu kommen" = damit wir noch rechtzeitig kämen.

Die Verkürzung durch den präpositionalen Infinitiv darf auch dann eintreten, wenn das Subjekt des Nebensatzes als Dativ- oder Accusativ-Objekt vorkommt, doch gilt dies nur von Objektsätzen, z. B. „Ich befahl ihm zu schweigen" = daß er schweigen solle; „Ich bitte dich zu bleiben" = daß du bleibest.

Andresen läßt die Verkürzung in diesem Falle auch bei Finalsätzen zu, wenn die Gefahr der Zweideutigkeit ausgeschlossen ist wie in dem von ihm angeführten Beispiele: „Die Mutter gab ihrem Sohne den Brief, um ihn auf die Post zu bringen"; da jedoch solche Fälle ganz vereinzelt sind, thut man gut, Finalsätze nur bei gleichem Subjekte zu verkürzen.

In manchen Fällen, namentlich bei Subjektsätzen, ist es gestattel, die Verkürzung eintreten zu lassen, wenn das Subjekt des Nebensatzes das unbestimmte man ist, z. B. „Es ist verboten, hier einzutreten" = daß man hier eintrete; „Es genügt, dies von ihm zu wissen, um ihn zu kennen = daß man dies von ihm weiß, damit man ihn erkenne.

Mit daß eingeleitete Subjektsätze dürfen auch dann verkürzt werden, wenn ihr Subjekt im Hauptsatze als Genetiv vorkommt: „Es ist der Wunsch der Eltern, ihre Kinder glücklich zu machen" = daß sie ihre Kinder glücklich machen.

Bei Subjektsätzen gilt die Verkürzung mit zu auch dann, wenn die einleitende Konjunktion wenn ist. z. B. „Es ist ein großer Vorteil, viele Sprachen zu sprechen" = wenn man viele Sprachen spricht.

Im Allgemeinen bietet die Litteratur, selbst die der Zeitungen, nicht viele Verstöße gegen die Regeln, die die Verkürzung durch den Infinitiv bestimmen. Fehlerhaft schreibt die „Wiener Sonn- und Montags-Zeitung":

> „Fünf Personen sind im Schlafe von entmenschten Mordgesellen überfallen worden, um eventuell zu den geringen Ersparnissen eines in Arbeit verbrachten Lebens zu gelangen."

Ganz gräßlich schreibt M. Schapira: „Er glaubte mich verhöhnt zu werden.“
(Der Überfall).

Grammatisch zwar nicht fehlerhaft, aber schwerfällig und nicht übersichtlich ist die Verkürzung durch den Infinitiv in einem Satze, der an sich schon mehrere Infinitivformen enthält, z. B. statt: „Ich wünschte, daß ich Dich dies hätte sehen lassen können“, zu sagen: „Ich wünschte dich dies sehen lassen gekonnt zu haben“.

5. Verkürzung durch das Partizip.

Die Verkürzung eines Nebensatzes durch das Partizip darf im Allgemeinen nur dann stattfinden, wenn er dasselbe Subjekt hat wie der Hauptsatz.

Doch giebt es auch sogenannte absolute Partizipien, die vom Hauptsatze ganz unabhängig sind; sie sind jedoch auf gewisse stehende Redensarten beschränkt. Solche Partizipien sind: abgesehen, angenommen, eingeräumt, genau genommen, gesetzt, vorausgesetzt, zugestanden, durchwegs Formen des zweiten Partizips; vom ersten nur: anlangend und betreffend.

Manchmal kommt das absolute Partizip in Verbindung mit dem Accusativ vor und drückt dann meist eine Bestimmung der Art und Weise aus. z. B. „Die Hände gefaltet, den Blick nach oben gerichtet, kniete sie vor dem Kruzifixe“.

Häufig fehlt das Partizip, und es steht bloß der Accusativ mit einer adverbialen Bestimmung, der sogenannte absolute Accusativ, der dasselbe sagt wie die Präposition mit, z. B. „Zu Dionys, dem Tyrannen schlich Möros, den Dolch im Gewande“. Man kann sich diesen Accusativ und überhaupt das absolute Partizip, ausgenommen die zwei Formen des ersten Partizips, aus der Ellipse von habend denken, das sich überall sehr gut ergänzen läßt. Diese Ansicht, der Sanders zustimmt, bezeichnet Keller als „ganz verkehrt“. Warum?

Im Allgemeinen wende man das absolute Partizip mit größter Vorsicht an und nur in solchen Fällen, die allgemein giltig sind.

Bei folgenden Partizipien ist dies fraglich, daher auch ihre Berechtigung zweifelhaft:

Gottfried Keller: „Gedacht, gethan, ging sie von einem Kinde zum andern."

(Martin Salander).

P. K. Rosegger: „Dieses Wort gehört, bin ich stillgestanden."

(Die Schriften des Waldschulmeisters).

Derselbe Autor schreibt entschieden fehlerhaft:

„Am Rande des Eises angelangt, schleuderte es ihn . . . in den Schrund."

(Der Schelm in den Alpen: Der Bös-Tauring).

Besonders arg fröhnt diesem Unfuge Balduin Möllhausen: „Hoch und schlank gewachsen, offenbarte sich in ihrer vornehmen Haltung ein gewisses männliches Selbstbewußtsein."

(Die beiden Yachten).

„Augenscheinlich Verstorbenen errichtet, war bei der Wahl der Stätte der Boden maßgebend gewesen."

(ebenda).

Auch mit dem ersten Partizip verfährt Möllhausen in dieser Weise:

„Wieder in dem Prunkgemach erscheinend, umhüllte ein bis zu den Füßen niederreichender wasserdichter Rock ihre Gestalt."

(ebenda).

„Eintretend zeigte sich ihr ein überaus liebliches Bild." (ebenda).

„In die Kajüte eintretend, erwartete die Gäste eine neue Überraschung."

(ebenda).

Beide Partizipien gebraucht derselbe Autor fehlerhaft in folgendem Satze:

„Geräuschlos von Stufe zu Stufe gleitend, bald diese, bald jene überschlagend und gestreift von der Beleuchtung des rötlich brennenden Lichtstumpfes, hätte man die drei Gestalten mit der Unterwelt entstiegenen Geistern vergleichen mögen."

(ebenda).

Gottfried Keller: „Sich des Zettels erinnernd, den ihr Reinhardt gegeben hatte, rötete sich ihr Gesicht.“ (Das Sinngedicht).

Richard Voß: „In die Blitze sehend, auf die Donner lauschend, blühte für sie nicht der Flieder.“ (Scherben: Des Meeres und der Liebe Wellen).

An demselben Fehler leiden folgende zwei Sätze. Sie enthalten zwar kein Partizip, doch muß eines ergänzt werden.

Wilhelm Jensen: „Selbsandigen Weg hinan (gehend), etwa eine Viertelstunde lang, dann liegt es dem Rückgewendeten zu Füßen.“

(Aus stiller Zeit: Ein Traum).

Hermann Heiberg: Noch unter dem Eindruck des Gespräches (stehend), das er am Nachmittag mit der Pastorin gehabt hatte, regten die Zeilen Hederich außerordentlich auf.“ (Todsünden).

Wie Partizipien können auch Adjektiva absolut gebraucht, d. h. unflektiert ihrem Beziehungsworte vorangestellt werden, falls der dann stets eintretende Vergleichssatz dasselbe Subjekt hat wie der Hauptsatz z. B. „Eitel, wie er ist, fühlte er sich geschmeichelt“; fehlerhaft dagegen schreibt:

Balduin Möllhausen: „Fremd, wie die Gräfin ihm war, konnte er nicht ermessen.“

(Die beiden Yachten).

Robert Schweichel: „Eitel, wie sie eingestandener Maßen war, lag der Wunsch nahe genug, diese Vorzüge anerkannt zu sehen.“ (Irrfahrten).

Mit dem Partizip wird von den Schriftstellern in jeder Hinsicht arger Mißbrauch getrieben.

Als tadelnswerter Latinismus gilt es, das zweite Partizip mit einer Präposition verbunden attributiv zu gebrauchen. z. B. nach genossener Speise, nach erfolgtem Ableben, seit abgeschaffter Prügelstrafe.

Gebräuchlich sind dagegen Ausdrücke wie: nach gethaner Arbeit, nach beendetem Kriege; ferner präpositionale Verbindungen des ersten Partizips: bei drohendem Himmel, bei beginnendem Regen.

Im Allgemeinen empfiehlt es sich jedoch, statt all dieser Partizipien — ausgenommen etwa die ganz eingebürgerte Redeformel: nach gethaner Arbeit — eine andere Form des Ausdrucks anzuwenden, entweder einen Nebensatz: seitdem die Prügelstrafe abgeschafft ist; oder ein abstraktes Substantiv: seit Abschaffung der Prügelstrafe; oder aber, wenn es angeht, die Fortlassung des Partizips: nach dem Ableben.

Tadelnswert ist ferner der Gebrauch des Partizips, wenn dadurch das logische Verhältnis des so verkürzten Satzes zum Hauptsatze unkenntlich gemacht wird. z. B.

Detlev Freiherr von Liliencron: „Die Ehe nicht kennend oder sie für höchst unbequem haltend, hatte er Zeit seines Lebens sich Blumen gepflückt. Sich um seine zahlreichen Frauen und Kinder niemals bekümmernd, liebte er die Letzteren."

(Der Mäcen: Zwei Runensteine).

Hier ist das eine Mal ein Kausal-, das andere Mal ein Konzessivsatz verkürzt worden, und da dies bei beiden in der gleichen Form geschehen, ist das an sich schon durch die Verkürzung verwischte logische Verhältnis noch weniger kenntlich. Richtig müßten die Sätze lauten: Da er die Ehe nicht kannte oder sie für höchst unbequem hielt, hatte er sich Zeit seines Lebens Blumen gepflückt. Obwohl er sich um seine zahlreichen Frauen und Kinder niemals kümmerte, liebte er die Letzteren. Damit wäre freilich nur der Fehler ausgebessert, der eben hier in Betracht kommt; der zweite Satz bliebe dennoch häßlich wegen des Pronomens.

Sehr häufig wird in der Erzählungs-Litteratur das Partizip in Bezug auf das Tempus mißbraucht; das widerfährt jedoch nur dem ersten Partizip und zwar dadurch, daß es bald auf die Vergangenheit, bald auf die Zukunft angewendet wird, obwohl es nur die Gleichzeitigkeit ausdrückt.

Auf die Vergangenheit beziehen es:

Wilhelm Jensen: „Die durchnäßten Kleider abwerfend, streckte er sich rasch hin."

(Runensteine).

Ferdinand Schifkorn: „Mit beiden Füßen aus dem Bette springend, schlüpfte er in den Schlafrock." (Unter südlichem Himmel).

Robert Schweichel: „Als wir dann aber durch die Parkanlagen hinuntereilend, bei dem Schlößchen Wörth standen." (Irrfahrten).

Friedrich Spielhagen: „Mit kunstgerechter Hand die Flasche entkorkend, füllte er den perlenden Wein in . . . Kelche."

(Problematische Naturen).

„Das geleerte Glas wieder auf das Buffet setzend, trat er ans Fenster." (ebenda).

Derselbe Autor bezieht das Partizip auch auf die Zukunft:

„Langsam wandelten die schlanken Gestalten durch das grüne Revier, oft stille stehend." (ebenda).

Ada war in die Gesellschaft zurückgetreten, den Dank derselben entgegennehmend."

(Ein neuer Pharao).

Dasselbe thut Gottfried Keller:

„Ein Kellner kam nach dem Begehr fragend."

(Martin Salander).

„nahm ihm den Hut aus der Hand, denselben bei Seite legend. (ebenda).

„Sie öffnete der Herrschaft die Thür, sich sofort zurückziehend." (ebenda).

Ferdinand Schifkorn: „. . . sagte er, den blonden Scheitel des Mädchens mit innigen Küssen berührend." (Unter südlichem Himmel).

E. Gebrauch von Tempus und Modus.

1. Tempus.

Mit den Zeitverhältnissen nimmt es der deutsche Sprachgebrauch leider gar nicht genau; es herrscht daher auf diesem Gebiete eine arge Unordnung. Zwei Zeiten sind es vor allem, die sichs gefallen lassen müssen, immer wieder kunterbunt durcheinandergeworfen zu werden: das Imperfekt und das Perfekt.

Man muß mit Neid auf die lateinische Sprache blicken, die den Wirkungskreis jeder dieser zwei Zeiten so fest und klar begrenzt. Den Gebrauch dieser Zeiten auch im Deutschen an so bestimmte Regeln zu fesseln, ist zwar kaum möglich, doch kann man, so gut dies eben geht, immerhin zwischen ihnen unterscheiden und jeder ein eigenes Gebiet anweisen.

Das Imperfekt bezeichnet im Deutschen:

1. Dem lateinischen Imperfekt entsprechend einen Zustand als in der Vergangenheit dauernd oder sich wiederholend. Als Beispiel führt Keller an: „Als Adam grub und Eva spann, wer war denn da ein Edelmann?"

2. Dem lateinischen historischen Perfekt entsprechend ein vergangenes Ereignis als Glied einer ganzen Reihe von solchen, aber ohne jede Beziehung auf die Gegenwart, z. B. „Als Cäsar unter seinen Mördern auch Brutus erkannte, rief er: „Auch Du mein Brutus!" und verhüllte sein Haupt."

Das Perfektum hingegen bezeichnet:

Einen Zustand als gegenwärtig vollendet. z. B. „Der Mord ist bekannt worden" (vom Verbrecher).[1])

[1]) Sanders macht beim Perfekt auf einen feinen Unterschied aufmerksam: Der Hauptnachdruck kann entweder auf dem Begriff des Verbums liegen oder auf dem der Vollendung z. B. „Ich habe gelesen" ist die Antwort

Aus dieser Verschiedenheit der Bedeutung der beiden Zeiten geht einerseits hervor, daß das Imperfekt eine relative Zeit ist, d. h. nur dann auf dem Platze ist, wenn sich eine Handlung oder ein Zustand in der Vergangenheit auf eine andere Handlung oder einen andern Zustand bezieht: anderseits zeigt sich, daß das Perfektum eine absolute Zeit ist, d. h. selbständig gebraucht werden kann. Man sagt zwar, um Willomitzer's Beispiel zu gebrauchen: „Die Uhr hat geschlagen", aber nicht: „Die Uhr schlug"; hier bedarf es eines Zusatzes, z. B. „als ich ins Zimmer trat".

Daraus ergiebt sich, daß das Imperfekt die Zeit für die Erzählung vergangener Ereignisse ist, das Perfekt aber für die einfache Behauptung einer vergangenen Thatsache.

Die Verwechslung dieser zwei Zeiten geht so vor sich, daß die Schriftsprache das Imperfekt auf Kosten des Perfekts gebraucht, die Umgangssprache, namentlich die des Volkes, in Österreich auch die der Gebildeten, dagegen des Perfekt auf Kosten des Imperfekts. Da das Imperfekt in der Litteratur so überwiegend ist, glauben viele, ja die meisten Leute, besonders schön und richtig zu sprechen, wenn sie fast ausschließlich statt des Perfekts das Imperfekt gebrauchen und sagen: „Ich aß gestern

---

auf die Frage „Was hast du gethan?" — „Ich habe gelesen" die Antwort auf die Frage „Hast du es schon gelesen?" Der Unterschied zeigt sich nur in der Betonung. Bei transitiven Verben tritt er im Passiv aber auch formell hervor z. B. „Das Verbrechen ist bekannt worden" und „Das Verbrechen ist bekannt"; das zweite Beispiel bezeichnet einen vollendeten Zustand als gegenwärtig fortdauernd. Hier sei auch noch bemerkt, daß diese durch den Fortfall des Hilfsverbs verkürzte Perfektform, die Bedeutung des Präsens hat und daher selbst wieder der Bildung anderer Zeiten fähig ist, also auch eines Perfekts; dieses Perfekt des Perfekts lautet aber vom echten Perfekt verschieden; das echte: „Der Mord ist bekannt worden", das neue: „Der Mord ist bekannt geworden."

gut", „Schossest Du den Sperber?" „Die Köchin briet den Hasen". Diese irrtümliche Vermeidung des Perfekts scheint in Deutschland allgemein im Schwange zu sein, und da es eine echt österreichische Untugend ist, alles, was aus der Fremde kommt, für besser zu halten, giebt es auch in Österreich manche Leute, die im Gebrauche des Imperfekts eine Bethätigung feiner Bildung sehen und sich krampfhaft bemühen, diese ihnen ganz ungeläufige Zeit anzuwenden, was sich oft lächerlich genug ausnimmt.

In ihrer Unkenntnis begehen diese Leute einen Fehler, der entschieden schlimmer ist, als der, den sie mit dem allzuausgedehnten Gebrauche des Perfekts begehen; denn da man im täglichen Leben Vergangenes gewöhnlich auf die Gegenwart bezieht und nur selten erzählt, so ergiebt sich klar, daß es noch besser ist, immer im Perfekt zu sprechen als im Imperfekt.

In der österreichischen Umgangssprache kommt das Imperfekt nur dann zur Geltung, wenn es der Kürze halber bequemer ist als das aus zwei Wörtern bestehende Perfekt; es ist in diesen Fällen jedoch meist nicht auf dem Platze. So hört man oft fragen: „Waren Sie schon dort?", was der Regel über den Gebrauch des Imperfekts entschieden widerspricht.

Selten kann man auch hören: „Ich war dort gewesen", wo das Plusquamperfekt statt des Perfekts gebraucht wird, ein Fehler, der der Unkenntnis der Regel entspringt, daß das Plusquamperfekt gleich dem Imperfekt als relative Zeit nicht absolut gebraucht werden darf. Das Plusquamperfekt bezeichnet den Eintritt einer zweiten Handlung, wenn die erste schon vergangen ist; um abermals Willomitzer's Beispiel zu wählen: „Die Uhr hatte geschlagen, als er ins Zimmer trat".

Betreffs des Futurs ist nur zu bemerken, daß es ungenau, aber durch den Gebrauch eingebürgert und darum kaum entfernbar, oft durch das Präsens ersetzt wird, ein Gebrauch, der für den Gymnasiasten verhängnisvoll werden kann, da er von einem solchen versteckten Futurum leicht verlockt wird, es auch im Latein als Präsens zu gebrauchen. So sagt man oft: „Ich komme bald",

„Morgen besuche ich ihn“; der Eintritt der zukünftigen Handlung wird in diesem Falle als ganz sicher angenommen.

Der größern Lebendigkeit wegen kann in der Erzählung statt des Imperfekts auch das sogenannte historische Präsens eintreten, doch darf es mit jenem nicht willkürlich wechseln.

Wie schon gelegentlich erwähnt worden ist, trägt die Litteratur zur richtigen Behandlung der Zeiten nicht nur nichts bei, sondern weist die ärgste Unordnung auf. Gleich den meisten Leuten glauben auch die Autoren im Gebrauche des Imperfekts ihre feine Bildung zu bethätigen und schreiben nicht nur selbst fast ausschließlich in dieser Zeit — was ja im allgemeinen richtig ist, da sie ja erzählen — sondern lassen auch ihre Personen von der Vergangenheit nur im Imperfekt und Plusquamperfekt sprechen, ein grober Verstoß gegen die Wahrheitstreue, da ja doch nicht alle Leute so sprechen, zumal nicht im Affekte und wenn sie dem Volke angehören. Diese Unnatur macht sich besonders dort geltend, wo der Dialog eine große Rolle spielt, also vor allem im Drama. Die Personen darin machen den Eindruck, als hätten sie nie etwas von einem Perfekt gehört. Gar widerwärtig wird dieser leider überaus und allgemein verbreitete Fehler der Schriftsteller, wenn sie Leute aus dem Volke lange wohlgedrechselte Phrasen durchwegs im Imperfekt und Plusquamperfekt sagen lassen, also in Zeiten, die die Betreffenden thatsächlich oft gar nicht kennen.

Daß die Kritik diese Unnatur nicht rügt, daß sie überhaupt die ganze häßliche Verwirrung, die sich die Zeitverhältnisse in der Litteratur gefallen lassen müssen, ohne ein Wort des Tadels hingehen läßt, scheint befremdend, ist es aber thatsächlich nicht: die Herren Kritiker wissen eben mit den Zeitverhältnissen ebensowenig umzugehen wie die Autoren.

Zum Schlusse einige Proben fehlerhafter Tempora:

A. Gundaccar Freiherr von Suttner: „Mit dem gestrigen Tage trat unser Verein als eine behördlich anerkannte Verbindung auf den Plan.“

(Neue Freie Presse).

„Das Mörderpaar Schneider hat auch Klosterneuburg zum Schauplatz seiner Unthaten ausersehen. Glücklicherweise blieb es nur beim Versuche."
(Fremdenblatt).

Hier springt das richtige Perfekt plötzlich ganz unbegründet in das fehlerhafte Imperfekt um.

Ganz wirr ist der Wechsel zwischen Imperfekt und Plusquamperfekt in folgendem Satze.

Felix Dahn: „Der König und die Königin erschienen auf milchweißen Rossen: abgestiegen waren sie vor allem unter eine breitschattende Stein-Eiche getreten: dort hatte Wittichis seiner Braut die rechte Hand auf das Haupt gelegt: sie aber trat mit dem entblößten linken Fuße in den Goldschuh des Königs."
(Ein Kampf um Rom).

Beispiele aus Romanen oder Dramen, Dialogen anzuführen, paßte nicht wohl hierher, da hier ja nur die Sprache der Autoren selbst in Betracht kommt, nicht aber die ihrer Gestalten; wer aber solche Beispiele kennen lernen will, braucht nur den nächsten Roman aufzuschlagen oder ein beliebiges Theaterstück zu besuchen: er wird dort wie da mehr als genug finden.

2. Modus.

Ebenso verworren wie bei den Verhältnissen des Tempus zeigt sich der Sprachgebrauch bei denen des Modus. Sie sind beide so enge verknüpft, daß es nicht wohl möglich ist, sie ganz von einander zu scheiden. Der Indikativ nimmt in der Umgangssprache oft die Stelle des Konjunktivs ein, obwohl dadurch der Sinn des Ausdruckes erheblich geändert wird. Es ist keineswegs gleichgültig, ob es heißt: „Dieser Dichter verdient es, daß man ihn preist" oder: „— daß man ihn preise"; im ersten Falle wird er thatsächlich gepriesen; im zweiten soll er gepriesen werden. Der nachlässige Sprachgebrauch verwischt diesen Unterschied, indem er beide Male den Indikativ setzt. Besonders lehrreich sind folgende zwei gleich dem vorigen Andresen entnommenen Beispiele, an denen sich der Unterschied zwischen Indikativ und Konjunktiv

besonders deutlich offenbart: „Du weißt, daß ich arm bin, sagst aber, daß ich reich sei“; „Ich will nicht behaupten, daß er ein schlechter Mensch sei, sondern nur, daß er ungemein leichtsinnig ist“. Auch in diesen beiden Fällen würde der mündliche und vielleicht auch der schriftliche Sprachgebrauch nur den Indikativ gebrauchen.

Aus diesen Beispielen ergiebt sich, wann der Konjunktiv im abhängigen Satze zu gebrauchen ist.

1. Wenn man ausdrücken will, daß Etwas geschehen soll.

2. Wenn man ausdrücken will, daß die ausgesprochene Ansicht nicht die eigene ist.

Liegt keines dieser beiden Verhältnisse vor, so hat der Indikativ zu folgen, also vor allem, wenn die Bedeutung des regierenden Verbums jene beiden Fälle ausschließt, wie nach den Verben geschehen, wissen, sicher sein, es folgt, es ergiebt sich, es versteht sich, es zeigt sich, die ja nur eine Thatsache als Folge haben können; z. B. „Es geschieht oft, daß der Modus fehlerhaft gebraucht wird; daraus folgt, daß der Sprachgebrauch nachlässig ist.“

Trotz dieser Scheidung der beiden Modi ist es manchmal fraglich, welcher von beiden anzuwenden ist. Keller führt unter andern folgendes Beispiel an: „Ich habe Dir gesagt, wie dies zu beurteilen ist“ oder „sei“. Es kommt hier ganz auf die Auffassung an. Entweder ist der Sinn des Satzes: dies ist so und so zu beurteilen, und ich teile Dir das mit; dann handelt es sich um den Ausdruck einer Thatsache, und es ist der Indikativ zu setzen; oder aber der Sinn ist: ich sage Dir, daß Du dies so und so beurtheilen mußt; dann wird ausgedrückt, daß etwas zu geschehen habe, es ist somit der Konjunktiv auf dem Platze.

Bei Sätzen wie „Ich glaube, daß er krank ist“, „Ich weiß nicht, ob er zu Hause ist“ pflegt der Indikativ zu stehen, da die Ungewißheit schon im regierenden Verbum ausgedrückt ist, der Nebensatz aber eine Thatsache enthält.

Man kann nach all dem den Indikativ als den Modus der Objektivität, den Konjunktiv als den der Subjektivität bezeichnen.

3. Wechselbeziehungen von Tempus und Modus.

Beim Konjunktiv hat man in abhängigen Sätzen der Zeit besondere Beachtung zu schenken.

Es ist keineswegs gleichgültig, ob es heißt: „Man sagt, er sei nicht zu Hause" oder: „— er wäre nicht zu Hause". Die letzte Form gestattet Andresen nur dann, wenn ein konditionaler Sinn vorliegt, wenn also ein Bedingungssatz darauf folgte. Sanders aber behauptet, der Konjunktiv des Imperf. bezeichne den Inhalt des Nebensatzes als entschieden unwahr; bei diesem Beispiele also: er ist thatsächlich zu Hause; diese Auffassung, die hier allerdings zutrifft, dürfte sich jedoch kaum immer bewähren. Man halte sich also an Andresen und setze den Konjunktiv des Imperf. nur dann, wenn der Sinn konditional ist, vorausgesetzt natürlich, daß ihn die Konjunktion verlangt. z. B. „Man sagt, es wäre ihm nicht unangenehm gewählt zu werden" d. h.: wenn er gewählt würde.

Diese Regel befolge man auch dann, wenn der Konjunktiv sich auf die Vergangenheit oder auf die Zukunft bezieht. Man setze demnach das Plusquamperfekt statt des Perfekts und das mit würde umschriebene Futur statt des einfachen nur dann, wenn der Sinn konditional ist z. B. „Man sagt, er sei krank geworden", aber: „— er wäre krank geworden, wenn er noch länger gearbeitet hätte"; „Man glaubt, er werde kommen", aber: „— er würde kommen, wenn man ihn nicht beleidigt hätte". Man halte sich stets an diese Regel, obwohl sie dem Gesetze der Zeitenfolge meist widerspricht. Man sage daher auch: „Man sagte, Du seiest krank (geworden)" oder: „— Du werdest krank werden", nicht: „— Du wärest krank (geworden)", oder: „— Du würdest krank werden".

Der Gebrauch freilich zieht es gewöhnlich vor, auf eine historische Zeit im Hauptsatze im Nebensatze das Imperfekt oder Plusquamperfekt folgen zu lassen. Man kann dies nicht tadeln; grammatisch ist es ja sogar richtiger, doch geht dabei der logische Unterschied verloren, der zwischen dem Konjunktiv einer absoluten und dem einer relativen (beim Futurum: umschriebenen) Zeit besteht.

Nur in einem Falle muß — gleichfalls unabhängig von der Zeitenfolge — für das Präsens, Perfekt oder Futur das Imperfekt, Plusquamperfekt oder die umschriebene Form des Futurs eintreten: wenn nämlich Konjunktiv und Indikativ gleich lauten, jener also nicht zu erkennen wäre; und dies ist oft in der 3. Person des Plurals der Fall. Man sagt demnach: „Man sagte mir, sie machten (machen) eine Landpartie", „— sie hätten eine Landpartie gemacht (haben — gemacht)", „— sie würden — machen (werden — machen)".

Der Konjunktiv des Imperfekts und Plusquamperfekts steht natürlich auch dann in abhängigen Sätzen, wenn ihn die betreffende Konjunktion fordert, also nach; als ob, als daß und zwar ausschließlich, ferner in potentialen und irrealen Bedingungssätzen. Für den Konjunktiv des Imperfekts oder Plusquamperfekts tritt oft die umschriebene Form mit würde auf, der Konditional; wann dieser zu gebrauchen ist, sagt sein Name.

Niemals aber darf der Konditional im bedingten Satze stehen. Es heißt also nicht: „Ich würde mich freuen, wenn Du kommen würdest", sondern: „wenn Du kämest".

Im Hauptsatze darf der Konditional nicht stehen, wenn der Sinn ein Wunsch ist. z. B. „Käme er doch!" nicht: „Würde er doch kommen!"

Was hier vom abhängigen Satze im allgemeinen gesagt worden ist, gilt natürlich auch für die indirekte Rede, die ja nichts weiter ist als ein von einem Verbum des Sagens abhängiger Satz oder eine ganze Reihe von solchen, von dem oder von denen wieder andere Sätze abhängen können.

Mit Bezug auf die indirekte Rede ist außerdem noch folgendes zu bemerken:

In jedem ihrer Sätze ist diejenige Zeit zu gebrauchen, die stünde, wenn er unabhängig wäre; nur das historische Imperfekt muß sich der Verwandlung in das Perfekt unterziehen.

In allen Sätzen ist der Konjunktiv zu gebrauchen, nur wenn der Berichtende in die indirekte Rede eine Bemerkung streut, die nicht eine subjektive Ansicht, sondern

eine objektive Thatsache enthält, hat der Indikativ zu stehen z. B. „Er gestand mir, er habe das Buch, das jetzt so viel von sich reden macht, noch nicht gelesen."

Obwohl, wie man sieht, die indirekte Rede nicht so schwierig ist, wissen nur die wenigsten Leute mit ihr richtig umzugehen; und dies gilt keineswegs blos von Laien, denen man die Unkenntnis noch nachsehen kann, zumal da die indirekte Rede in der Umgangssprache nicht zu häufig ist: aber auch die Leute vom Fache zeigen aufs deutlichste, daß sie die Regeln der indirekten Darstellung nicht kennen oder zu bequem sind, sie zu befolgen. Die Erzählungs- und Zeitungslitteratur bietet dafür zahlreiche Belege.

Einige mögen hier Platz finden:

Friedrich Spielhagen: „Der Bekannte schrieb Oswald, daß er ihm die schleunige Nachricht von einem Ereignisse schuldig zu sein glaubte, das seit gestern Nachmittag die ganze Stadt in die größte Bestürzung versetzt habe. Professor Berger sei ganz plötzlich, zum mindesten, ohne daß irgend jemand eine Ahnung von seiner Krankheit gehabt habe, wahnsinnig geworden. Er sei um vier Uhr, wie gewöhnlich, in seine Vorlesung über Logik gekommen, habe angefangen zu dozieren, scharfsinnig, geistreich wie immer. Dann hätte seine Rede begonnen verworren und immer verworrener zu werden, so daß ein Student nach dem andern die Feder niedergelegt und den Nachbar voll Verwunderung und Scheu angestarrt habe."

(Problematische Naturen).

Die Formen glaubte und hätte sind unrichtig.

Ebenso schreibt Doris Freiin von Spättgen:

„Nicht Mangel an Liebe zu ihrem Kinde sei es, was sie zu diesem Schritte bewogen, schrieb sie mit hundert schönen Worten, in der ihr reich zu Gebote stehenden Liebenswürdigkeit an ihren Schwiegervater, sondern einzig der Gedanke, daß sie durch ihre etwas luxuriöse Lebensweise Gerhard einen bedeutenden Theil der ihm zukommenden Einkünfte entzöge, triebe sie zu einer zweiten Heirat. Von nun an beanspruche sie da-

von nichts mehr, da durch des Fürsten Generosität für ihre Zukunft glänzend gesorgt wäre und verzichte daher zu Gunsten ihres Sohnes, den sie dem teuren Großvater warm ans Herz lege, auf alles."

(Aus der Bahn).

Die Imperfekta entzöge, triebe und wäre sind falsch.

„Nicht England direkt, sondern dessen Stellung in Egypten beeinflusse den Aufstand in Arabien, wird jetzt hervorgehoben, und zur Dämpfung dieser fanatischen Opposition, wäre die Ordnung der egyptischen Frage unerläßlich." (Neue freie Presse).

„Denn Herr Schneider erklärte, er habe nicht nur keine Stampiglien fälschen wollen, sondern habe sogar von der Stampiglien-Fälschung abgerathen. Und was das falsche Zeugnis in dem Mödlinger Schuhfabriks-Prozeß betrifft, so wollte er Materiale gegen den Massenproduzenten im Interesse des hiesigen Kleingewerbes. Deshalb habe er den Brief nach München geschrieben, man möge von dort etwa vorfindliche schlechte Mödlinger Schuhe an das Wiener Gericht senden. Der Brief mag ungeschickt gewesen sein, das gab Herr Schneider sehr harmlos zu, aber um falsches Zeugnis wollte er sich nicht bewerben. Die Angriffe seien nur wegen seiner politischen Agitationen gegen ihn gerichtet worden." (Wiener Tagblatt).

Statt der beiden wollte müßte es heißen: habe wollen; der erste falsche Indikativ betrifft ist ganz unbegründet, der zweite Indikativ mag ist durch die folgende Zwischenbemerkung des Schreibers zwar erklärt aber nicht entschuldigt.

„Fukatsch gab, wie bekannt, auch eine ganz genaue Schilderung der Thatumstände. Er habe Toufar, der bloß Socken trug, unbemerkt in sein Schlafzimmer geführt, wo derselbe auf dem Teppich neben Fukatsch' Bett bis gegen 3 Uhr morgens lag, dann habe er, wie ebenfalls schon berichtet wurde, den gedungenen Mordgesellen durch den Salon in das Schlafzimmer der Frau Schmidt geleitet."

(Fremdenblatt).

Hier ist der Indikativ beide Male falsch angewendet, denn die Wahrheit der beiden betreffenden Aussagen steht keineswegs fest.

„Das Präsidium des Abgeordnetenhauses erklärte, daß die Minister, welche keine Abgeordneten sind, nicht das Recht haben, an den Beratungen an einer geheimen Sitzung teilzunehmen." (ebenda).

Hier ist es fraglich, ob haben der Konjunktiv oder der Indikativ ist; im ersten Falle stünde besser das Imperfekt, weil er unkennbar ist; im zweiten Falle aber wäre der Indikativ ganz unberechtigt, weil der mit daß beginnende Satz nur eine subjektive Ansicht des Präsidenten enthält, zudem eine falsche; ist dieses habe der Indikativ, so ist es um so falscher und tadelnswerter, da in diesem Aufsatze eben von der Unrichtigkeit der Ansicht des Präsidenten die Rede ist.

IV.

Stillehre

A. Grammatische und logische Beziehungen der Sätze.

Das Geringste, was man vom Baue eines Satzes verlangen kann, ist wohl, daß er so zu Ende geführt werde, wie er begonnen hat. Aber sogar diese selbstverständliche Grundregel des Stils wird nicht selten vernachlässigt. Man nennt den Fehler, der in diesem Fall entsteht, bekanntlich Anakoluthie.

Wenn in einer ständigen Anzeige der Wiener Blätter zu lesen ist: „Ich, Anna Csillag! mit meinem 185 cm langen Riesen-Loreley-Haare, welches ich in Folge 14 monatl. Gebrauches meiner selbsterfundenen Pomade erhielt, ist das einzige Mittel gegen Ausfallen der Haare u. s. w. . . .", so ist diese Anakoluthie zwar überaus fehlerhaft, fällt aber doch nicht so schwer ins Gewicht, als wenn sie von einem Fachmann begangen worden wäre, wie dies thatsächlich nicht selten geschieht.

So schreibt Hermann Heiberg: „Er wußte, wenn er Ernst die Bücher und Kasse führte, nach dem Rechten sah und seinem Bruder mit seinen geschäftlichen Erfahrungen zur Seite stand, sich alles zum besten wenden würde."

(Liebeswerben: Peter Breide).

Hier ist die Konjunktion daß ausgelassen; der Nebensatz sollte daher die Wortfolge der indirekten Rede haben. Ist dies wie hier nicht der Fall, so muß man annehmen, daß der Verfasser die Konjunktion vergessen habe.

Baron Alexander von Roberts schreibt: „Es war ein Fünfziger von hagerer, nervöser Gestalt, leicht nach vorne gebeugt, dunkle, unruhige Augen, ein predigerhaft geschwellter Mund, Kinn und Wangen bartlos.“ (Revanche).

Hier müßte es entweder heißen: mit dunklen, unruhigen Augen, einem predigerhaft geschwelltem Mund, bartlosem Kinn und ebensolchen Wangen, oder aber es müßte vor dunkle: er hatte eingeschaltet werden.

Diese Art der Anakoluthie ist bei Beschreibungen überhaupt nicht selten.

Am häufigsten kommt die Anakoluthie jedoch bei Relativ-Sätzen vor:

„Ginster, von der man sich als Zweijährige sehr viel versprach und sie auch mit viel Prätensionen zum Comité-Preis nach Budapest gesendet, lief ...“ (Sport).

Die richtige Anknüpfung des zweiten Relativsatzes wäre: und die man ...

Armin Camer: „Stolz und zufrieden schritt Dorothea am Arme des sie anbetenden Gatten bis zu einem mit zierlichen und kostbaren Gerätschaften ausgestatteten Gemach, welches er ihrem ausschließlichen Gebrauch bestimmt hatte und sie ersuchte, es sich bequem zu machen.“ (Vor fünf Generationen).

Die richtige Fortsetzung des Relativsatzes hieße: und indem er sie ersuchte ...

J. Joachim: „Und gab ihr einen mündlichen Bericht mit auf den Weg über den Vermögensbetrag, der ihrem Sohne dereinst ungeteilt zufallen und die Schwiegermutter mitzugenießen haben werde.“ (Erzwungene Sachen).

Hier müßte es heißen: und den die Schwiegermutter u. s. w.

Derselbe Autor schreibt:

„Sein Geist weilte fernab bei seiner heimlichen Liebsten, dem schönen Pintenschankmädchen, das er bei der unlängst stattgefundenen Kirchweih allzugern zum Tanze geführt hätte, aber es nicht zu thun getraut hatte ...“ (Zwei Brüder).

Statt aber es müßte es heißen: was er sich aber; es müßte also ein Nebensatz des zweiten Grades geschaffen werden.

Wilhelm Jensen: „Sie reichte ihm ihre lange schmale Hand, die er freundlich nahm und ihr in die Augen sehend erwiderte:"

(Das Pfarrhaus von Ellernbrook).

Der mit und angeknüpfte Satz ist hier irrtümlich dem Nebensatze beigeordnet statt dem Hauptsatze.

J. F. Stolz: „Sein letztes Wort galt der treulosen Gattin, die er als armes Mädchen kennen lernte, sich in seinen alten Tagen in ihre bezaubernde Schönheit verliebte und nun von ihr mit solchem Undank belohnt wurde."

(Geschichten aus dem Leben: Auch ein Roman).

Richtig hieße es: die er . . . kennen lernte, in deren Schönheit er sich verliebte, und von der er belohnt wurde.

Adolf Wilbrandt: „Ein geistreicher Mund, den ein schöner lichtbrauner Bart überschattete, und sich in einen ebenso schönen Backenbart verlor."

(Adams Söhne).

Hier stünde statt und richtig der, also ein Nebensatz zweiten Grades.

Eine Anakoluthie im weitesten Sinne begeht Felix Dahn in folgender Konstruktion:

„Endlich teilte sich das ganze Volk in eine rauhere Partei, welche längst unzufrieden mit der Milde, die Theodorich und seine Tochter den Wälschen bewiesen, gerne nunmehr nachgeholt hätten, was, wie sie meinten, bei der Eroberung des Landes versäumt worden, und die Italier für ihren heimlichen Haß mit offener Gewalt zu strafen begehrten.

Viel kleiner natürlich war die Zahl der sanfter und edler Gesinnten."

(Ein Kampf um Rom).

Dahn beginnt hier mit: Endlich theilte sich das Volk in eine rauhere Partei; man erwartete somit, er werde fortfahren: ferner in eine sanfter gesinnte; er giebt jedoch die ursprüngliche Konstruktion

auf und beginnt eine neue: viel kleiner war die Zahl der sanfter und edler Gesinnten.

In folgenden zwei Sätzen knüpft Friedrich Spielhagen einen Relativsatz an ein Substantiv mit und an, als ob ihm ein anderer Relativsatz vorausginge:

„Rechts leitete ein Fußpfad in den Wald, in der Richtung nach dem Waldrande, und der möglicher Weise direkt zur Villa führte.“ (Angela).

„Ein Aussichtspunkt also, und der wohl nur dem Monsieur Duillier zu hoch erschienen sein mochte.“ (ebenda).

Grammatisch zwar richtig, aber dem Gesetze der logischen Symmetrie entgegen wird manchmal ein Nebensatz einem Objekte beigeordnet:

Gustav Freytag: „Aber das Schreiben des Abtes enthielt nur einen Gruß des Abtes für Frau Edith und daß er den Sohn aus der Schule mit seinem Segen zurücksende.“ (Das Nest der Zaunkönige).

„Die dortige Kritik rühmt Buch und Musik und daß die letztere einen außergewöhnlichen Wert besitze.“ (Fremdenblatt).

Sehr häufig ist der Gebrauch, statt eines Hauptsatzes einen Relativsatz zu setzen. Er rührt daher, daß der Relativsatz oft die Aufgabe hat, einen Begriff näher zu erklären, indem er einen neuen Gedanken hinzufügt, der vermöge seiner Bedeutung auch als Hauptsatz stehen könnte. z. B. „Lister hat die Antisepsis erfunden, wodurch er sich um die Menschheit ein großes Verdienst erworben hat“; dafür könnte es auch heißen: und dadurch ein großes Verdienst um die Menschheit erworben.

Wenn sich gegen diese Art der Relativsätze auch nichts einwenden läßt, so darf man ihren Gebrauch doch nicht so weit ausdehnen, wie es so häufig geschieht; zumal dann sind sie zu vermeiden, wenn in der fortschreitenden Erzählung von einem Subjekte eine Aussage gemacht wird, die später eintritt als das bisher Gesagte. So schreibt z. B.

Gustav Freytag: „Tutilo öffnete in dem Kreuzgange eine niedere Pforte, die er hinter seinen Begleitern wieder schloß."

(Das Nest der Zaunkönige).

Besser: und schloß sie wieder.

Felix Dahn: „Und mit königlicher Würde reichte sie Graf Teja die Linke, der sie ehrerbietig hinausführte." (Ein Kampf um Rom).

Besser: und dieser führte sie ehrerbietig hinaus.

„Am Tage darauf erschien das ganze zahlreiche Heer der Gothen vor der ewigen Stadt, die es in sieben Lagern umschloß." (ebenda).

Besser: und umschloß sie; damit wäre auch der Zweideutigkeit abgeholfen, die im Relativ liegt.

Friedrich Spielhagen: „Sie rang die hocherhobenen Hände, die dann wieder schlaff in den Schooß zurückfielen." (Angela).

Besser: und ließ sie dann . . . zurückfallen.

Adolf Wilbrandt: „„Mit Vergnügen", antwortete Wittekind, der ein Schächtelchen hervorzog und ein Wachskerzchen anzündete."

(Adams Söhne).

Besser: zog hervor und zündete . . an.

Meyer: „Sie gab es (das Tuch) ihm, der es netzte."

(Die Versuchung des Pescara).

Besser: und er netzte es.

Eine überaus lächerliche Zweideutigkeit veranlaßt diese unlogische Unterordnung eines Hauptgedankens in folgendem Satze Wilhelm Gaedke's: „Nachdenkend sah der Zurückgebliebene auf die Blumen in seiner Hand, die er küßte und sorgsam in seiner Brusttasche verbarg." (Aus dem Leben: Gerettet).

Hieße es: küßte sie und verbarg sie . . ., so wäre eine Mißdeutung ausgeschlossen; aber so rächt sich manchmal die Vernachlässigung der Stilgesetze.

Besonders deutlich zeigt sich das unlogische Verhältnis, das durch diesen Mißbrauch der Relativsätze entsteht, an folgendem Satze Hermann Heiberg's: „„Bist Du mir gut, Thora?" fragte er leise und zog das Kind, das

für Sekunden bebend an seiner Brust ruhen blieb, in seine Arme." (Höchste Liebe schweigt).

Dieser Er bringt somit das Kunststück zuwege, das Kind, das schon an seiner Brust ruht, in seine Arme zu ziehen. Thatsächlich aber kann sie erst dann an seiner Brust ruhen, wenn er sie in seine Arme gezogen hat; es sollte daher heißen: und zog das Kind in seine Arme; bebend blieb es an seiner Brust ruhen.

Einer ähnlichen Unart, wie sie diesen Relativsätzen zu Grunde liegt, fröhnt Ferdinand Schifkorn, indem er statt eines kausalen Hauptsatzes meist einen kausalen Nebensatz gebraucht:

„Gabriele versuchte es nicht, ihre Freundin zurückzuhalten, daher Ella den Heimweg antrat."

(Unter südlichem Himmel).

Richtig: und Ella trat daher den Heimweg an.

„Grusic war weder so einfältig, noch so eingebildet, um dies nicht einzusehen, daher ihn das Bewußtsein seiner Armut um so mehr verbitterte."

(ebenda).

Richtig: daher verbitterte ihn . . .;

„Der Gesuchte war noch nicht im Lokal anwesend, daher Kohlberg in einer leeren Fensternische Platz nahm." (ebenda).

Richtig: Kohlberg nahm daher . . .Platz.

Seltener wird umgekehrt statt des Nebensatzes ein Hauptsatz gebraucht.

So schreibt Meyer: „Dann ergriff Guicciardin lachend den Arm des Kanzlers und zog ihn sanft gestufte Treppen hinunter in die vatikanischen Gärten, deren Schattengänge sie nicht aufzusuchen brauchten, denn der Himmel hatte sich mit schwarzen Wolken bedeckt."

(Die Versuchung der Pescara).

Statt denn, müßte da stehen.

Denselben Fehler begeht Robert Byr in folgendem Satzgefüge:

„So durfte er sich doch dem Eindrucke unbeobachtet und unbefangen hingeben, den er im Umgange mit dem jungen Mädchen empfing, dessen liebliches

Bild ihn nicht hatte verlassen wollen, sich immer lebhafter an die Stelle der anderen verblassenden Gestalt drängte und nun im näheren Verkehre noch bei weitem klarer und anmutiger in allen Zügen wurde, die sich ihm einzeln offenbarten, ihn entzückten und doch nicht überraschten, denn in ihrem Zusammenhang ergaben sie ja nur die Verkörperung seiner Träume."

(Wie es weiter noch kam).

B. Wortstellung.

Wohl die wichtigste Bedingung eines guten Stils ist die richtige Stellung der Wörter, denn von ihr hängt die Klarheit und Schönheit des Satzes ab.

Jedes Wort muß auf dem Platze stehen, der ihm seiner grammatischen und logischen Bedeutung nach zukommt.

Diesen Platz für alle Fälle im Voraus zu bestimmen, ist natürlich unmöglich, da der Inhalt der Sätze ja immer wechselt und dadurch immer ein anderes Wort das logische Hauptgewicht erhält. Die Stellung der Wörter bleibt somit im großen und ganzen dem Sprachgefühle des Schreibenden anheimgestellt.

Dennoch haben sich aus der Erfahrung manche Regeln ergeben, die genau zu beachten sind. Vor allem ist die Stellung des Prädikats zu beachten: im Hauptsatze folgt es dem Subjekt; besteht es aus der Kopula oder einem Hilfszeitwort und einem Prädikativ, so hat die Kopula, beziehungsweise das Hilfszeitwort dem Subjekt zu folgen, das Prädikativ den Schluß des Satzes zu bilden, z. B.: „Die Rose blüht", „Die Rose hat... geblüht". Im Nebensatze rückt das Prädikat an das Ende des Satzes und zwar so, daß immer das Hilfsverb zuletzt zu stehen kommt; hat der Nebensatz jedoch die Form der indirekten Rede, so tritt dieselbe Stellung ein

wie im Hauptsatze; z. B. „Der Brief, der gekommen ist", „Er meinte, ich sei abgereist".

Besondere Rücksicht erfordert die Stellung der Infinitiv-Form des zweiten Partizips der Präterito-Präsentia: dieses darf nämlich weder zwischen zwei Infinitive noch unmittelbar vor das Hilfsverb zu stehen kommen. Es heißt daher nicht: „Ich hätte ihn reden wollen hören", sondern: „Ich hätte ihn reden hören wollen"; ferner nicht: „Ich wünschte, daß ich ihn reden hören können hätte", sondern: „Ich wünschte, daß ich ihn hätte reden hören können".

Das Subjekt steht im Hauptsatz an der ersten Stelle, im Nebensatze nur dann, wenn es mit dem anknüpfenden Worte zusammenfällt, sonst meist nach diesem; z. B. „Der Mann ist geachtet"; „Ein Mann, der geachtet worden ist"; „Ein Mann, den man achtet, da man ihn achtet".

Das Objekt und die adverbiale Bestimmung pflegen im Hauptsatze dem Prädikat zu folgen, wenn es nur aus einem Verbum besteht, sonst aber zwischen Hilfszeitwort und Prädikativ zu treten; im Nebensatz stehen sie in jedem Falle vor dem Prädikat. z. B. „Er grüßte mich gestern", „Er hat mich gestern gegrüßt", „daß er mich gestern gegrüßt hat".

Damit sei's genug der allgemeinen Regeln. Was sonst noch einer Erörterung bedarf, wird gelegentlich der Beispiele besprochen werden.

Übrigens möge man aus folgendem Satze entnehmen, wie die Satzteile im Hauptsatze bei gerader Wortfolge zu stellen sind:

Die österreichische	Attribut
Nordarmee	Subjekt.
hat	Hilfszeitwort.
den Preußen	Dativobjekt.
am 3. Juli 1866	Adverbiale Bestimm. der Zeit
bei Königgrätz	Adverbiale Bestimm. des Ortes.
unter ungünstigen Umständen	der Art und Weise
die Entscheidungsschlacht .	Accusativobjekt.
geliefert	Prädikativ.

Damit soll natürlich nicht etwa gesagt werden, daß nur diese Wortfolge richtig ist.

Die gerade Wortfolge muß häufig der Inversion weichen, die darin besteht, daß das Prädikat oder ein anderer Satzteil vor das Subjekt tritt.

Die Ursachen dieser Umstellung können verschieden sein: entweder bietet sie eine passende Anknüpfung an das Vorhergegangene, oder sie zeigt einen gefälligeren Rhythmus, oder aber sie hebt den Begriff, auf dem das logische Hauptgewicht ruht, besser hervor. In manchen Fällen muß sie sogar eintreten:

In Befehl-, Wunsch- und direkten Fragesätzen, z. B. „Gehen wir!" — „Käme er doch!" — „Gehen wir?" — „Wohin gehen Sie?"

Ferner in Satzverbindungen nach den Konjunktionen auch, dennoch, deshalb, darum.

Unberechtigt und darum fehlerhaft ist die Inversion in folgenden Fällen:

J. J. David: „Sie lähmte die Überraschung."
(Die Wiedergebornen: Die Tochter Fortunas).

Balduin Möllhausen: „Es verminderte die Gefahren der höher steigende Mond . . . es förderte die Fahrt der sich verstärkende und mehr nach Süden drehende Wind."
(Die beiden Yachten).

Oskar Teuber: „Seine Füße schützten die schlichten Sandalen, sein Haupt verhüllte die Kapuze."
(Im Kreuzgang: Frater Jucundus).

„Seine zierlichen Damenfüßchen hüllten ebenso zierliche Lackstiefeletten ein."
(ebenda: Der Herr Prälat).

Sehr häufig, aber ganz unberechtigter Weise wird die Inversion bei der Konjunktion und vorgenommen, ja im Zeitungsstil ist sie geradezu Regel geworden. Was immer für eine Zeitung man zur Hand nimmt, in jeder wird man sie finden.

„Nach jedem Aktschlusse durchbrauste ein Beifallssturm das Haus und wurde der Komponist unzählige Male hervorgerufen." (Fremdenblatt).

„Heute begann im Landtag . . . die öffentliche Verhandlung mit einer längeren lebhaften Debatte über Freigebung des Meßnerdienstes für die Lehrer und wurde solche mit Auslassung der bisherigen Einkommens-Anrechnung beschlossen.“

(Deutsches Volksblatt).

„Auf Anzeige Christens wurde gegen Herbert das ehrenrätliche Verfahren eingeleitet und erhielt Herbert vorgestern das . . . Urteil.“ (Presse).

„Die Jockeys Glover und Chandler zählten zu den minder tüchtigen Reitern, und wurde der Letztere namentlich für den Ritt auf leichtgewichteten Pferden verwendet“. (Wiener Tagblatt).

„St. Dunstan debütierte am Freitag im Grand annual Hurdle Race über Hürden, und feierte der vierjährige Petersohn einen leichten Sieg.“

(Allgemeine Sportzeitung).

„Die Budapester Bahn liegt dagegen sehr nahe der Stadt und sind dort die Kommunikationsmittel die besten. (Sport).

Auch bei P. K. Rosegger findet sich diese Unart:

„Zur Wunde kam der Brand und mußte ihm die ganze Hand abgenommen werden.“

(Höhenfeuer: ’s Guderl).

Diese Art der Inversion kommt bei Rosegger übrigens nur vereinzelt vor; dagegen gebraucht er eine andere mit großer Vorliebe. Er stellt nämlich das Verbum an die Spitze des Satzes, ohne daß dieser einen Wunsch oder Befehl oder eine Frage enthielte. z. B.

„Dachte sich der Pfarrer.“

(Sonderlinge aus dem Volke der Alpen: Der Pfarrer von Grabenbach).

„Begegnete er dem Gemeindeschreiber.“

(ebenda: Der Musikanten-Joggel).

„Rief vom lichten Buchenlaub herab eine Stimme.“

(ebenda: Der versilberte Mann).

„Fletschte ihm der Bursche die Zähne entgegen.“

(Heidepeters Gabriel).

„Trat jetzt der Feuerwirt vor.“

(Der Gottsucher).

Tadelnswert ist die Inversion auch in folgendem Satze Karl Bleibtreu's: „Den Goldfischteich bestreuten dicht die pfirsichfarbenen Blätter.“ (Größenwahn).

Überaus häßlich ist die von Detlev Freiherrn von Liliencron begangene Inversion:

„Kaum sich vor Wut zu bändigen wußten die freien Friesen.“ (Breide Hummelsbüttel).

In Fällen, in denen die Inversion geboten wäre, wendet Rosegger sie nicht an, z. B.:

„Auch zuweilen ein Fremder trat in das Haus.“ (Heidepeters Gabriel).

Richtig hieße der Satz: Zuweilen trat auch ein Fremder in das Haus; hier ist also zudem das Wort auch verstellt.

Ebenso falsch ist:

„Für den jungen Mann ein neuer Anzug war bestellt.“
(Mann und Weib: Der Liebste ist mein Glaube).

Rosegger liebt es auch das Prädikativ vorzurücken, das in Hauptsätzen am Ende zu stehen hat.

„Helene hatte den rechten Arm als Kissen gelegt unter ihr Haupt.“
(Mann und Weib: Der Liebste ist mein Glaube).

„Seine Hände waren ausgestreckt gegen die Herren.“ (Der Gottsucher).

„Er will den Namen löschen mit Blut.“
(ebenda).

Dieselbe Wortstellung, die als ein Hauptmerkmal der jüdischen Sprechweise gilt, findet sich vereinzelt auch bei andern Autoren:

Friedrich Spielhagen: „Sie war von ihrem Sessel hinabgeglitten zu seinen Füßen.“
(Das Skelett im Hause).

Wilhelm Jordan: „Mit willkommenem Zauber lullt das Zwielicht auch den Wachenden ein in eine selbstvergessene Schlummerstimmung.“
(Die Sebalds).

Das Wort ein würde zum Schluße des Satzes keineswegs stören, was man ja erproben kann; die Verstellung ist somit nicht gerechtfertigt.

Detlev Freiherr von Liliencron: „Du wirst Dich noch kaum erholt haben von der Schreckensnachricht.“ (Breide Hummelsbüttel).

Auch in Nebensätzen wendet Rosegger die jüdische Wortstellung an. Hier führt er sie dadurch herbei, daß er das Prädikat, das den Schluß bilden soll, nach vorne rückt und, wenn es zusammengesetzt ist, überdies das Hilfsverb vor das Prädikativ stellt.

„Wenn ich so ein Wesen thät sein, das sich an den Sonnenfäden könnt emporspinnen in das Reich Gottes.“ (Die Schriften des Waldschulmeisters).

„Als endlich die Sonne sich so hat gewendet, daß der blaue Schatten ist erschienen auf meiner steinernen Ruh-Bank.“ (ebenda).

„Das Blut der gräßlichen Wunde, die Niemand konnte sehen, ohne aufzuschreien vor Entsetzen.“ (Der Gottsucher).

„Um die Quelle, die im Sommer lebendig sprudelte aus moosigem Gestein.“ (ebenda).

„Als die Sonne aufging und ihr Flammengold goß über das Schneeland.“ (ebenda).

Dieselbe Wortstellung zeigt auch Wilhelm Jordan in dem Satze:

„Nach dem wenigen, was wir wissen von den eleusinischen Festen.“ (Die Sebalds).

Ziemlich häufig kommt es auch vor, daß Adverbialsätze unmittelbar an das Subjekt geknüpft werden, ein Verstoß, den man als Latinismus bezeichnen kann:

Friedrich Spielhagen: „Felix, obgleich er sonst nicht der Mann war, sich durch dergleichen Mitteilungen einschüchtern zu lassen, tröstete sich.“ (Problematische Naturen).

„Gulliver, als er auf seinen berühmten Reisen den Yahors begegnete.“ (ebenda).

„Die jungen Damen, nachdem sie bei Sophie angelangt waren, hatten . . . musiziert.“ (ebenda).

Theodor Fontane: „Waldemar, als er den Onkel verlassen hatte, hatte . . . seinen Weg genommen.“ (Stine).

„Die Pittelkow, als der Graf fort war, warf sich in Staat." (ebenda).

Leopold Ritter von Sacher-Masoch: „Der Kater, als er seinen Namen hörte, richtete sich auf." (Die Einsamen).

Detlev Freiherr von Liliencron: „Seine Krieger, wenn er an ihnen vorüberging, schlugen an die Schilde." (Der Mäcen).

Natürlich ist bei dieser Unart auch P. K. Rosegger zu erwähnen, dessen Werke, wie man sieht, eine Mustersammlung fehlerhafter Wortstellungen sind:

„Das Weib des Firnerhans, als es die Kunde vernommen hatte, brach in Zornesausdrücke aus." (Der Gottsucher).

Auch das Adverb wird nicht selten verstellt:

Gregor Samarow: „Er hatte sorgfältig Algernons Erziehung von dessen frühester Jugend an überwacht." (Honi soit qui mal y pense).

Das Adverb soll dem Verbum, zu dem es gehört, unmittelbar nachfolgen oder, wenn dieses zusammengesetzt ist, vor dem Prädikativ stehen, hier also vor überwacht.

Georg Ebers: „Nachdem sein Zimmer hinter ihm lag, belastete ihn eigentümlich die Schwüle, welche über dem Hause brütete, schwer." (Die Nilbraut).

Ein besonderer, nur wenigen Schriftstellern eigentümlicher Gebrauch ist es, das Attribut seinem Subjekt nachzustellen:

J. Joachim: „In der Gaststube der geräumigen, kühlen." (Zwei Brüder).

„Sein ganzes übriges Benehmen, das zurückgezogene ernsthafte und bescheidene." (ebenda).

„Die Ernte, die glückliche, gesegnete, war wieder da." (ebenda).

„In das Hinterhaus, das sonnige, stille." (ebenda).

Felix Dahn: „In den herrlichen, weißen, den edelgebildeten Nacken wirft sie mit unwilliger Bewegung die Wellen, die kurzgebrochenen, des lichtgoldigen Haares." (Friggas Ja).

Dem Zeitungsstile gehört die üble Gewohnheit an, in einem Satze, in dem Substantiv und Pronomen denselben Begriff bezeichnen, dem Pronomen die Stellung zu geben, die dem Substantiv gebührt.

Sowohl Sanders als Andresen führen als Beispiel folgende an, die der in Herrig's Archiv enthaltenen Sammlung entnommen sind:

„Bei der Abreise Jules Favre's sah derselbe vergnügt aus." „Beim ersten Auftreten der Frau Lucca wurde dieselbe mit Applaus bewillkommt". In diesen Sätzen gebührte dem Substantiv die Stelle des Subjekts, wodurch sie nicht bloß richtiger sondern auch viel einfacher würden. Sie lauteten dann: Jules Favre sah bei seiner Abreise vergnügt aus; Frau Lucca wurde bei ihrem ersten Auftreten mit Applaus bewillkommt.

Diese Verstellung führt nicht selten zu Zweideutigkeiten, derselben wird später gedacht werden.

Eine ähnliche Wort-Verstellung begeht auch

Detlev Freiherr von Liliencron: „Ich las, sie in beiden Händen haltend, in einer großen Zeitung." (Der Mäcen).

Der Satz sollte lauten: Ich las in einer großen Zeitung, sie in beiden Händen haltend, oder noch besser: Ich hielt eine große Zeitung in beiden Händen und las.

Auch die Negation wird manchmal verstellt:

Wilhelm Jensen: „Kein Laut von irgendwo." (Runensteine).

„Alles von keinem Hauch geregt." (Der Herr Senator).

Die Verstellung der Negation kann wie die früher erwähnte des Pronomens die Ursache von Zweideutigkeiten werden.

C. Zweideutigkeit.

In den vorhergehenden Abschnitten ist bei Gelegenheit schon wiederholt der Zweideutigkeit gedacht worden, ohne daß sie indes näher besprochen worden wäre. Sie spielt jedoch in der Stilistik eine so große Rolle, daß damit nicht genug gethan ist. Sie verlangt gebietend nach einer eingehenden Erörterung, und diese soll ihr hier zu Teil werden.

Ihre Ursachen sind, wie man zum Theil schon sehen konnte, überaus verschiedener Art; alle Ursachen anzuführen, ist natürlich unmöglich; es können nur die erörtert werden, die typisch sind und sich daher in bestimmten Gruppen zusammenfassen, nach einem bestimmten Gesichtspunkt ordnen lassen.

1. Zweideutigkeit durch Wortstellung und Gleichlaut.

Die häufigste Ursache der Zweideutigkeit ist wohl die Wortstellung.

Es genügt oft die kleinste Veränderung in der Wortstellung, um dem Satze einen ganz andern Sinn zu geben; also z. B. die Vertauschung zweier nebeneinander stehenden Wörter. Der Witz, der überaupt mit Vorliebe auf dem Gebiete der Zweideutigkeit nach Beute sucht, weiß diesen Umstand auszunützen; so giebt er z. B. dem auf den König in Thule bezogenen Satze Goethe's „Die Augen giengen ihm über, so oft er trank daraus“, eine komische Wendung, indem er den Platz der Wörter er und trank vertauscht.

So ist es ferner ein großer Unterschied, ob man sagt: die zwei ersten Kapitel, oder: die ersten zwei Kapitel; dort meint man je das erste Kapitel zweier Werke, hier das erste und das zweite Kapitel eines Werkes. Doch wird diese Unterscheidung meist nicht beachtet, wiewohl sie geboten wäre. Besonders deutlich zeigt sich der Einfluß der Wortstellung auf den Sinn bei der

Negation nicht. Heißt es: „Wir haben uns lange nicht gesehen", so ist der Sinn: wir haben uns nicht gesehen, und zwar lange Zeit hindurch; heißt es aber: „Wir haben uns nicht lange gesehen", so bedeutet das: wir haben uns gesehen, aber nicht lange.

Die Regel, die sich hieraus ergiebt, ist die: Verneint die Negation nicht den ganzen Satz, so steht sie hinter dem Verbum, hat dieses eine zusammengesetzte Form, vor dem Infinitiv oder Partizip; verneint sie aber ein einzelnes Wort, so steht sie unmittelbar vor diesem.

Aus diesen Beispielen ergiebt sich, wie groß der Einfluß der Wortstellung auf die Bedeutung des Gesagten ist, wie leicht also durch eine unrichtige Wortstellung der Sinn geändert werden kann.

Besonders häufig giebt die Verstellung des Pronomens Anlaß zur Zweideutigkeit.

Adolf Wilbrandt: „Doch er legte nun auch ein Thermometer an, das der junge Naturforscher aus der Brusttasche zog."
(Fridolins heimliche Ehe).

Hier könnte man glauben, es sei von zwei Personen die Rede: von einem nicht näher bezeichneten Er und von einem jungen Naturforscher; thatsächlich bezeichnet Pronomen und Substantiv eine und dieselbe Person. Stünde das Substantiv an der ihm gebührenden Stelle, so wäre jede Zweideutigkeit unmöglich gemacht; es hieße dann: Doch der junge Naturforscher legte nun auch ein Thermometer an, das er aus der Brusttasche zog".

Manche Schriftsteller sehen die Zweideutigkeit einer derartigen Stellung ein; anstatt nun aber die richtige vorzunehmen, glauben sie sie dadurch zu vermeiden, daß sie statt des Pronomens eine andere Bezeichnung des schon durch das Substantiv genannten Begriffes wählen; sie geraten dadurch aber nur von der Charybdis in die Scylla, was folgendes Andresen entnommene Beispiel zeigen mag: „Sollte sich die Nachricht von des Finanzministers Rücktritt bestätigen, so würde Herr Hobrecht wohl ins Privatleben übergehen." Wer nicht weiß, daß der Finanzminister Hobrecht heißt, wird gewiß

glauben, daß Herr Hobrecht sich durch den Rücktritt des Finanzministers genötigt sehe ins Privatleben überzutreten, vielleicht weil er vom Finanzminister abhänge und sich nach dessen Abgang nicht mehr halten könne.

Gefährlich ist es auch, das Relativpronomen von seinem Beziehungsworte zu trennen, da überaus leicht Zweideutigkeiten entstehen können.

Leopold Ritter von Sacher-Masoch: „Die schöne Frau, die brennende Zigarre im Munde, welche in der Mitte der Sandbahn stehend, mit der langen Peitsche das Pferd antrieb.“

(Die Messalinen Wiens: Gräfin Sarolta).

„Er zog den Schlitten ans Feuer, aus dem er einige Pelzdecken hervornahm.“

(Das Vermächtniß Kains: Der Kapitulant).

Detlev von Geyern: „Er machte seine Antrittsbesuche in der Gegend, die er jedoch nicht umgehen konnte.“ (Gräfin Resi).

„Daneben stand das Pfarrhaus, von Weinreben umrankt und von einem Garten mit anmutigen und schattigen Lauben umgeben, in welchem der Pfarrer Xaver sein beschauliches Leben führte.“

(ebenda).

Felix Dahn: „Und er streichelte Hweitfula's glänzenden Bug, welchem Valeria Mähne und Schweif durchflochten hatte.“

(Ein Kampf um Rom).

Mea Reichard: „Er reichte der Baronin die Hand, welche flüstert.“ (Andrée).

Wilhelm Gädke: „Nachdenkend sah der Zurückgebliebene auf die Blumen in seiner Hand, die er küßte und sorgsam in seiner Brusttasche verbarg.“ (Aus dem Leben: Gerettet).

Hätte der Verfasser statt des Relativsatzes einen Hauptsatz gebraucht, wie es sich gehört hätte, so wäre diese lächerliche Zweideutigkeit vermieden worden.

Denselben Fehler begeht Heinz Tovote in dem Satze:

„Sie warf sich Lucie an die Brust, die sie wie ein Kind an sich zog.“ (Im Liebesrausch).

Richtig hieße es: Sie warf sich an die Brust Lucies und diese zog sie wie ein Kind an sich; es ist aber, von dem erwähnten Fehler ganz abgesehen, noch immer eine Zweideutigkeit vorhanden, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird.

Das Relativ kann, selbst wenn es seinem Beziehungsworte unmittelbar folgt, durch seine Stellung Anlaß zur Zweideutigkeit geben: ist es nämlich Objekt und hat als solches dieselbe Form wie der Nominativ, und kann anderseits das ihm folgende Subjekt der Form nach auch als Accusativ gelten, so entsteht ein Zweifel, welches von beiden Subjekt und welches Objekt ist; um ihn zu beseitigen, müßte man die gerade Wortfolge herstellen, also das Subjekt vor das Objekt stellen; da das Relativpronomen aber nur an der Spitze des Satzes stehen kann, darf es nicht nachgestellt werden. Der Relativsatz muß daher ins Passiv verwandelt werden. Folgende Beispiele mögen dies erläutern.

Felix Dahn: „Es fehlte dem Gotenreich, welches eine geniale Persönlichkeit allzu kühn mitten in das Herz der römischen Kulturwelt gepflanzt hatte, der unmittelbare Zusammenhang mit . . .“ (Ein Kampf um Rom).

Ist das Relativ hier Subjekt oder Objekt? Beides ist denkbar. Nur aus dem Vorausgegangenen kann man entnehmen, daß es Objekt sein muß; dagegen wäre jede Zweideutigkeit ausgeschlossen, wenn der Satz passiv wurde, und lautete: welches von einer genialen Persönlichkeit . . . gepflanzt wurde.

Derselbe Autor schreibt ein anderes Mal:

„Verfolgt von den Italiern, welche die wenigen Goten nicht aufzuhalten vermochten.“ (ebenda).

Hier könnte man das Relativ welche ja ebenso gut für den Nominativ als für den Accusativ halten, und doch ist es dieser; aber das kann nur der wissen, der das Vorhergehende kennt. Da in diesem Falle sowohl Subjekt als Objekt Personen sind, so ist es noch schwerer, sie richtig zu bestimmen. Deutlich hieße es:

welche von den wenigen Gothen nicht aufgehalten werden konnten.

Heinz Tovote begeht denselben Fehler wie Dahn, indem er schreibt:

„Menschen, Tiere schleppten sich durch die glühenden Straßen, die all die Sprengwagen kaum für einen Augenblick zu befeuchten vermochten.“
(Im Liebesrausch).

Hier glaubt man zuerst, die sei Subjekt, bis man durch den Sinn des Satzes eines andern belehrt wird. Richtig: die von all den Sprengwagen . . . befeuchtet werden konnten.

Die Verwandlung ins Passiv ist auch dann ratsam, wenn das Relativ unter denselben Verhältnissen Subjekt ist, denn da man auf die Wortfolge leider meist zu wenig achtet, ist auch in diesem Falle die Zweideutigkeit nicht ausgeschlossen. Dies zeigt z. B. Tovote's schon früher erwähnter Satz: „Sie warf sich Lucie an die Brust, die sie an sich zog“. Die ist zwar Subjekt, steht also insofern auf dem richtigen Platze, doch könnte man darin auch das Objekt vermuten, da dieses auch in solchen Fällen so oft vorausgestellt wird. Auch im Hauptsatze kann die Gleichheit der Form Zweideutigkeit veranlassen, wenn sie nicht durch die Wortfolge daran verhindert wird.

Wird die Zweideutigkeit durch die gerade Wortfolge noch nicht ganz beseitigt, so ist auch hier die Verwandlung ins Passiv zu empfehlen, z. B. in dem Satze: „Die Kinder lieben die Hunde“.

Wie schlimm die Folgen dieser Art der Wortstellung sein können, das zeigt sich besonders eindringlich in folgendem Satze Georg Ebers', indem der Verfasser selbst durch sie irre gemacht worden und aus der Konstruktion gefallen ist:

„Jedes seiner glühenden Worte durchzitterte die seine Seele marternde wilde und bange Erregung und gewann das Ansehen, als sei es tief und aufrichtig empfunden.“
(Die Nilbraut).

Das Subjekt kann hier dem Sinne nach doch nur Erregung sein, denn die Erregung kann wohl jedes der Worte durchzittern, nicht aber umgekehrt. Da aber das Objekt vor dem Subjekte steht, obwohl es nicht äußerlich kenntlich ist, hat der Verfasser beide verwechselt und den zweiten Theil des Satzes so konstruiert, als ob jedes Wort Subjekt wäre; daß er Wort und nicht Erregung für das Subjekt gehalten hat, geht unzweifelhaft daraus hervor, daß das Pronomen des abhängigen Satzes es lautet, somit nur auf Wort, nicht aber auf Erregung bezogen werden kann.

Richtig hätte Ebers schreiben müssen: Die seine Seele marternde wilde und bange Erregung durchzitterte jedes seiner glühenden Worte und gab ihnen den Anschein, als seien sie tief und aufrichtig empfunden.

Zweideutig schreibt auch Adolf Bölsche: „Das einsame Mädchen im Kahn sah uns sehr ruhig durch den Laubengang herankommen.“ (Die Mittagsgöttin.)

Wohin gehört das Attribut ruhig, zu Mädchen oder zu uns? Der Form nach kann es zu beiden gehören, da es unflektiert ist, der Stellung nach gehört es zu dem näherstehenden uns; der Zusammenhang jedoch spricht gegen diese Auffassung und ergiebt, daß es sich auf Mädchen bezieht. Richtig stünde es demnach näher bei bei diesem Worte; der Satz hieße somit: Ruhig sah das einsame Mädchen uns durch den Laubgang herankommen.

So wie beim Attribut kann die Stellung auch bei der Apposition Doppelsinn verursachen, wenn deren Form den Kasus und damit die Beziehung nicht angiebt; so ist es z. B. im Satze: „Als Kind habe ich ihn gekannt“, sicher nicht für jeden klar, ob sich die Apposition auf ich oder auf ihn bezieht; freilich sollte sie sich bei dieser Stellung nur auf das Subjekt beziehen, und wenn es hieße: „Ich habe ihn als Kind gekannt“ auf das Objekt, aber da auf die Stellung so wenig Rücksicht genommen wird, so kann man aus ihr durchaus nicht sicher schließen, wohin die Apposition gehört; es empfiehlt sich daher in solchen Fällen eine andere Konstruktion, hier

also z. B. „Ich habe ihn gekannt, als ich (er) noch ein Kind war". Wenn es genügt, braucht man bloß ein aufklärendes Wort einzufügen, z. B. statt des zweideutigen Satzes: „Als Ehrenmann hast du mich gefragt" entweder zu sagen: Du als Ehrenmann hast mich gefragt oder: Du hast mich als einen Ehrenmann gefragt.

Stellung und Gleichlaut können auch beim Genetiv für die Deutlichkeit verhängnisvoll werden. Ausdrücke wie: Jedes, jenes, manches, solches Kind sind zu vermeiden, wenn diese Pronomina nicht adjektivischen Sinn haben, sondern substantiviert als Genetive auftreten. Dasselbe gilt von den Genetiven substantivierter Adjektiva, z. B. Böser Gedanke, Alter Wunsch u. s. w. Überhaupt gebrauche man den vorangestellten, sogenannten sächsischen Genetiv in der Prosa nur äußerst selten, so angelegentlich Becker-Lyon ihn auch empfiehlt. In der Umgangssprache ist er ohnehin — wenigstens in Österreich — gar nicht gebräuchlich; daher kommt es, daß sogar ganz richtige sächsische Genetive durch ihre ungewohnte Stellung mißverstanden werden. So kann man darauf wetten, daß unter hundert Menschen, und zwar den gebildeten Ständen angehörigen, mindestens fünfzig den Sinn des geflügelten Wortes „In meines Nichts durchbohrendem Gefühle" nicht richtig verstehen und, wenn sie selbst es im Munde führen, sagen werden: In meinem Nichts durchbohrenden Gefühle.

Auch der Ausdruck: Aus aller Herren Ländern dürfte selten richtig geschrieben werden, sondern dafür: Aus aller Herren Länder.

Zum Schlusse sei hier noch eine Zweideutigkeit erwähnt, die sehr leicht entsteht, wenn sich ein Vergleich an einen verneinten Ausdruck anschließt, z. B. „Er ist nicht groß, wie du". Das kann bedeuten: er ist kleiner als du, oder: er ist so groß wie du, also nicht groß; im ersten Sinne empfiehlt es sich, zu sagen: Er ist nicht so groß als du; im zweiten: Er ist wie du, nicht groß.

2. Zweideutigkeit durch die Pronomina.

Überaus häufig geben die Pronomina Anlaß zur Zweideutigkeit; es ist daher bei deren Anwendung die äußerste Vorsicht zu empfehlen. Am seltensten vielleicht noch das Personalpronomen:

> Wilhelm Jensen: „Seine Stirne suchte unbefangen zu verneinen, doch sie schüttelte ebenfalls den Kopf.“ (Aus stiller Zeit: Unter den Schatten).

Wie der Satz dasteht, wird jeder das sie auf Stirne beziehen.

Häufiger als das Personalpronomen veranlaßt das Demonstrativ Zweideutigkeit.

> „Besonders festlich gestaltete sich aber gestern der Abschied des Erzherzogs. Die Straße von der Kaserne bis zum Bahnhofe prangte im reichsten Fahnen- und Flaggenschmuck, und drei geschmackvoll dekorierte Triumphbogen umspannten die Straße, auf welcher sich, wie auch nächst dem Bahnhofe, eine große Menschenmenge angesammelt hatte, welche denselben bei seinem Erscheinen mit Hochrufen begrüßte.“
>
> (Fremdenblatt).

Das Demonstrativ kann sich hier grammatisch nur auf Bahnhof beziehen, gemeint ist aber natürlich der Erzherzog.

> C. F. Meyer: „Er betrachtete den Kriegsknecht, der seine Lanze in den heiligen Leib stieß. Dieser war offenbar ein Schweizer.“
>
> (Die Versuchung des Pescara).

Der heilige Leib also war ein Schweizer!

Eine ähnliche komische Zweideutigkeit widerfährt auch

> Friedrich Spielhagen: „Er ist sonst in geschäftlichen Dingen ein großer Esel. Dies weiß er zufällig von Leuten, die die Verhältnisse kennen müssen.“
>
> (Ein neuer Pharao).

Er weiß also, daß er ein großer Esel ist. Diese selbstlose Erkenntnis scheint mit dem Demonstrativ dies doch gemeint zu sein; in der That bezieht es sich aber auf Vorhergegangenes.

Ganz undeutlich schreibt Detlev Freiherr von Liliencron dadurch, daß er sowohl das Demonstrativ als das Personalpronomen fehlerhaft gebraucht:

„Der lange Reimar von Winerstadt schlug mit mächtigem Hieb seine Axt in die Halsberge des Junkers. Diese aber stak so fest, daß er den Häuptling zu Boden riß, ohne sie herauszerren zu können.“ [1])
(Breide Hummelsbüttel).

Setzt man statt der Pronomina die entsprechenden Substantiva, so zeigt sich die heillose Verwirrung, die der unwillkürliche, gedankenlose Gebrauch der Pronomina hier angerichtet hat, aufs deutlichste. Es heißt dann: Die Halsberge (diese) stak so fest, daß Reimar (er) den Häuptling zu Boden riß, ohne die Halsberge (sie) herauszerren zu können. So kann es der Verfasser aber nicht gemeint haben, denn das wäre barer Unsinn. Nicht die Berge, sondern die Axt steckte (nicht: stak) fest, nicht Reimar riß den Häuptling, also sich selbst, zu Boden, sondern der Junker, und nicht die Halsberge kann Reimar nicht herausziehen, sondern die Axt. Die durch die planlose Verwirrung der Pronomina entstandene Undeutlichkeit mag auch zu der fehlerhaften Verkürzung des letzten Satzes beigetragen haben; dieser darf nämlich nicht verkürzt werden, da er ein anderes logisches Subjekt hat (Reimar) als der Satz, von dem er abhängt (er = der Junker).

Der Verfasser hätte, um das, was er offenbar gemeint hat, logisch und grammatisch richtig auszudrücken, schreiben müssen: Reimar ... schlug ... seine Axt in die Halsberge des Junkers; sie blieb aber so fest darin stecken, daß er von diesem zu Boden gerissen wurde, ohne sie herauszerren zu können.

Noch undeutlicher, geradezu unverständlich schreibt derselbe Autor dadurch, daß er das Possessivpronomen fehlerhaft anwendet:

---

[1]) Dieses Beispiel sowie viele andere dieses Abschnittes sind meinem Buche „Sprachsünden“ entnommen; ebenso die Erörterungen dazu.

„Es ist erwiesen, daß mein Vater nach Jahresfrist seiner, wie Ihnen bekannt, zweitmaligen Trauung und, nachdem vor dieser Trauung die Ehescheidung von seiner ersten Frau zur That geworden, geboren ist.“ (ebenda).

Der Vater ist also nach Jahresfrist seiner eigenen Trauung geboren worden! Das ist barer Unsinn. Und doch ist diese Auffassung grammatisch geboten; es sei denn, daß sich seiner auf mein Bruder im vorausgehenden Satze bezöge. Der Unsinn wäre aber in diesem Falle womöglich noch ärger, denn dann wäre der Vater des Sprechenden nach der Trauung des Bruders desselben, also nach der Trauung seines eigenen Sohnes geboren. Was meint nun der Verfasser? Aus dem Sinne der Erzählung ist zu entnehmen, daß er das Wort seiner auf mein Großvater bezieht, obwohl es mit diesem nicht im geringsten grammatischen oder logischen Zusammenhange steht.

Baron Liliencron bietet noch ein zweites Beispiel, in dem der fehlerhafte Gebrauch des Possessivs zur Undeutlichkeit führt; vorausgeschickt muß nur werden, daß der Sprecher von einem Streite seines Großvaters mit dessen Bruder, also mit seinem Großonkel, erzählt. Da heißt es nun:

„Mein Vater sei nicht mehr sein Bruder, schrie Josias, mit geballten Fäusten auf meinen Großvater zuspringend.“ (ebenda).

Der Großonkel des Sprechers will also nicht mehr der Bruder des Vaters desselben, also seines Neffen sein! Das ist er ja ohnehin nicht! Übrigens hat sich der Verfasser hier schon im Satze selbst Lügen gestraft.

Andere Beispiele für den fehlerhaften Gebrauch des Possessivs und die dadurch entstehende Zweideutigkeit bieten:

Ferdinand Schifkorn: „Gabriele aber nahm sich mutig der Landsmännin an und fühlte sich bei näherem Umgang um so mehr zu derselben hingezogen, als ihr stets ruhiges, sanftes Wesen im Gegensatz zu der unruhigen, prickelnden Hausgenossin sie äußerst wohlthuend berührte.“ (Unter südlichem Himmel).

Ihr bezieht sich grammatisch auf Gabriele, logisch aber auf Landsmännin. Richtig stünde deren.

Sehr komisch schreibt Hermann Heiberg: „Endlich waren der Postbote und die Zeitungsfrau benachrichtigt, die Lektüre eingepackt, der Kanarienvogel auf Bitten seiner kleinen Tochter dem Portier übergeben." (Eine Badereise).

Hätte Heiberg das Possessivpronomen nicht dem Worte, auf das es sich bezieht, vorausgehen lassen, würde niemand herauslesen können, daß die kleine Tochter des Kanarienvogels für diesen gebeten habe.

In verschiedenem Sinne und dadurch mißverständlich gebraucht Felix Dahn das Possessivpronomen sein:

„Kein König ist seiner Würde, kein Bauer seiner Garbe, zumal kein Weib seines Gürtels sicher vor seiner Willkür, seinem Gelüste." (Attila).

Hier bezieht sich sein die ersten drei Male auf die jedesmal vorangehenden Substantiva, die letzten zwei Male jedoch auf das logische Subjekt Attila.

Auch das Reflexivpronomen sich kann leicht zweideutig werden; heißt es z. B. von zwei Menschen: Sie kennen sich gut, so kann das sowohl heißen: sie kennen einander gut, als: jeder von ihnen kennt sich selbst gut — und diese Auffassung ist eigentlich allein richtig; man sage darum in solchen Fällen statt sich: einander.

Nicht selten verursacht der attributive Genetiv Zweideutigkeit: die Liebe des Vaters kann sowohl subjektiven als objektiven Sinn haben; im zweiten Falle wendet man dann eine Präposition an: die Liebe zum Vater, für den Vater.

3. Zweideutige Wörter und Ausdrücke.

Manche Wörter und Ausdrücke sind an sich immer zweideutig, so das Adverb bis und Verbindungen mit dem Worte Nacht, z. B. Sonntag nachts.

Bis kann sowohl bedeuten: ausgenommen als: inbegriffen; heißt es z. B. „Der Schüler kann seine Aufgabe bis auf den letzten Satz", so weiß man nicht, ob er diesen nicht kann oder auch kann; ebenso bei der Angabe von Terminen, z. B. „Diese Arbeit ist bis zum

15. Oktober zu beenden"; muß sie also schon am 14. beendet sein, oder braucht sie's erst am 15. zu sein. Es empfiehlt sich, in solchen Fällen immer dazuzusetzen: ausgeschlossen oder inbegriffen.

Bei dem Ausdruck Sonntag Nacht ist man nicht sicher, ob die Nacht vom Samstag auf Sonntag oder die von Sonntag auf Montag gemeint ist; die zweite Auffassung dürfte gewöhnlich sein. Um jeder Mißdeutung vorzubeugen, sage man daher im ersten Falle: die Nacht zum Sonntag oder: vom Samstag; im zweiten: die Nacht vom Sonntag oder: zum Montag.

Der Zweideutigkeiten, die durch Auslassung und durch Infinitiv-Verkürzung entstehen, ist schon gelegentlich dieser Erscheinungen Erwähnung gethan worden.

D. Überladung.

Je wortreicher, also länger ein Satz ist, desto geringer ist seine Klarheit und Schönheit, denn desto schwerer ist es, ihn übersichtlich und wohllautend zu gestalten.

Gegen diese Stilregel wird überaus häufig gesündigt. Man kann die Verstöße gegen sie unter dem Namen Überladung zusammenfassen.

Diese besteht in der Häufung von Satzteilen oder von ganzen Sätzen.

Die Ursachen der Überladung liegen teils in dem Bestreben, möglichst viel auf einmal zu sagen, teils in der irrigen Meinung, daß ein Begriff durch die gehäufte Aufzählung seiner Merkmale deutlicher werde.

Die Wirkung der Überladung ist in jedem Falle Schwerfälligkeit, oft auch Undeutlichkeit, also falls die Überladung dem Streben nach Deutlichkeit entsprungen ist, gerade deren Gegenteil.

1. Häufung von Wörtern.

Zunächst soll von derjenigen Art der Überladung die Rede sein, die durch Häufung von Wörtern entsteht.

Sie kommt namentlich im Amtsstile oft vor, jedoch auch in Zeitungen und Büchern:

„Der militärische Petersburger Berichterstatter der „Köln. Ztg." meldet, der vor Jahresfrist auf Befehl des Czaren mit Mobilmachungs-Vorbereitungen für die Kosakenheere beschäftigte Ausschuß habe . . ." (Fremdenblatt).

„Wie uns aus Budapest mitgeteilt wird, soll in der parlamentarischen Lage erst am Mittwoch eine Änderung eintreten, da die Regierung ihre durch die Ablehnung ihrer Kompromißvorschläge seitens der staatsrechtlichen Opposition veranlaßten Maßnahmen mitteilen werde." (ebenda).

Wilhelm Jensen: „Den Unmut einer enttäuschten Erwartung unter lässig über die funkelnden Augensterne halb herabnickenden Lidern hehlend." (Doppelleben).

M. Kolloden: „Der durch den siebartig durchlöcherten Schänktisch in eine darunter befindliche Blechlade gelaufene übergeschüttete Schnaps." (Den Tod erkämpft).

Ossip Schubin: „Bald darauf hielt ein allerliebstes Wägelchen, das von einer männlich aussehenden, nur von einem ganz kleinen einen erhöhten Rücksitz des Wagens einnehmenden Neger beschützten Dame kutschiert wurde, vor dem Schlosse." (Erinnerungen eines alten Österreichers: Die Zinsenburg'sche Familiennase).

Hier ist das Wort Dame durch nicht weniger als 15 Wörter näher bestimmt; der Schluß des Hauptsatzes hinkt zudem störend nach, doch ist dies nicht eine Folge der Häufung, sondern nur der üblen Stellung; vor dem Schlosse stünde ganz passend zwischen hielt und allerliebstes.

Robert Byr: „Und es bedürfte nicht mehr der Erklärung, es sei das Halsband gemeint, welche das im schattigen Teile einer Stube mit ihrem Strickzeug an dem einen der kleinen Betten sitzende Kindermädchen geben zu müssen glaubte." (Ein stolzes Herz).

„Drehte sich kurz auf dem Absatze um, seinem voranschreitenden und geschickt zwischen den dichtgedrängten Herrengruppen hindurch, an den zu intimen Plauderkreisen zusammengerückten Koterien vorüber, endlich an tanzenden Paaren entlang und um labyrinthisch verschlungene Schleppen herum gleitenden Führer eilfertig nachzustapfen.“ (ebenda).

Das Substantiv Führer hat nicht weniger als 29 Bestimmungswörter.

Ganz im Amtsstile ist folgender Satz gehalten:

„Die Zahl der zur praktischen Durchführung des in Hertzkas Buche „Freiland“ vorgezeichneten Gemeindewesens vollkommener wirtschaftlicher Gerechtigkeit vereinigten Gesinnungsgenossen hat tausend überschritten.“

(Wiener Allgemeine Zeitung).

Hier hängen von dem Worte Zahl 16 Wörter ab, die zusammen 3 attributive Genetive und 2 präpositionale Bestimmungen bilden.

Wohl das Bedeutendste in der Anhäufung von näheren Bestimmungen leistet der „Jüngstdeutsche“ Hermann Conradi:

„Dieses Bett mit seiner ungeheuren Decke, die so viel versteckendes, zu gute redendes, ins Land weicher mildfingeriger (!) Träume hinein wollüstig entsagendes besaß.“

(Unterm Nußbaum).

„Und ich erschrack dennoch unendlich befriedigt vor diesem unendlich Feindseligen, vor diesem vipernhaft aufzüngelnden, in gezackten Kurven gebrochen schneidenden Feindseligen, das mir aus diesen kalten, harten, grauen Augen, aus diesem ganzen Gesicht, aus diesem ganzen gleichsam in erzener Gliederzusammengeschnürtheit kraftverrammelten Leibe entgegenzuckte.“ (ebenda).

Das Äußerste in der Anhäufung von Attributen zu einem Worte bringt derselbe Autor in folgendem Satze zu wege:

„So ein armes, wirklich ganz messianisch veranlagtes, mit dem wüthendsten Drange zu helfen, zu erhöhen, zu versöhnen ausgerüstetes — von allen Welträtseln gequältes . . . von Ahnungen, Stimmungen, Erwartungen, Hoffnungen, Entsagungen, von tausend Tendenzen . . . von einer Anzahl Gefühlen, Gedanken und Problemen hin und her geschütteltes Individuum wird dann gewöhnlich nebenbei auch noch für „verrückt", „unzurechnungsfähig", „unnormal", „überspannt", „pathologisch" u. s. w. erklärt."
(Adam Mensch).

Ganz undeutlich wird durch die Anhäufung verschiedenartiger Bestimmungswörter folgendes Satzgefüge Adolf Bölsche's:

„Nachdem ich dann durch das Sesam des dreimal versagenden Kautschuckstöpsels in der echt großstädtisch dem Fortschritt Rechnung tragenden und doch echt großstädtisch verwahrlosten elektrischen Klingel endlich hinter dem runden Guckloch ein halb ängstliches, halb neugieriges blaues Auge hervorgelockt und auf dessen befriedigende Kenntnisnahme hin ein kleines verarbeitetes Mädchenhändchen die Festung unter großem Gerappel der inneren Kette endgiltig aufgethan hatte, stand ich . . ." (Die Mittagsgöttin).

Zwischen der ersten Konjunktion und dem Hauptsatze stehen nicht weniger als 58 Wörter! Einem Kritiker — und der ist Bölsche — stehen solche maßlose Wortanhäufungen doppelt schlecht an.

2. Häufung von Sätzen.

Noch häßlicher und meist auch unverständlicher ist es, wenn statt einzelner Wörter ganze Sätze aufeinander gehäuft werden. Dies pflegt entweder dadurch zu geschehen, daß die Sätze ineinander geschachtelt oder aber daß sie kettenartig aneinander gereiht werden, so daß ein Nebensatz des ersten Grades einen

des zweiten im Gefolge hat, dieser einen des dritten und so fort bis zum siebenten; ja wie Keller zeigt, kommen sogar Nebensätze des zehnten Grades vor. Nicht selten findet sowohl Einschachtelung als Ankettung statt.

Der eben erwähnte Sprachgelehrte bezeichnet Satzgefüge, die auf die erst angegebene Art entstanden sind, als kropfige Perioden (periodus strumosa), Satzgefüge der zweiten Art als bandwurmartige (periodus taenioides) Benennungen, die ebenso treffend als witzig sind, in denen aber statt des Wortes Periode der Ausdruck Satzgefüge richtiger wäre.

Überladene Satzgefüge kommen leider keineswegs selten vor.

Zunächst eine Reihe von Beispielen für die Einschachtelung der Sätze.

Ein besonders bezeichnendes, geradezu das Muster eines solchen Satzgefüges, hat niemand anderer geliefert als . . . Sanders:

„Der Rücksicht auf Übersichtlichkeit und schnelles, leichtes Auffinden für den Nachschlagenden (sobald dieser sich nur erst mit der Einrichtung des Büchleins vertraut gemacht hat), **wird man** hoffentlich dadurch genügt finden, daß die meisten Artikel von geringem Umfang sind und daß da, wo die zusammenfassende Behandlung ganzer Kapitel, die in unsern bisherigen Grammatiken keine genügende und abschließende Erledigung gefunden haben, längere Artikel unumgänglich notwendig gemacht, diese dann doch jedesmal in kurze, durch Bezifferung auch äußerlich von einander geschiedene Abschnitte zerfällt sind, sodaß bei Hinweisen auf diese Kapitel durch Beifügen der Zahlen immer nur wenige Zeilen zu durchlesen sind.“ [1])

(Hauptschwierigkeiten. Vorwort).

---

[1]) Damit sich der Leser in derartigen Satzgefügen leichter zurechtfinde, sind in den Hauptsätzen Subjekt und Prädikat, gegebenen Falles auch das Objekt, mit fetten Lettern gedruckt, in den Nebensätzen das Relativ und die einleitenden Konjunktionen mit gesperrten Lettern.

Bezeichnet man den Hauptsatz mit A, die Nebensätze des ersten Grades mit a, die des zweiten mit b, des dritten mit c u. s. w., fügt man ferner die Ordnungszahl jedes Satzes in Ziffern bei z. B. a_1 a_2 u. s. w. und stellt nun auf diese Weise das Schema jenes Satzgefüges dar, so wird dasselbe so aussehen:

A

a_1 a_2

b_1

c_1

b_1

a_2

b_2

Es ist wirklich kaum zu begreifen, daß ein so hervorragender Sprachgelehrter wie Sanders sich in ein derartiges Satzlabyrinth hat verirren können.

Robert Byr schreibt:

„**Die** eigentümliche **Gewohnheit**, die Beendigung seiner Aussprüche im Schwanken über den zu wählenden Ausdruck immer eine Weile hinauszuschieben und dann erst, wenn schon lange von etwas Anderm gesprochen wurde, folgen zu lassen, sodaß oft die drolligsten Zusammenstellungen eintraten, von denen er selbst jedoch nie etwas bemerkte, **war zu bekannt.**“
(Wie es weiter noch kam).

Hermann Heiberg: „**Vor einem** langen, ursprünglich mit einem Wachstuch in buntem Muster bespanntem **Tisch**, in welchem die Zeit die Zeichnung fast ganz verwischt hatte, dem aber die kreisrunde weiße Spur einer mit heißer Milch gefüllten und dann übergelaufenen Tasse unverwischlich eingeprägt war, **an einem Tische**, welcher dadurch am Wackeln verhindert ward, daß unter das eine Bein zur Rechten ein viereckig zusammengelegtes und etwas hervorstehendes Stück Couvert eines Briefes geschoben war, und in dem sich in der Mitte linksseitig eine schief hervorstehende Schublade befand, an welcher der Knopf zum Aufziehen nur zur Hälfte mehr vorhanden war, und der in dem ungleichen Bruch die

hellere Färbung des Holzes zeigte, **saß ein alter Mann** in tiefe Gedanken verloren."

(Aus den Papieren der Herzogin von Seeland).

Zwar kürzer, aber noch undeutlicher schreibt Baron Karl Torresani:

„Wer vermöchte die komische Wirkung zu beschreiben, **welche** die kleine Gestalt mit ihrem dünnen Organ, ihren falsch angebrachten Affekten, gänzlich unmotivierten Gesten, die nicht einmal immer bei der Sache blieben, indem sich Lieb-Albi ohne weiteres kratzte, wenn es ihn juckte und sich einige Male mit dem Zeigefinger in die Nase fuhr — und dem Vortrage eines Normalschülers bei Deklamation eines Gedichtes **hervorbrachte,** das einen Recken mit einer Stentorstimme erfordert." [1])

(Aus der schönen, wilden Lieutenantszeit).

Welche schlimmen Folgen die Einschachtelung haben kann, zeigt sich an einem geradezu gräßlichen Satzkonglomerat aus der Feder E. von Wald-Zedtwitz':

„**Die** junge, bestimmt wunderschöne, nach dem heutigen Geschmack aber etwas zu leicht bekleidete **Groß- oder Urgroßmutter,** deren allzu aufdringliche Büste verschämt durch den silbernen Pokal unter der gekitteten Glasglocke, einem Ehrengeschenke des seligen Urahnen, dem Schrecken aller dienenden Geister, die verdammt sind, alle vier Wochen einmal dieses zerbrechliche Heiligtum der Familie, an welches die Hausfrau nicht mißzuverstehende Anspielungen auf Lohnabzüge im Falle unvorsichtiger Zertrümmerung knüpft, abzuwischen, nur notdürftig kachirt, **blickt** mild aus prunkvollem Rahmen auf die sich mehrende Engigkeit hernieder!" (Äußerst angenehm: Der civilistisch-militärisch-saure Mops).

Es ist wahrlich kein Wunder, daß sich der Verfasser in diesem Satzgewirre selbst nicht mehr zurecht gefunden und ganz vergessen hat, den ersten Relativsatz „deren

---

[1]) Hier ist der Relativsatz fett gedruckt, weil die andern Nebensätze in ihn hineingeschachtelt sind und nicht in den Hauptsatz.

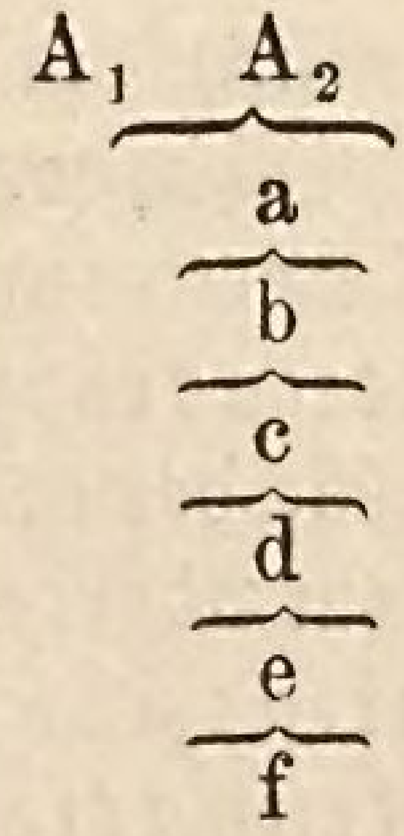
allzu aufdringliche Büste" zu Ende zu führen. Hier stoßen nicht weniger als drei Verba zusammen, von denen jedes einem andern Satze angehört. Hierauf kann man auch jene treffende, witzige Bemerkung anwenden, die Keller in seinem „Antibarbarus" gemacht hat; er sagt dort nämlich: „ein Fall, wo drei Partieen warten müssen, bis endlich die Prädikate schockweise hereinplatzen," erinnere ihn „an Massenquartiere von Reisenden, wo morgens von zwei, drei Seiten nach Stiefeln gerufen wird, bis endlich der Hausknecht mit einem Arm voll Stiefel erscheint und sie den Wartenden hinwirft: Suche jeder wie er zu den Seinigen kommt."

Weniger undeutlich aber gleichfalls häßlich sind die angeketteten Sätze.

Das Muster eines solchen bietet *Gregor Samarow*:

„**Sie hatte** ihm auch einmal trotz der Wachsamkeit des alten Patrick einen Brief Algernons an Mary **gebracht,** von ihr **aber** niemals eine andere Antwort als einen mündlichen Gruß **erlangen können,** *da* die Tochter des Hirten jede Korrespondenz für unziemlich hielt, *so lange* nicht die Väter sie *gebilligt hätten*, *worin* Harriet ihr Recht *geben mußte*, *obwohl* sie unter dem klaren Blick aus Marys tiefblauen Augen *errötete*, *da* sie selbst mit Arthur Elitton in so lebhaftem Briefwechsel *stand*, *als* die Entfernung es nur *gestattete*."   (Honi soit qui mal y pense).

Das schematische Bild dieses Satzgefüges veranschaulicht dessen kettenartige oder, wie Keller sagt, bandwurmartige Form:



Samarow bringt es, wie man daraus entnehmen kann, bis zu einem Nebensatze des sechsten Grades.

In einem andern Buche hat er geschrieben:

„**Es war** gegen Ende der fünfziger Jahre im vorigen Jahrhundert, zur Zeit der Regierung Seiner allerchristlichsten Majestät Ludwig XV., welcher in seiner glänzenden, hoffnungsvollen Jugend vom Volke den Namen des Vielgeliebten erhalten hatte, den er nun offiziell fortführte, obwohl das Volk ihn selbst weder mit den Lippen, noch mit dem Herzen seinem Könige mehr gab, der sich so weit von den Wegen seiner ersten Regierungszeit entfernt hatte und in apathischer Gleichgültigkeit die Staatsgeschäfte meist gehen ließ, wie sie eben wollten und konnten."

(Ritter oder Dame).

In diesem Falle windet sich das Satzgefüge bis zu einem Nebensatze des fünften Grades fort.

Aber schon Ankettung des vierten Grades ist überaus schwerfällig, wie folgender Satz Robert Byr's beweist:

„. . . **Baron Schönlings senkte** nachsinnend **den Kopf und schloß** sogar ein wenig **die Augen,** was auf die Vermutung hätte führen können, er folge dem ansteckenden Beispiele seiner beiden unter dem Schreibtische schnarchenden Hunde, deren Ermüdung und schmutziges Fell auf die weiten Buschgänge schließen ließ, die sie mit ihrem die Spuren der aufgeweichten Wege gleichfalls an seinen hohen Stiefeln tragenden Herrn schon in aller Früh gemacht hatten."

(Waldidyll).

Schon im dritten Grade kann die Ankettung Schwerfälligkeit veranlassen, wie an folgender Stelle desselben Autors:

„So **durfte er sich** doch dem Eindrucke unbeobachtet und unbefangen **hingeben,** den er im Umgange mit dem jungen Mädchen empfing, dessen liebliches Bild ihn nicht hatte verlassen wollen, sich immer lebhafter an die Stelle der andern verblassenden Gestalt drängte und nun im näheren Verkehr noch bei weitem klarer und anmutiger in allen Zügen wurde, die sich ihm einzeln offenbarten, ihn entzückten und doch nicht überraschten . . ."

(Wie es weiter noch kam).

Im allgemeinen kommen die nur kettenartig fortlaufenden Sätze nicht so häufig vor wie die eingeschachtelten, ziemlich oft, dagegen im Verein mit diesen.

Abermals bietet Byr Beispiele:

„**Das** alte, nichts weniger als schloßartige, jedoch immerhin behäbige **Gebäude** mit dem breiten, pfeilertragenden Balkon, unter welchem die Auffahrt war, nach der Hofseite, und den ausspringenden beiden Seitenflügeln nach der entgegengesetzten, wo sich der eingeschlossene weite Raum so vortrefflich zu einem schattigen und windgeschützten Ruheplätzchen eignet, von dem man in bequemer Beschaulichkeit den schönen Fernblick über den vernachlässigten Garten und das Thal hinweg genießen konnte, ohne sich erst eine anstrengende Bewegung machen zu müssen, wie es erforderlich war, wenn der Besitzer zu der großen Eiche auf dem Bergkamme vollends hinanstieg, um die jenseits desselben gelegenen ausgedehnten Felder und Waldungen, die zum Gute gehörten, mit dem Auge des Herrn zu überschauen, — **dieses** von jeder Eleganz entfernte und doch wohnliche alte **Haus lag noch** immer still.“ (Aquarelle: Die Spatlauber).

Das Satzbild sieht so aus:

A
a_1
A
a_2
b
c
d
e
f
g
A

Hier hat sich Byr genötigt gesehen, den Hauptsatz, den er durch sieben bandwurmartige Nebensätze unterbrochen hat, zum Schlusse nochmals zu beginnen, da das ganze Satzungeheuer sonst unverständlich wäre.

Ein anderes Mal schreibt derselbe Autor:

„Bequem in seinen Lehnstuhl zurückgelehnt, der eigentlich nur so pro forma vor dem eigentlich als Cigarrenschrank dienenden Schreibtische stand, sah er durch die blauen Rauchringel, die er von Zeit zu Zeit emporblies, **aus dem** ihm zunächst gelegenen **Fenster**, als ob er in tiefsinniges Erwägen der Mitteilungen und Vorschläge seines Referenten versunken sei, so wenig Wichtiges dieselben, da ja das Gut hauptsächlich aus Wald bestand und die Bewirtung desselben ausschließlich Sache des Oberförsters war, auch enthalten mochten." (Waldidyll).

Satzbild:

A
a_1
A
a_2
A
a_3
b
c
b

Auch Felix Dahn, dessen Stil doch meist als lapidar, ja als kurzatmig gilt, versteht es, Labyrinthe zu schaffen:

„Dies war ihm bald gelungen. Nicht nur, weil er mit großer Feinheit ihre Neigung zu gelehrten Gesprächen ausbeutete, in welchen er von dem, wie es schien, ihm überall überlegenen Wissen der Fürstin so häufig überwunden wurde, daß Cassiodor, der oft Zeuge ihrer Disputationen war, nicht umhin konnte zu bedauern, wie dies einst glänzende Ingenium durch Mangel an gelehrtem Umgang etwas eingerostet sei." (Ein Kampf um Rom).

Satzbild:

(A) [1]
a_1
b
x

[1]) A ist in Klammern gesetzt, weil der Hauptsatz bei Dahn fehlt, denn das Satzgefüge, das mit nicht nur

b
c
d
c
d_2

Wilhelm Jensen: „Wenn der rasche Herzschlag diese Lippen erregte, **mußte**, was sie sprachen, ob es ohne hohen Geisteswert, glühend über sie **hinauffließen** wie Lawastrom aus einer nie verlöschenden Feuerstätte der aphrodisischen Brust, welche die Florhülle über sich manchmal mit einem unruhig tiefen Atemzug hob, daß der leichte Schleier der Kraft desselben nicht Widerstand zu leisten vermochte, wenn er den anschwellenden Drang zu fesseln gesucht hätte."

Satzbild:

a_1
A
a_2
b_1 (elliptisch)
A
a_3
b_2
c

Einen ganzen Rattenkönig von eingeschachtelten und angeketteten Sätzen bietet Gottfried Keller:

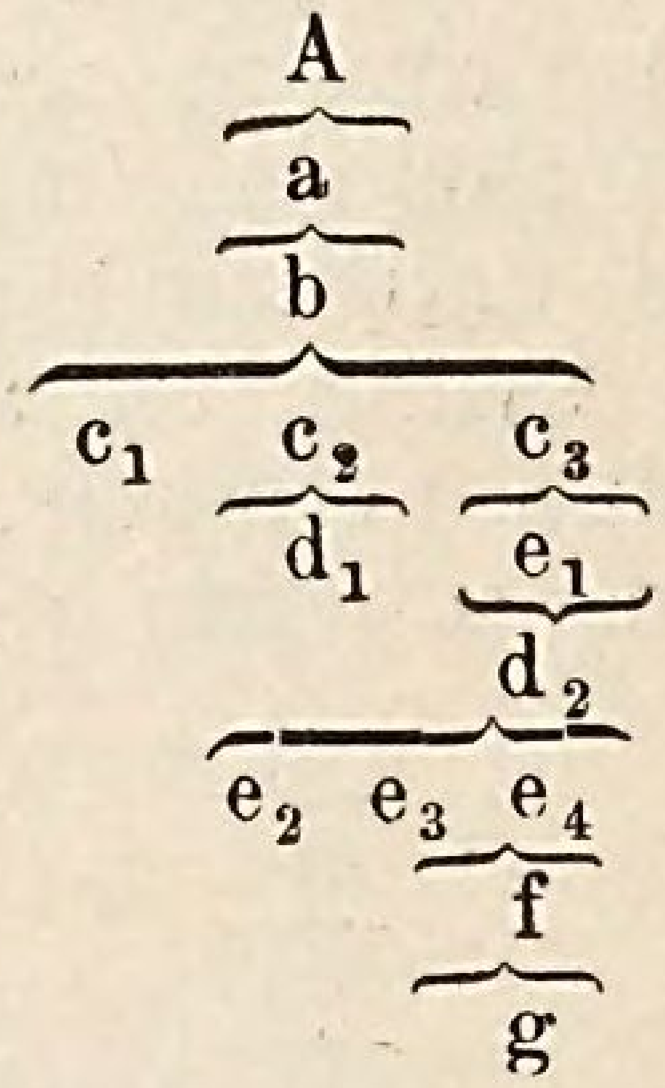
„Doch **war es** mir äußerst **zuwider**, mit irgend einer mich in den geringsten Wortwechsel einzulassen, da es mir von jeher schien, als ob es sämtlichen Weibern gar nicht um eine vernunftgemäße, klare und richtige Sache zu thun wäre, daß es ihnen unmöglich sei, nur sechs Worte lang in guter Ordnung bei der Sache zu bleiben, sondern daß sie einzig darauf ausgingen, wenn sie in diesem Augenblick etwas Zweckmäßiges und Gutes gesagt haben, gleich darauf eine große Albernheit oder Verdrehtheit

---

beginnt, hat keinen, der ihm vorgehende ist jedoch durch einen Punkt abgeschlossen. Das x bedeutet den eingeschobenen Satz.

einzuwerfen, was sie dann als ihre weibliche Anmut und Beweglichkeit ausgäben, im Grunde aber eine Unredlichkeit sei, und umso abscheulicher (sei), als sie halb und halb von bewußter Absicht begleitet sei, um hinter diesem Durcheinander allen schlechten Instinkten und Querköpfigkeiten desto besser fröhnen zu können."
(Die Leute von Seldwyla: Pankraz der Schmoller).

Satzbild:



Dieses Satzgefüge oder besser Satzungefüge enthält nicht weniger als einen Nebensatz des 1., einen des 2., drei des 3., zwei des 4., vier des 5. und je einen des 6. und 7. Grades, zusammen also dreizehn Nebensätze.

Ebenso undeutlich und unförmlich ist folgender Satzknäuel:

„**Der Mann**, der gestern wohlgemut das Spital verlassen, **der konnte** in jener furchtbaren Stunde, wo die Schritte der davoneilenden Mörder auf dem Korridor widerhallten, doch unmöglich so **hilfebedürftig sein**, daß man das Allerdringendste, dasjenige, wozu jedermann in einer solchen Lage, den einen der Verstand, der Mut und das Pflichtgefühl, den andern, bei dem diese Motive nicht vorwalten, mit derselben Wirkung der Instinkt und die Furcht antreiben, aufschiebt, daß man nicht sofort hinauseilt, nicht um Hilfe ruft, nicht alles alarmiert, nicht die Verfolgung der Mörder rasch einleitet, sondern daß man zuerst einen, wie sich jetzt zeigt, leicht verwundeten Genossen labt und pflegt, alsdann erst eine Köchin weckt, die in der Verfolgung flüchtiger

Mörder voraussichtlich noch ungeübt sein konnte, und daß man dann erst die weitere Alarmierung in einem Tempo unternimmt, bei welchem alle andern von der That verständigten Personen rascher zu Werke gingen als die geängstigten und gefährdeten Zeugen des Verbrechens selbst.“ (Wiener Tageblatt.)

Satzbild:

A

a_1

A

a_2

A

a_3

b_1

c_1

b_1

$a_3\ a_4\ a_5\ a_6\ a_7\ a_8\ (x)\ a_8\ a_9\ a_{10}\ a_{11}$

$b_2\ b_3$

Wie man aus diesem Schema ersehen kann, zeigt dieser Satzhaufe zwar mehrere Einschachtelungen, aber keine fehlerhafte Ankettung. Diese geht nicht über den zweiten Grad hinaus. Die ungeheure Länge, die sonst eine Folge der zahlreichen Kettenglieder zu sein pflegt, wird in diesem Falle durch die Häufung von Sätzen desselben Grades herbeigeführt.

Denselben Fehler begeht Robert Byr, der nicht fehlen darf, wo es sich um eine Überladung handelt:

„Unerhörte **Grausamkeit war es**, daß Malwinens Vater ihr jeden Umgang mit Ernst verbot, daß er denselben einen Nichtsthuer nannte, weil er mit seinen fünfundzwanzig Jahren als Ingenieur noch keine feste Anstellung hatte, daß er ihn mit seinem Hasse verfolgte, obgleich die Ursache der Entzweiung, der einstige Freund und spätere Gegner, längst den Kampfplatz dem glücklichen Nebenbuhler geräumt, und vergrämt und zurückgesetzt ins Grab gestiegen war, ja, daß er sogar die Beschränktheit der Verhältnisse, in welchen dieser seinen Sohn zurückgelassen, dem letzteren zum Vorwurf machte, anderseits auch dessen

Aussichten auf die Zukunft durchaus nicht würdigen wollte, die zuversichtliche Hoffnung auf eine ergiebige Thätigkeit und nachhelfende Unterstützung seitens einer reichen Tante als schwindelhafte Vorspielungen (?) hinstellte und sein Töchterchen durch einen Machtspruch, der keine Widerrede zuließ, auf den mit väterlicher Umsicht ausgewählten und begünstigten Freier verwies.“ (Wie es weiter noch kam).

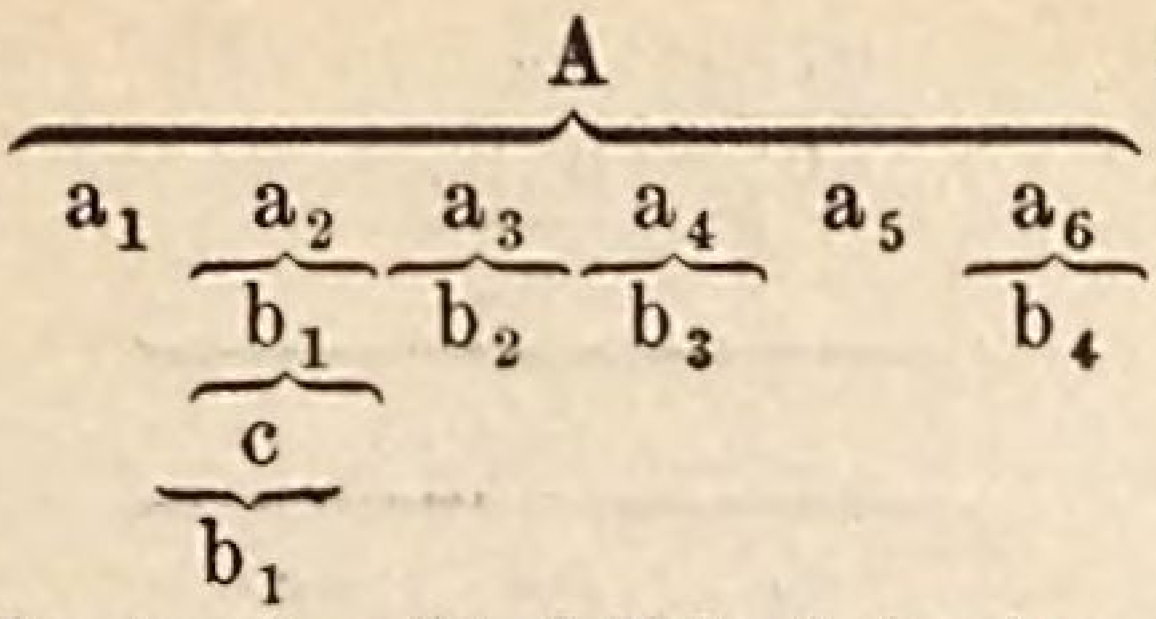
Satzbild:

$$\overbrace{a_1 \quad \underbrace{a_2}_{b_1} \quad \underbrace{a_3}_{b_2 b_3} \quad \underbrace{a_4}_{\underbrace{b_4}_{a_4}} \quad a_5 \quad a_6 \quad \underbrace{a_7}_{\underbrace{b_5}_{a_7}}}^{A}$$

Auch Friedrich Spielhagen, dessen Stil doch so gerühmt wird, versteht sich auf diesen Unfug recht wohl, wie folgendes endlose Satzungetüm beweisen wird:

„Nun ging sie langsam auf den kiesbestreuten Wegen, zwischen den Boskets, das wildklopfende Herz beschwichtigend; versuchend, Haltung und Miene einer Dame anzunehmen, welche seit einer halben Stunde im Hotel ist und mit bescheidener Neugier alles betrachtet, was die Herrschaften, die auf den schattigen Plätzen lungern, schon zum Überdrusse gesehen haben; die Goldfische in dem runden Bassin des Springbrunnens auf dem kleinen, freien Platze in der Mitte des Gartens; die Volière mit den Kanarienvögeln, Prachtfinken und Wellensittichen, dem kleinen Croquet- und Turnplatz mit Reck und Barren und der großen Schaukel; — dann selbstverständlich an der niedrigen Gartenmauer stehen bleibt, auf dem schattenlosen chaussierten Wege und die Promenade zwischen Garten und See herabzublicken, und über die breite, im Mittagsglanze schimmernde Fläche zu der blauen Alpenwand; sich dann wendet, als jetzt helle Kinderstimmen, untermischt mit dem lustigen Bellen eines Hündchens aus dem Garten erschallen; langsam die kiesbestreuten Wege zurückkommt und vor dem blendenden Sonnenschein Zuflucht sucht in der Laube an dem kleinen Platze, auf welchem die Kinder spielen.“ (Angela).

Satzbild:

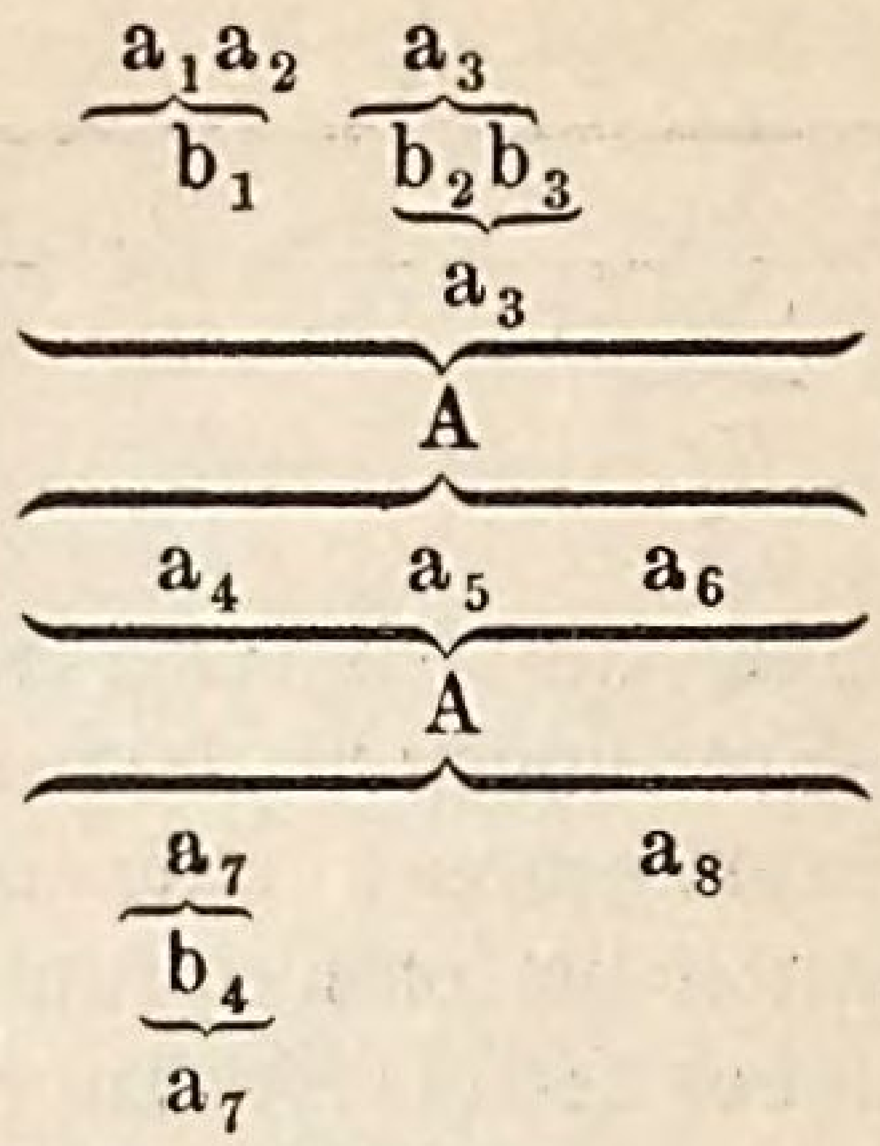


Aber mehr noch als selbst bei einem so gefeierten Schriftsteller, wie Spielhagen ist, muß es befremden, daß ein derartiges Satzungeheuer auch bei einem hervorragenden Grammatiker vorkommen kann, in einem Buche, das die Schönheit des Stils fördern soll. Da wirkt es doppelt so anstößig, ja geradezu als Ironie. So schreibt Andresen:

„Da es jedoch einesteils überaus schwierig und fast unmöglich ist, in allen Erscheinungen auf dem Gebiete der Sprache die organische Entwickelung von der unorganischen Gestaltung hinreichend zu sondern, andernteils Mißbräuche und Mängel, die ein Jahrhundert und länger gedauert haben, wo nicht Gültigkeit zu verdienen scheinen, so doch eine gewisse Schonung und Nachsicht zu erwarten haben, so **wird der besonnene Sprachgelehrte und Grammatiker**, der sich nicht zum Gesetzgeber aufwerfen, aber als unentbehrlicher Anwalt und Berater gelten und den Lauf der Sprache nötigenfalls regeln will, **seine Aufmerksamkeit** zunächst **darauf richten**, daß sowohl anerkannte Fehler, zumal diejenigen, die auf landschaftlichen Gewohnheiten beruhen, beseitigt werden, als daß insbesondere in den zahllosen Fällen der Schwankung und Unsicherheit durch wissenschaftlichen Nachweis der an sich allein berechtigten Wort- und Redeform ein zweifelloses und unzweideutiges Vorrecht oder vielmehr das ausschließliche Recht zuerkannt werde.“

(**Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit**).

Satzbild:



Das ist echter Papierstil!

Bei allen diesen Satzhäufungen verliert der Leser den Zusammenhang, vom Überblick gar nicht zu reden; „es geht ihm,“ wie sich Robert Hildebrand treffend ausdrückt, „der Atem des Mitdenkens aus,“ und erst allmählich kann er sich in diesen Labyrinthen zurechtfinden. Daß solche überhaupt zu stande kommen können, ist dem mangelnden Formensinne, der Nachlässigkeit und Vielschreiberei der meisten Schriftsteller zuzuschreiben; daß sie fortbestehen können, der stummen Geduld des Papieres: vorgetragen aber sind sie ganz unmöglich.

Auf fünfzehn Nebensätze bringt es auch Hermann Heiberg einmal:

„Als ich noch ein Jüngling und Junggeselle war, begierig von dem Nektar der Freiheit kostete, schönen Frauen in die dunklen Brunnenaugen schauen durfte und keine Gewissensbisse empfand, daß mein Herz klopfte, wenn ich unkonfirmierte Mädchenflechten sah, Zeit hatte, mich in Waldesduft und Waldeseinsamkeit zu berauschen, Scheller's lateinisches Lexikon verkaufte, um von dem Erlös eine Liebesanthologie und Rauchtabak zu erhandeln, den Himmel ach! so lachend blau, die Welt so rosig-lustig fand und meine Freunde alle für Freunde und die Sorge noch für eine ganz kleine Porzellanpuppe hielt, die Gott danken müsse, wenn man sie so weit brachte, daß mal der Staub heruntergewischt würde — ja damals — **war ich eben Junggeselle.**“

(Aus den Papieren der Herzogin von Seeland).

Satzbild:

$$\underbrace{a_1\ a_2\ a_3\ \underbrace{\underbrace{a_4}_{b_1}}_{c_1}\ \underbrace{a_5}_{b_2}\ \underbrace{a_6}_{b_3}\ a_7\ \underbrace{\underbrace{\underbrace{a_8}_{b_4}}_{c_2}}_{d}}_{A}$$

Dieser langen Rede kurzer Sinn ist: Als ich noch Junggeselle war, damals war ich noch Junggeselle; in der That, ein Triumph des modernen Feuilletonstils, der um jeden Preis geistreich sein will!

Aber trotzdem und trotz der überaus großen Anzahl der Nebensätze ist dieses Gefüge klarer und gefälliger als alle früher angeführten. Der Grund dafür liegt darin, daß es sich der Form einer Periode nähert, was bei den andern durchaus nicht der Fall ist.

Satzgefüge wie die bisher aufgezählten werden zwar gewöhnlich als Perioden bezeichnet — auch Keller thut es —, aber jedenfalls mit Unrecht.

Die Begriffe *Satzgefüge* und *Periode* sind von einander verschieden und dürfen daher nicht beliebig mit einander vertauscht werden.

Einerseits ist nicht jedes Satzgefüge, also nicht jede Zusammensetzung von Haupt- und Nebensätzen eine Periode, und anderseits braucht nicht jede Periode ein *Satzgefüge* zu sein, sondern kann ebenso gut in der Form einer *Satzverbindung* erscheinen, d. h. als eine Zusammensetzung von Hauptsätzen.

Die unerläßliche Bedingung der Periode ist, daß sie aus zwei Teilen bestehe, die zusammen ein schönes abgeschlossenes Ganzes bilden. Vordersatz und Nachsatz — so werden die beiden Teile genannt — verhalten sich zu einander wie Frage und Antwort, wie Erwartung und Befriedigung.[1]) Die Periode ist dann auf dem Platze, wenn es sich um die Darstellung eines adversativen, kausalen oder konditionalen Verhältnisses handelt.

Rudolf von Gottschall:

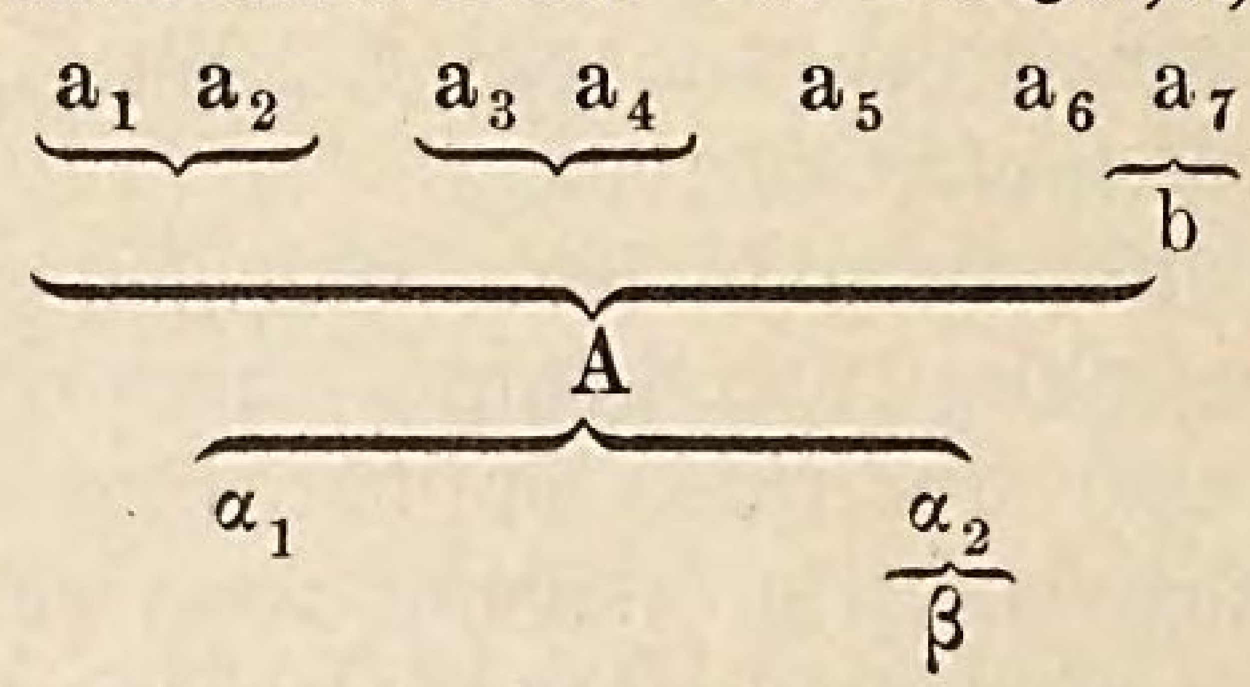
„*Wenn* die Gegenwart die Fragen des Staatslebens mit begeisterter Teilnahme *erörtert* und dabei

---

[1]) Willomitzer: Deutsche Grammatik.

ganz bestimmte politische Probleme behandelt; wenn der Aufschwung der Naturwissenschaften die Industrie und alle technischen Leistungen befruchtet und die Herrschaft der Vorurteile immer mehr beseitigt; wenn sich die Religion nicht bloß in der Kirche, sondern auch außerhalb der Kirche fortbildet durch die Vollendung des Protestantismus in einem protestierenden Laientume; wenn große Kriege Nationen aus ihrer Lethargie reißen und dem Gleichgewicht Europas einen andern Schwerpunkt geben, während die Kultur als Friedensfürstin in imposanten Industrieausstellungen und Gewerbehallen die Völker verbrüdert: so **wird niemand leugnen wollen**, daß dem stillen Brüten einsamer Menschen der Raum verengt ist, und daß alle, mit oder ohne Willen, hinausgerissen werden in die Arena des öffentlichen, sozialen, religiösen Lebens, wo der Fortschritt der Menschheit sich in gediegenster Weise vollzieht."
(Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts.)

Satzbild:



Ist diese Periode auch formell tadellos, so ist sie doch nur geschrieben gut denkbar, nicht aber gesprochen, denn sie ist zu umfangreich.

Bei dem Bau einer Periode muß auch auf die Symmetrie geachtet werden, damit nicht ein Mißverhältnis zwischen den zwei Teilen entstehe; namentlich der Vordersatz wird häufig überladen. Überhaupt bedarf es hierzu großer Vorsicht und Sprachsicherheit; im allgemeinen empfiehlt es sich daher, Perioden, überhaupt größere Satzgruppen, zu vermeiden. Je kürzer der Ausdruck, desto besser ist er, sofern die Deutlichkeit nicht zu Schaden kommt.

E. Pleonasmus, Tautologie und Monotonie.

1. Pleonasmus.

Neben der eben erörterten Überladung, die gegen die Form verstößt, giebt es auch eine Überladung, die sich nur auf den Inhalt bezieht.

Sie besteht darin, daß von einem Ausdruck etwas gesagt wird, was er selbst schon enthält, oder was sich von selbst versteht, also in jedem Fall etwas Überflüssiges.

Man nennt diese Art der Überladung Pleonasmus.

Er entspringt teils wie die formelle Überladung einem irrigen Streben nach Deutlichkeit, teils — und dies dürfte die gewöhnliche Ursache sein — gedankenloser Nachlässigkeit und Geschwätzigkeit.

Die Umgangssprache, auch die schriftliche, also der Briefstil, ist an Pleonasmen keineswegs arm.

Solche Ausdrücke sind: **gewöhnlich** pflegen, **notwendig** müssen, sich **nur** auf etwas beschränken, **zuerst** anfangen, **zuletzt** aufhören. In allen diesen Fällen sind die adverbialen Zusätze überflüssig, denn sie sind dem Sinne nach schon in den betreffenden Verben enthalten. Namentlich die Hilfsverba werden oft pleonastisch gebraucht, zumal in der Sprache der Höflichkeit. In dieser nimmt man sich oft die Erlaubnis oder die Freiheit, etwas zu **dürfen**, und bittet oder ersucht jemand, etwas thun zu **wollen**. Andere Ausdrücke dieser Art sind: befähigt sein etwas zu **können**, befohlen etwas zu **sollen**, genötigt sein etwas zu **müssen**.

Pleonasmen sind ferner die Wörter: **Fuß**zehe, **Lebens**biographie, **Schiffs**flotte, **Schreibe**brief, ferner die Ausdrücke: **neu** renoviert und **erstes** Debüt; sie kommen aber mit Ausnahme des letztgenannten, der allgemein geläufig ist, nur bei minder Gebildeten vor. Doch trifft man mitunter auch in der Litteratur arge Pleonasmen:

Robert Schweichel: „**Mit den Augen** zwinkern." (Verloren).

Wilhelm Bölsche: „**Mannes**schnurrbart." (Die Mittagsgöttin).

Wilhelm Jensen: „**Zukunfts**hoffnungen." (Runensteine).

Derselbe Autor spricht in mehrern seiner neuen Romane auch von einer **lichtlosen** Nacht.

Pleonastisch ist das Adverb kaum in folgendem Satze:

„Aber er hätte wahrscheinlich auch ohne diese Zwischenfälle das Rennen **kaum** gewonnen." (Sport).

In dem Worte wahrscheinlich liegt schon der Begriff der Unsicherheit, es hätte statt kaum somit nicht heißen sollen.

Einen umfangreichern Pleonasmus begeht das Fremdenblatt, indem es schreibt: „In dem Befinden der Rosalie Schneider ist gestern eine Verschlimmerung eingetreten, sodaß die Gefährlichkeit des Zustandes eine größere geworden ist." Hier ist der ganze Nebensatz überflüssig, denn er sagt etwas Selbstverständliches.

Ein Pleonasmus, der das Bürgerrecht erworben hat und darum nicht verbannt werden kann, ist der Gebrauch des Adjektivs klein bei Deminutiven. z. B.: **kleines** Häuschen, **kleines** Männchen, **kleines** Städtchen. Man ist den Zusatz klein bei solchen Ausdrücken schon so gewohnt, daß man ihn vermissen würde, wenn er fehlte.

Unstatthaft dagegen ist der pleonastische Gebrauch des Wortes letzterer bei dieser und welcher. Er ist keineswegs selten:

„Baron Mustazza, der dies erfuhr, soll nun beim Landespräsidenten diesbezüglich vorgesprochen haben, ohne daß aber seine Versicherungen, daß er jenem Briefe ferne stehe, die gleiche Überzeugung bei dem Landespräsidenten zu erwecken genügend gewesen wären. Diesen **letzteren** Umstand . ." (Fremdenblatt).

Wo ist der erstere Umstand? Genügt dieser allein nicht vollauf?

Georg Ebers: „Xanthe näherte sich dem Kranken. Dieser **letztere** . ." (Eine Frage).

Selbst Andresen begeht diesen Fehler. Er schreibt: „Schiller weniger als Goethe, dem jener doch nachsteht, die Meister und Jünger der deutschen Sprache weniger als Jacob Grimm, der ihnen allen vorangeht, Dieser **letztere** . . ."

(Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit).

Das letztere ist doch ganz überflüssig, da dieser schon deutlich ausdrückt, daß Jacob Grimm gemeint ist. Überflüssig ist es auch in folgendem Satze Ferdinand von Saar's: „Ich hatte Ginevra beim Scheiden ein Ringlein mit blauem Steine gegeben, welch **letzterer** . . . ein kleines Herz vorstellte."

(Frauenschicksale: Ginevra).

Es ist doch klar, daß nur der Stein ein kleines Herz vorstellen kann, nicht aber der Ring.

Wustmann führt mehrere Beispiele der pleonastischen Verbindung welch letzterer an und bemerkt dazu, wenn es mit diesem Unfuge noch länger so fort gehe, werde es noch dahin kommen, daß das Relativpronomen überhaupt nur mehr welch letzterer heiße, ebenso wie das Demonstrativ dieser durch letzterer ersetzt werden würde.

Gelegentlich des Pleonasmus pflegen die Grammatiker auch des Gebrauchs der doppelten Negation zu gedenken. Man kann die zweite Verneinung auch insofern als Pleonasmus betrachten, als sie überflüssig ist; sie enthält aber noch einen zweiten, weit schlimmern Fehler: sie ändert den Sinn, den die erste Verneinung dem Ausdrucke verliehen hat; zwei Verneinungen geben ja bekanntlich eine Bejahung.

Hervorragende Grammatiker wie Andresen, Keller, Sanders behaupten zwar, diese Regel, die in der lateinischen Sprache Geltung hat, dürfe nicht auch auf die deutsche angewendet werden, die Verdoppelung der Verneinung erhöhe vielmehr deren Kraft. Sie bringen zum Belege dafür auch eine große Anzahl von Beispielen aus der Litteratur der Vergangenheit, müssen aber doch zugeben, daß die Schriftsprache der Gegenwart diesen

Gebrauch nicht mehr kennt und daß Ausdrücke wie: niemand **nichts** (statt etwas) thun, nie **keinen** (statt einen) sehen nur mehr der Volkssprache geläufig sind.

Doch kommt in andern Fällen die doppelte Verneinung auch in der Sprache der Gebildeten vor. So bei den Konjunktionen bevor, bis, ehe nach verneinenden Hauptsätzen. z. B. „Ich will das nicht thun, bis (bevor, ehe) ich **nicht** weiß, woran ich bin.“ Dieser Pleonasmus beruht auf der Verwechslung jener Konjunktionen mit der Konjunktion solange, bei der die zweite Negation durch den Sinn gerechtfertigt ist: „Ich will dies nicht thun, so lange ich nicht weiß, woran ich bin.“

Die zweite Negation erscheint manchmal auch bei außer, außer daß, ohne, ohne daß, z. B. „Ich will dies nicht thun, ohne mich **nicht** früher zu erkundigen;“ ferner in Nebensätzen, die mit daß eingeleitet, und namentlich in solchen, die durch den Infinitiv mit zu verkürzt sind, vorausgesetzt, daß sie von einem Ausdrucke der Verneinung, des Verbietens, Hinderns oder Warnens abhängen. z. B. „Man verbot ihm, **niemand** etwas zu sagen“ — „Was kann dich abhalten, ihm **nicht** aufs deutlichste deine Meinung zu sagen?“

Sanders führt eine große Anzahl von Ausdrücken an, die im Nebensatz eine pleonastische Negation zur Folge haben können. Auffallend ist, daß nach sich hüten und ähnlichen Ausdrücken die pleonastische Negation nur dann gesetzt wird, und zwar regelmäßig, wenn darauf ein daß-Satz folgt, aber ausbleibt, wenn dieser Nebensatz durch den Infinitiv verkürzt ist. So sagt man allgemein: „Hüte dich, daß du **nicht** krank werdest“, aber: „Hüte dich krank zu werden.“

Andresen macht auf den Doppelsinn des Wortes warnen aufmerksam. „Ich warne dich, ihm zu folgen“ kann heißen: du sollst ihm nicht folgen; es kann aber bedeuten: du sollst ihm folgen; in jenem Sinne wäre die Negation pleonastisch, in diesem nicht.

Schließlich sei noch eines Wortes gedacht, das fast ausschließlicher aber ganz unbegründeter Weise mit der Negation verbunden wird: es ist das Verbum sich entblöden. Der Sinn dieses Wortes ist doch: nicht mehr

blöde sein; somit heißt: sich **nicht** entblöden: blöde sein; es wird in dieser Verbindung aber stets dann angewendet, wenn der Sinn unverschämt sein ist, also gerade das Gegenteil von dem, was es thatsächlich bedeutet.

Als Pleonasmus im weitern Sinne kann man es betrachten, wenn ein einziger Gedanke in zwei zerlegt wird, ein Gebrauch, der in der gewöhnlichen Umgangssprache ziemlich häufig ist, z. B. Sei so gut und leihe mir dieses Buch, für: Sei so gut, mir dieses Buch zu leihen.

Besonders oft aber trifft man diese Art des Pleonasmus in der Erzählungslitteratur, namentlich als Einleitung von Schilderungen.

> Wilhelm Jensen: „Es war an einem Sommermorgen des nächsten Jahres, als ein noch jung vermähltes Paar . . . allein droben auf dem Berggipfel unter dem alten Trümmergemäuer der Waldburg stand." (Über die Wolken).

Es wäre doch viel einfacher, zu schreiben: An einem Sommermorgen des nächsten Jahres stand ein noch jung vermähltes Paar u. s. w.

> Hermann Heiberg: „Es war an einem dunklen Wintertage, im Anfange Januar, als ein einzelner Fußgeher sich um die Nachtzeit Falsterhöh näherte." (Todsünden).

> „Es war zwei Tage darauf in der Vormittagsstunde, als ein Reiter langsamen Schrittes die beschneite Landstraße von Elsterhausen nach Brackendorf durchmaß." (ebenda).

> Friedrich Spielhagen: „Es war an einem warmen Juniabend, als ein mit zwei schwerfälligen Braunen bespannter Stuhlwagen mühsam in dem tiefen Sandwege eines Tannenforstes dahinfuhr." (Problematische Naturen).

> „Es war in den Abendstunden eines der nächsten Tage, daß in dem Gartensaale des Schlosses zwei Damen saßen." (ebenda).

In diesem Satze ist die Zerlegung des Gedankens dem französischen c'est . . . que nachgebildet.

Denselben Gallicismus begeht Ossip Schubin in folgenden Sätzen:

„Es ist mit der Frau des Maëstro, daß Stella das Geschäftliche abmacht.“ (Unter uns).

„Es ist in der Rue Murillo beim Gabelfrühstück, daß Nita diese Frage an Sonja richtet.“ (Boris Lensky).

Dieser Gallicismus ist im Deutschen stets ungehörig. Dagegen ist es manchmal erlaubt, ein Adverb durch einen Adverbialsatz, ein Substantiv oder Pronomen durch einen Relativsatz zu erweitern, nämlich dann, wenn diese Redeteile besondere Wichtigkeit haben und hervorgehoben werden sollen.

So darf man z. B. sagen: „In Wien war es, wo wir uns getroffen haben“, oder: „Er ist es, der sich immer dagegen gesträubt hat“, wenn damit hervorgehoben werden soll, daß dies nicht anderswo geschehen sei, beziehungsweise, daß es kein anderer gewesen sei. Ist dieser Gegensatz jedoch nicht vorhanden, haben jene Begriffe keine besondere Wichtigkeit, so muß es heißen: Wir haben uns in Wien getroffen und: Er hat sich immer dagegen gesträubt.

Bei dieser Gelegenheit sei schließlich auch eines Mißbrauchs gedacht, der sich namentlich im Zeitungsstil oft findet: er besteht darin, daß das prädikative Adjektiv ohne Anlaß mit dem unbestimmten Artikel versehen und flektiert wird, als ob es attributiv bei einem Substantiv stünde.

„Der Ausgang des Rennens war ein sehr knapper.“ (Allgemeine Sport-Zeitung).

„Das Zusammenspiel war ein vorzügliches.“ (Deutsches Volksblatt).

„Die darin aufgestellte Behauptung . . . ist allerdings eine sehr willkürliche.“ (Fremdenblatt).

„Der tödliche Verlauf der Krankheit war bei ihm ein noch rascherer.“ (Neue Freie Presse).

„Die Wahl wäre eine vortreffliche.“ (Wiener Allgemeine Zeitung).

„Die Überraschung war eine große.“ (Wiener Tagblatt).

Der attributive Gebrauch des prädikativen Adjektivs ist nur dann statthaft, wenn der Subjektsbegriff in eine bestimmte Klasse eingereiht werden soll, z. B. „Dieses Pferd ist ein englisches", „Dieser Fehler ist ein grammatischer", „Diese Krankheit ist eine epidemische".

2. Tautologie.

Eine Abart des Pleonasmus ist die Tautologie, denn auch sie enthält einen Überfluß. Sie besteht darin, daß ein Begriff durch zwei gleichbedeutende Ausdrücke bezeichnet wird. Man kann demnach mit Keller sagen: Jede Tautologie ist ein Pleonasmus, aber nicht umgekehrt: jeder Pleonasmus ist eine Tautologie. Keller bemerkt ferner, diese beiden Begriffe würden nicht gehörig von einander geschieden. Damit hat er ganz recht; doch macht er sich desselben Fehlers schuldig, denn nicht alle von ihm als Tautologieen angeführten Beispiele verdienen diese Bezeichnung. So ist das Wort Pest**seuche** bloß pleonastisch, nicht aber tautologisch, denn Pest und Seuche bedeuten keineswegs dasselbe: Pest ist der Name einer bestimmten Krankheit, Seuche die allgemeine Bezeichnung für jede epidemisch auftretende Krankheit, also z. B. für die Cholera.

Ebensowenig verdienen die von Becker-Lyon angeführten Beispiele **Schiffs**flotte und **Grund**prinzip die Bezeichnung tautologisch; sie sind pleonastisch, denn weder Schiff und Flotte bedeuten dasselbe, noch Grund und Prinzip; Schiff ist ein Einzelbegriff, Flotte ein Sammelbegriff, und Grund und Grundsatz — denn das ist der deutsche Name für Prinzip — bedeuten doch für jedermann ersichtlich etwas Verschiedenes.

Echte Tautologieen sind dagegen die von Keller angeführten Ausdrücke: „Mein **mir gehöriges** Haus" und: „Die nicht weit entfernte, **in der Nähe gelegene** Eisenbahn."

Auch in der Schriftsprache kommen Tautologieen vor, wenn auch nicht eben häufig:

C. Haaß: „das **gegenseitige** Vergnügen, das die jungen Leute aneinander fanden."
(Künstlerleben: Aus Bendas Lehr- und Wanderjahren).

Karl Bleibtreu: „Auch er ging **ebenfalls** nach rechts.“ (Die Propaganda der That).

Hermann Bahr: „Und nur an dem Erfolge **bloß** wurde man es gewahr.“ (Die gute Schule).

Scheinbar ebenso unrichtig ist die Verbindung bereits schon, die man in der Volkssprache, wenigstens in der österreichischen, sehr oft zu hören bekommt, z. B. „Er hat bereits schon nicht mehr gehn können.“ Man thäte jedoch sehr Unrecht, diese Zusammenstellung als Tautologie zu bezeichnen, denn bereits bedeutet in der Volkssprache nicht wie in der Schriftsprache so viel als schon, sondern: beinahe, fast; in diesem Sinn aber ist bereits schon nicht tautologisch.

Unerhörte Tautologieen erlaubt sich Wilhelm Jensen in seiner Sucht nach eigenartigen Ausdrücken: er spricht vom „**Morgen**aufgang der Sonne“ (Aus stiller Zeit: Aus verblichener Schrift), ferner vom „**Drang**trieb“ (Doppelleben). Der erste Ausdruck scheint bloß pleonastisch zu sein, da die Sonne eben nur am Morgen aufzugehen pflegt; er ist aber insofern auch tautologisch, als ja der Morgen selbst nichts anderes ist als der Aufgang der Sonne. Jensen spricht auch wiederholt von „**lichtloser** Finsternis“ (Aus stiller Zeit: Unter den Schatten) und „**lichtlosem** Dunkel“ (In der Fremde). Offenbar soll das Adjektiv lichtlos ein schmückendes sein; nun hat ein solches allerdings eine wesentliche, unerläßliche Eigenschaft des betreffenden Substantivs anzugeben, nicht aber dasselbe wie dieses; lichtlos sagt aber genau dasselbe wie Finsternis oder Dunkel, nur in adjektivischer Form. Es läge nahe, auch den Ausdruck: „**lichtlose** Nacht“, der schon gelegentlich des Pleonasmus erwähnt worden, als Tautologie aufzufassen; es ginge auch ganz gut an, ein heikler Beurteiler könnte jedoch dagegen einwenden, lichtlos und Nacht seien Begriffe, die nicht dasselbe bedeuten, es gebe ja auch lichte Nächte, z. B. wenn der Mond scheine. Ebenso möge auch der ebenfalls von Jensen gebrauchte Ausdruck „Ruf**schrei**“ (Runensteine) nicht als Tautologie bezeichnet werden, denn Ruf und Schrei sind zwar verwandte, aber nicht gleichbedeutende

Begriffe, pleonastisch ist der Ausdruck aber jedenfalls, denn Ruf allein würde genügen.

Eine Tautologie, in der die beiden Ausdrücke, die denselben Begriff bezeichnen, nicht nur die gleiche Bedeutung, sondern auch die gleiche Form haben, somit thatsächlich dieselben sind, enthalten folgende Sätze:

Hans Wachenhusen: „Und war die Gemächer durcheilend zu einem der hintern Fenster des Hauses **geeilt.**" (Der türkische Kosak).

Und Oskar Klaußmann: „Mit der **eigentümlichen** Schnelligkeit in Bewegungen und Sprache, die ihm eigentümlich war." (Humoresken).

Als tautologisch muß man, genau genommen, auch manche jener formelhaften Wortverbindungen bezeichnen, die Synonyma genannt werden, z. B. Art und Weise, Gram und Kummer, Ort und Stelle, Schutz und Schirm, los und ledig, frank und frei, klipp und klar. Diese Ausdrücke gelten zwar nur als sinnverwandt und sind allgemein geläufig; es dürfte der Synonymik jedoch schwer fallen, bei allen einen stichhaltigen Unterschied zwischen den zwei verbundenen Begriffen festzustellen; aber selbst wenn es ihr gelänge, blieben diese Verbindungen doch tautologisch oder wenigstens pleonastisch, denn mögen diese Begriffe, einzeln betrachtet, auch verschiedenes bedeuten: mit einander verbunden bedeuten sie dasselbe.

Es empfiehlt sich daher, diese Redeformeln möglichst selten anzuwenden, denn wenn sie die Sprache vielleicht auch lebendiger und kräftiger machen, so sind sie doch darnach angethan, die Präzision des Ausdrucks zu trüben; dessen aber bedarf die deutsche Sprache wahrlich nicht.

3. Monotonie.

Die vorhin erwähnten Sätze Wachenhusen's und Klaußmann's: „und war die Gemächer durcheilend zu einem der hintern Fenster des Hauses geeilt" und: „Mit der eigentümlichen Schnelligkeit in Bewegungen und Sprache, die ihm eigentümlich war", sind nicht nur tautologisch sondern auch monoton.

Die Monotonie entsteht

1. Dadurch, daß gleich- oder ähnlich-lautende Wörter unmittelbar oder bald aufeinander folgen, also durch Wiederholung und Gleichklang einzelner Wörter

2. durch fortgesetzte Wiederholung und dadurch entstehende Häufung gleichartiger Fügungen.

Daß ein Wort innerhalb eines kurzen Raumes nicht wiederholt werden dürfe, pflegt eine der wenigen Stilregeln zu sein, die man in der Schule lernt. Darum ist auch fast jedermann, der etwas schreibt, was größerer Sorgfalt bedarf, ängstlich darauf bedacht, nur ja nicht dasselbe Wort zweimal hintereinander zu gebrauchen.

Da ist es denn natürlich, daß derartige Wiederholungen in Büchern selten zu finden sind. Beispiele dafür bieten Detlev von Geyern:

„Um einen Donjon gruppierten sich zahlreiche Giebel, Erker und Thürme zu malerischen Gruppen."
(Gräfin Resi).

J. J. David: „Auch hatte ihn der Herr mit vielen Gaben begabt."
(Die Wiedergebornen: Petre quo vadis?)

Die Scheu vor der Wiederholung führt nicht selten auf Abwege: es ist ja gewiß an sich ganz in der Ordnung, wenn man, um ein Wort nicht wiederholen zu müssen, denselben Begriff anders ausdrückt; nur darf die Deutlichkeit dabei nicht zu Schaden kommen; das geschieht aber nur zu oft. Noch schlimmer fast wird diese Gefahr, wenn der Wiederholung von Substantiven durch den Gebrauch der entsprechenden Pronomina vorgebeugt wird. Und selbst wenn die Gefahr der Zweideutigkeit und Undeutlichkeit ausgeschlossen ist: die Pronomina jener und dieser oder gar ersterer und letzterer mahnen nur zu leicht an den sogenannten papierenen Stil.

Aber dank jener Schulregel besteht eben die Meinung, jede Wiederholung müsse Monotonie herbeiführen.

Dem ist jedoch keineswegs so; im Gegenteil: wo nur der leiseste Zweifel möglich ist, wer oder was gemeint sei, ist die Wiederholung vollkommen auf dem Platze.

Daß sie an sich keineswegs fehlerhaft ist, geht schon daraus hervor, daß sie ja als Redefigur gebraucht wird.

In dieser Eigenschaft ist sie namentlich in der gebundenen Rede von großem Werte; sie macht den Ausdruck klangvoll und eindringlich, wie z. B. in Heinrich Heine's einfach-schönem Gedichte:

„Es war ein alter König,
Sein Herz war schwer, sein Haupt war grau;
Der arme alte König
Nahm eine junge Frau.
— — — — — — —
Es klingt so süß, es klingt so trüb",

oder in des Freiherrn Joseph von Eichendorff innigem Liede: „Jauchzen möcht' ich, möchte weinen."

In der Prosa gebraucht Friedrich Spielhagen die Wiederholung mit Vorliebe. Folgende Stelle zeigt das besonders deutlich:

„Das war also der Mann, der in Melittas Leben eine so große Rolle gespielt hatte! Eine so große Rolle! Eine wie große Rolle? Sie hatte ihn nie wahrhaft geliebt — vielleicht — gewiß nie wahrhaft geliebt — aber ist denn wahre Liebe immer der letzte Preis der höchsten Gunst einer Frau? Giebt es nicht so dergleichen wie Begierde ohne Liebe oder Liebe ohne Begierde, aber der Wunsch den Geliebten auf jede Weise an sich zu fesseln, auch durch die Lust und die Erinnerung an die Lust — —" (Problematische Naturen).

Auch Hans Parlow zeigt eine besondere Neigung für diese Redefigur:

„Er trug die Kleidung der bessern Stände, besaß auch die Formen derselben; die Kleidung indessen trug er in nachlässiger Weise, wie sie Männer tragen . . ." (Carmen).

„Es war nur ein Zigarrettenrest; aber dieser Rest sollte seine letzte Kraft hergeben." (ebenda).

„Das Meer war so rein, so blau, so blau nicht nur in seiner Gesammtheit." (ebenda).

In der Prosa fordert der absichtliche Gebrauch der Wiederholung, falls er nicht der Deutlichkeit wegen geboten ist, doch immer Vorsicht.

So kann man es wohl kaum gut heißen, daß Richard Voß schreibt: „Pollio lehrt Poppäen Gesang und Lautenspiel, und Gesang und Lautenspiel lehrt er daher auch Julien.“

(Scherben: Domina und Madame).

„Juvenal donnert gegen Rom und Römer, und in Rom hören ihn die Römer.“ (ebenda).

Weit häufiger als durch die Wiederholung eines Wortes wird die Monotonie durch die Wiederholung und Häufung gleichartiger Fügungen veranlaßt.

Detlev Freiherr von Liliencron: „Dann würden wir eine wimmelnde Bewegung von Soldaten entdeckt haben: Tornister umhängende, Säbel umschnallende, Patrontaschen füllende.“

(Der Mäcen).

Wilhelm Jensen: „Die Hand der Fortsetzerin der Chronik des Malchow'schen Hauses.“

(Das Pfarrhaus von Ellernbrook).

Georg Ebers: „Das waren die Blätter der Blumen, welche die Horen auf die Bahn des aus dem Meere sich erhebenden Viergespannes des Helios streuten.“ (Eine Frage).

Heinz Tovote: „Unter den jungen Bäumen, die ihn mit ganzen Schauern dicker Tropfen überschütteten, die von den noch unbelaubten Zweigen herabrannen.“ (Im Liebesrausch).

„Und sein Sieg wäre wohl die größte Überraschung des Jahres, der höchstens noch ein Sieg Moderates gleichkäme, der mit 54 kg allerdings nicht sehr hoch bedroht erscheint, der aber doch auf keine bessern Leistungen als Maskor verweisen kann.“ (Sport).

In den letzten zwei Beispielen ist die Wiederholung des die und der nicht nur unschön, sondern geradezu fehlerhaft, weil sie Undeutlichkeit veranlaßt.

Das Äußerste in der Monotonie, was deren Dauer betrifft, leistet Marie Bernhard:

„Hinein ins Land, wenn die frühen Nebelwolken es decken und es wie verschlafen daliegt mit seinen Wärterhäuschen, an denen die Fenster noch zugehangen sind, vor welchen Beamte mit Fähnchen in straffer dienstlicher Haltung stehen — hinein ins Land, wenn die Mittagssonne grelle Lichter wirft, aus den Häusern der Rauch träge und kerzengerade in die blaue Luft aufsteigt und überall fleißige Leute auf den Feldern beschäftigt sind oder am Grabenrande mit dem Suppennapf sitzen, ihr Handwerkszeug neben sich und mit neugierigen Augen den vorbeisausenden Bahnzug verfolgen — — hinein ins Land, wenn die Abendschatten sich sacht darüber senken, ein Sternlein ums andere verschämt aus dem rasch nachdunkelnden Blau der Himmelswölbung lugt, und da und dort, halb vom Wind verweht, ein Abendläuten über die Felder klingt — — hinein ins Land, wenn die Nacht ihre geheimnisvollen Fittiche ausspannt und draußen alles öd und stumm daliegt, während die Feueraugen der Lokomotive glührot die Dunkelheit durchglänzen." (Eva Leonie).

Ferner:

„Dienstbeflissene Herren hinter und neben meinem Sessel während der kurzen Pausen, — Herren, die mein Boukett, meinen Fächer, meine Tanzkarte hielten — Herren, die sich mit Ostentation um die Blättchen der welken Rosen bemühten, die in meinem Goldgürtel steckten — Herren, die für mich die Bezeichnung Titania erfanden, welches Schlagwort wie mit Blitzesschnelle durch den weiten Saal flog und mir alsbald übermittelt wurde — Herren, die auf den Tod gekränkt aussahen, wenn sie hörten, daß für sie kein einziger Tanz mehr da sei — Herren endlich, welche sich mit großer Beflissenheit meine Adresse merkten, um „sich in den nächsten Tagen die Ehre zu geben, mir ihre Aufwartung zu machen.""

(ebenda).

Erlaubt ist die Häufung gleichartiger Fügungen in der gebundenen Rede; namentlich die polysyndetische Verbindung ist da beliebt und kann den Ausdruck auch

wirklich sehr beleben, z. B. in folgender Strophe Joseph Freiherrn von Eichendorff's:

„Und der Mond, die Sterne sagens
Und in Träumen rauschts der Hain
Und die Nachtigallen schlagens:
Sie ist deine, sie ist dein."

Diese Verse hätten natürlich ebensogut als Beispiel für die Redefigur der Wiederholung angeführt werden können.

F. Bilder.

Auf keinem Gebiete der Sprache wird so oft und so arg gegen die Logik gesündigt als auf dem der Tropen und Gleichnisse, also mit einem Wort: auf dem der Bilder, denn keines bietet der Willkür der Schriftsteller einen weitern Spielraum, keines hängt so sehr von ihrem ästhetischen Feingefühl ab.

Die Aufgabe der Bilder besteht darin, den Ausdruck anschaulich und die Darstellung dadurch lebendig zu machen. Sie gereichen der Sprache somit gewöhnlich zum Schmucke, die Gleichnisse manchmal auch nur zur Verdeutlichung.

1. Matte Bilder.

Die Aufgabe der Bilder wird oft gänzlich verkannt. Man glaubt nämlich, sie seien nur zum Schmucke der Sprache da, und wendet sie an, ohne darauf zu achten, ob sie deren Anschaulichkeit fördern oder nicht. Man bedenkt eben nicht, daß die Bilder der Sprache erst dadurch zum Schmucke gereichen, daß sie dieselbe anschaulich machen.

Ein gutes Bild, ein geschriebenes, wie ein gemaltes muß mit dem Gegenstande, den es anschaulich machen soll, Ähnlichkeit haben, und zwar darf diese nicht etwa erst das Ergebnis längerer Betrachtung sein, sondern muß gleich in die Augen springen.

Auch bei jenen sprachlichen Bildern, die nicht auf Ähnlichkeit beruhen, sondern auf Ideen-Assoziationen, also bei der Synekdoche und Metonymie, muß sich der geistige Zusammenhang zwischen dem Bild und dem bildlich dargestellten Begriffe ungezwungen und sofort ergeben.

Bilder, bei denen die Ähnlichkeit oder Ideenverbindung, kurz das sogenannte tertium comparationis erst gesucht werden muß oder gar nicht vorhanden ist, nennt man matte Bilder. Sie kommen in der Erzählungs-Litteratur häufig vor:

Wilhelm Jensen: „Trübe Einschlagfäden eines Banggefühles dämpften den freudigen Glanz." (Runensteine).

Detlev Freiherr von Liliencron: „Der Engel des Hochmuts aber lag verstimmt in ihren Blicken." (Breide Hummelsbüttel).

Gottfried Keller nennt die von ihrer Herrin zurechtgewiesenen Mägde die „erbosten Schleppträgerinnen ihres Zornes." (Das Sinngedicht).

Folgendes von Georg Ebers gebrauchte Gleichnis formt sich nur mühsam heraus und verliert dabei die Frische der Anschaulichkeit.

„Wie Kristall, in den man, als man ihn schmolz, Smaragdstücke geworfen, um auch sie in flüssige Tropfen umzuwandeln, so grünlich klar war dieses Gewässer." (Eine Frage).

„Wie ein Traum umschwebte ein stummer Schmetterling ihre Rosen." (ebenda).

Manchen Lesern wird dieser Vergleich vermutlich poetisch erscheinen; thatsächlich ist er aber sinnlos und geradezu ein Hohn auf den Zweck der Bilder, denn hier wird ein Konkretum mit einem Abstraktum verglichen.

Denselben Fehler begeht Martha Kallusky in folgenden Vergleichen:

„Wie ein Gottgedanke streicht eine weiße Taube durch die Luft."

(Schnee und Blüten: Ein Lied aus Moll).

„Die herrlich aufgeblühte Mädchengestalt, die wie ein schönes Gedicht durch diese wohnlichen Räume schwebte." (ebenda: Allerseelennacht).

Das soll wohl hochpoetisch sein! Leider giebt es Leute genug, die solches Phrasengeklingel für Poesie halten.

Zwar originell, aber gesucht und keineswegs anschaulich charakterisiert Ossip Schubin den Fürsten Suworin, eine ihrer Lieblingsgestalten:

„Er hatte etwas Unheimliches und Rührendes, etwas Anziehendes und Abstoßendes, etwas von einem geächteten König, von einem Irrsinnigen und von einem Gott." (Die Galbrizzi).

Einen Irrsinnigen kann man sich vorstellen, nicht aber einen geächteten König und noch weniger einen Gott.

Schubin hat auch die Eigentümlichkeit, ihre Vergleiche aus der Engelwelt zu nehmen. Daran wäre nun nichts auszustellen, wenn die Vergleiche das Äußere der Engel beträfen, von dem man sich dank der darstellenden Kunst eine ziemlich klare Vorstellung machen kann.

Das ist jedoch bei Schubin's Vergleichen nicht der Fall. So schreibt sie: „Ein Seufzen und Schluchzen wie das von gequälten Engeln." (Ehre).

Hat jemand gequälte Engel schon schluchzen gehört?

Ferner: „Hinter ihm klangen die Tritte der Prozession wie das Rauschen von Engelsflügeln."
(Unter uns).

„Träumerisch wie aus weiter Ferne herüberschwebende Engelsstimmen klang die ernste, etwas eintönige Musik . . ." (Boris Lensky).

„Weiß wie Engelsflügel."
(Heil Dir im Siegerkranz!).

Überhaupt empfiehlt es sich, mit Vergleichen aus der übersinnlichen Welt vorsichtig umzugehen, denn sie entbehren häufig der Anschaulichkeit, wie z. B. folgende zwei, deren Autor Konrad Fischer-Sallstein ist:

„Das silberne Licht fließt wie Elfenschleier über die Wogenkämme."
(Rheinlandsgeschichten: Kopf oder Münz).

Dieser Vergleich mag indes noch hingehen, nicht aber der zweite:

„Bald hebt sich die Decke aufstrebend, dann hinschwebend wie ein Elfentraum über die Flut.“

(ebenda: Gruckes).

Was sich der Autor unter einem Elfentraum wohl vorgestellt hat? Mutmaßlich brächte man ihn durch diese Frage in arge Verlegenheit!

Einen Vergleich, der an Anschaulichkeit seinesgleichen sucht, bietet Adolf Wilbrandt:

„Der Untersberg lag ihm gegenüber wie ein Haufen Nichts, wie der Schatten einer Leiche.“

(Adams Söhne).

Wenn das Nichts haufenweise daliegt, ist es also etwas! Bisher hat nur der liebe Gott das Kunststück zuwege gebracht, aus nichts etwas zu schaffen; nun hat's ihm ein berühmter Dichter nachgemacht; und das hat er doch gethan, denn mit dem Nichts kann man Etwas doch wohl nicht vergleichen, und der Untersberg ist doch gewiß Etwas, sogar etwas Großes. Aber dieser köstliche Vergleich ist Wilbrandt offenbar noch nicht anschaulich genug gewesen, obwohl sich jedermann von einem Haufen Nichts gewiß eine geradezu plastische Vorstellung machen kann; er hat darum dem ersten Bilde noch ein zweites hinzugefügt und den Untersberg mit dem Schatten einer Leiche verglichen. Man beachte die Feinheit dieser Beobachtung: nicht mit der Leiche selbst vergleicht er ihn, sondern mit ihrem Schatten, Leichen haben ja einen ganz besondern Schatten, einen Schatten, der wie ein Haufen Nichts aussieht. Die gewöhnliche Menschheit hat dies in ihrer Beschränktheit bisher noch nicht bemerkt. Jedenfalls schuldet sie Wilbrandt für diese wichtige Entdeckung großen Dank. Ja, ja, was die Dichter alles sehen! —

So sagt ferner Emil Mario Vacano von einer Dame: „Sie sah aus wie ein Kuß.“ (Dornen).

Dieser Vergleich ist geradezu ein Triumph anschaulicher Darstellung, und die Dame, die so sinnig verglichen wird, steht dem Leser jedenfalls mit greifbarer Lebendigkeit vor Augen!

Zum Schlusse sei hier noch eines Mißbrauches der Synekdoche gedacht, der nur Wilhelm Jensen eigentümlich, für ihn aber charakteristisch ist. Er gebraucht

nämlich statt des Wortes Kopf beharrlich das Wort Stirne, sobald von einer Bewegung des Kopfes die Rede ist. Diese Manie braucht zwar nicht immer geradezu fehlerhaft zu sein, wie z. B.

„Nur einmal hob sie die Stirn."
(Aus stiller Zeit: Der Wille des Herzens).

meist aber ist sie es doch, wie folgende Beispiele beweisen mögen:

„Sie schüttelte leicht die Stirne."
(ebenda: Jugendträume).

„Sie verneigte im Gehen die Stirne."
(ebenda: Von der Ackerscholle).

„Aber mechanisch hatte er mit der Stirn genickt." (ebenda: Der Ulmenkrug).

Auch die Augen müssen einmal für den Kopf eintreten:

„Mit den Augen zurücknickend.
(ebenda: Unter den Schatten).

Das Wort zurückwinkend, das hier passen würde, ist Jensen offenbar zu gewöhnlich.

Den Kopf statt der ganzen Person setzt Jensen im zweiten Teile des folgenden Satzes:

„Ihr blonder Kopf hatte sich zurückgelegt und schlief." (ebenda: Ein Traum).

Ganz unsinnig schreibt er einmal:

„Daß ein junges Gesicht herzklopfend da droben säße." (Die Namenlosen).

2. Unwahre Bilder.

Tadelnswerter noch als die matten Bilder sind die unwahren.

Die Ursachen der Unwahrheit können verschiedener Art sein.

Man unterscheidet demnach:

a) Schiefe Bilder. Sie machen auf den ersten Blick den Eindruck wohlgetroffen zu sein; prüft man sie jedoch, so wird man finden, daß sie nicht in der Lage angebracht sind, die dem Gegenstande gebührt, den sie veranschaulichen sollen. Diese Verschobenheit beruht auf

einem Verstoß gegen die Logik. Solche Bilder lassen sich gewöhnlich zurecht rücken.

Bilder dieser Art sind:

Karl Bleibtreu: „Ein lüsterner Falter gaukeln wir alle unsterblich im flüchtigen Schein.“ (Größenwahn).

Hier ist eine Vielheit mit einer Einheit verglichen.

Adolf Wilbrandt: „Bei gedämpftem Lichte lag die kleine Jüdin in einem ungeheuern Bette, wie wenn man eine Puppe in eine Kinderwiege legt.“ (Fridolins heimliche Ehe).

Zwischen dem Liegen und dem Legen besteht offenbar kein tertium comparationis; der Vergleich hätte lauten müssen: wie eine Puppe, die in einer Kinderwiege liegt.

b) Historisch unwahre Bilder. Sie entstehen dann, wenn das Bild mit dem, was man von dem als Bild gebrauchten Dinge weiß, im Widerspruche steht.

Solche historisch, oder vielleicht bezeichnender: empirisch unwahre Bilder sind die folgenden:

Alfred Friedmann: „Hinter die blaugraue Wolkenmauer senkte sich die Sonne wie ein blutig rotes Totenhaupt.“ (Zwei Ehen).

Totenhäupter sind in der Regel doch bleich! Derselbe Autor schreibt ferner: „Er war wie eine vereiste Flamme geworden.“ (ebenda).

Dieser Vergleich könnte aber immerhin noch als Oxymoron aufgefaßt und als solches entschuldigt werden.

Das ist aber bei folgender Metapher des Freiherrn Detlev von Liliencron nicht möglich. Er schreibt:

„Sein aschfarbenes Gesicht — ein Granatstück hat die Brust getroffen — ist, soll ich so sagen, ausgeklungen. (Der Mäcen: Umzingelt).

Die eingeschaltete Frage des Autors verdient ein entschiedenes Nein zur Antwort.

Störender noch schreibt Konrad Fischer-Sallstein:

„Diese Falten in seinem schwarzbraunen Gesichte singen schwermütige Lieder.“ (Rheinlandsgeschichten: Kopf oder Münz).

Offenbar hat der Verfasser, als er dies schrieb, — vermutlich unbewußt — die allgemein gültigen Metaphern im Auge gehabt, auf denen Ausdrücke beruhen wie: sprechende Züge, oder: Falten, die von Leid und Sorgen erzählen. Das ist aber denn doch nicht dasselbe!

P. K. Rosegger läßt die Lerchen „Posaunen blasen". (Jacob der Letzte).

Karl Bleibtreu nennt den Mund eines jungen Mädchens: „ihrer Lippen Erdbeerblüte."
(Größenwahn).

Die Schöne hat also weiße Lippen gehabt, denn die Erdbeerblüten sind bekanntlich weiß. Hierher gehört auch der so oft gebrauchte Vergleich des Veilchens mit der Farbe des Himmels. Das Veilchen ist doch nicht blau sondern violett, giebt es dieser Farbe doch den Namen!

c) Sinnlich unwahre Bilder oder Katachresen. Nach ihrer Entstehung unterscheidet man wieder zwei Unterarten.:

α) Katachresen, die dadurch zu stande kommen, daß Bilder zusammengestellt werden, die mit einander in Widerspruch stehen.

Katachresen dieser Art sind sehr häufig. Einige haben sich sogar allgemein eingenistet wie die Zusammenstellung des bildlich gebrauchten Wortes Licht mit sinnwidrigen bildlichen Adjektiven. Sie kommt nicht nur in der flüchtigen Umgangs- und Zeitungssprache vor, sondern auch bei Autoren von Ruf. So bei:

Friedrich Spielhagen: „Auf Eduard fiel ein düsterer Strahl dieser Freude." (Angela).

Hermann Heiberg: „Aber gegenwärtig erschien ihr Alles in einem andern sehr dunklen Lichte."
(Todsünden).

„Es werde ein falsches Licht auf sie werfen."
(ebenda).

Andere Katachresen dieser Art bieten:

F. J. Stolz: „Eines Tages jedoch zeigte sich ihm auf seiner einsamen Lebensbahn ein Mädchenbild, das schneidend in sein Leben eingriff."
(Geschichten aus dem Leben: Auch ein Roman).

Hermann Menkes: Jene geheime Gewissensfalte in seinem Herzen, durch ein ganzes Leben betäubt, dehnte sich aus und schrie auf mit unstillbarer Stimme." (Zersplittert).

Emil Mario Vacano und Emerich Graf Stadion: „Parfüm ist ein weittönender Wegweiser." (Dornen).

„Ein nachtdunkler Kuß von einem Florhütchen zwängte ihre Locken ins Gesicht." (ebenda).

Hier kommt zu dem Unsinn, der im Ausdrucke nachtdunkler Kuß liegt noch der treffliche Vergleich eines Hütchens mit einen Kuße.

Sehr komisch ist folgende von Alfred Friedmann gebrauchte Personifikation:

„Der Mond, der bleiche Seelenhirt, trieb seine Schafe vor sich her." (Zwei Ehen).

Die Seelen sind also Schafe!

Geradezu greulich ist der Bilderwirrwarr, den Doris Freiin von Spättgen einmal anrichtet:

„Er erliegt dem Zauber rosiger Lippen, die mit vergiftetem Honig den trägen Schlag des alten Herzens in Galopp bringen."

(Aus der Bahn).

Wie man sieht, hat es die gedankenlose Bildersucht der Romanschreiber erstaunlich weit gebracht.

β) Katachresen, die dadurch entstehen, daß ein bildlicher Begriff mit einem nicht bildlichen verbunden wird.

Auch für diese Art von Katachresen lassen sich unschwer Beispiele finden. So schreibt Konrad Fischer-Sallstein: „Der Himmel in seiner Brust ist schwarz, mit düsteren Wolken überzogen und will über ihm zusammenstürzen."

(Rheinlandsgeschichten: Kopf oder Münz).

Die Erklärung, wie es der Himmel in der Brust fertig bringt, über dem Besitzer dieser Brust einzustürzen, hätte der Verfasser doch dazusetzen sollen.

Adolf Wilbrandt: „Ein geheimes Jauchzen schoß mir wie eine Blutwelle ins Gesicht."

(Die Verschollenen).

Karl Bleibtreu: „Er stocherte mit seinen ungewaschenen Fingern in den Affairen anständiger Leute herum.“ (Größenwahn).

Wilhelm Walloth: „Sein Geist versank immer tiefer in den verlockenden grünschillernden Sumpf unheilbarer Schwermut.“ (Tiberius).

Hier liegt die Störung der Einheitlichkeit des Bildes im Worte grünschillernd, das nicht bildlich ist und darum zu dem sonst durchaus bildlichen Charakter des Satzes nicht paßt.

Gottfried Keller: „Wie über eine leichte Regenbogenbrücke ging sie vom Wunderhorn in dieses lichte Gehölz maigrüner Ahornstämmchen.“ (Das Sinngedicht).

Unter dem Gehölz sind Goethe's Jugendgedichte gemeint.

Martha Kallusky: „Aber für die Brust voll Weh, die an dem offenen Fenster Kühlung sucht für ihre brennenden Wunden, ist das linde Lüftchen nicht genug.“

(Schnee und Blüten: Abendgold).

M. Schapira: „In meinem Herzen jubelte seine (des Theologen) Freude, um die sich aber hin und wieder die traurigen und zum Teile auch neidvollen Blicke seiner armen, durch fremde Schuld paßlosen Kollegen, mit denen sie ihn, den Glücklichen angesehen, zu einer düstern Wolke zusammengezogen, die mit den Thränen des in der Garküche weinenden Knaben geschwängert war.“ (Der Überfall).

3. Schwülstige und verbrauchte Bilder.

Die letzten zwei Beispiele sind nicht nur unwahr, sondern auch schwülstig; doch brauchen schwülstige Bilder durchaus nicht unwahr zu sein, ja gewöhnlich läßt sich ihnen eine gewisse Anschaulichkeit nicht absprechen; nur sind sie meist weit hergeholt und verzerren das, was sie versinnlichen sollen, ins Ungeheure. Man sieht ihnen eben an, daß sie mit Selbstgefälligkeit und Anmaßung hingestellt worden sind.

Schwülstige Bilder bieten:

Conrad Alberti: „Zwei Kreidefelsen starrten seine Wangen.“ (Wer ist der Stärkere).

Derselbe: „Ein Pechsee von Niedrigkeit brodelte vor mir auf.“ (ebenda).

Zwei Bilder, deren hochtrabender Ton an den der zweiten schlesischen Dichterschule erinnert.

C. F. Meyer: „Sein Haar sträubte sich wie ein Gewirr von Schlangen.“
(Die Versuchung des Pescara).

Adolf Wilbrandt: „Sie verzehrte Eugen mit den Augen und verschlang ihn mit den Ohren.“ (Adams Söhne).

Robert Schweichel: „Sein Antlitz leuchtete wie die Sterne.“ (Verloren).

Alfred Friedmann: „Ein Stück grauer Wolkenwand, der die Sonne Strahlendolchstiche zuschickt.“ (Zwei Ehen).

Äußerst schwülstig ist auch folgende Allegorie M. Schapira's: „Der Anblick der armen Kinder ließ in meinem gebrochenen Herzen ein heftiges Schmerzensfeuer emporlodern. Ein tiefer Seufzer entrang sich meiner Brust. Es war dies ein Feuerlärm, auf den die Thränen herbeieilten, den Brand zu löschen. Aber die ungestümen Löscherinnen löschten nur die Wangen, die gefühllosen Wangen, wo das Feuer gar nicht brannte, während unten das brennende Herz zusammenstürzte.“ (Der Überfall).

Häufig geben Landschaftsschilderungen Anlaß zu schwülstigen Bildern. Das möge eine längere Stilprobe zeigen, in der Karl Bleibtreu einen Sonnenaufgang in den norwegischen Bergen schildert.

„Noch lag das Schneegebirge wie ein mondeerhelltes Eiland im Nebelmeer, noch wogten die Wolken wie Banner am Schaft der Riesenföhren hin. Aber nun flirrten Funken nach Funken wie indische Leuchtkäfer von einer Felsgrube zur andern und schienen auf allen Gipfeln der Alpenkette ein Freudenfeuer zu entzünden. Die Perlenschnur

der Bäche verwandelte sich im Morgenrot zu funkelnden Rubinen. Die Wipfel schillerten bunt und bunter, von safrangelben und violetten Tinten überhaucht. Blutrot aber reckte sich aus dem ewigen Schnee die höchste Spitze hervor wie aus weißem Festaltar die blutige Rechte des Oberpriesters. Purpurteppiche schien das Morgenrot vor den Silberthron des Hochlandkaisers hinzubreiten, dessen Lehnenknäufe, die Pässe, aus bläulichem Dämmer jetzt wie Karfunkel aufblitzten. Der Saum seines Strahlengewandes fegt über die Abhänge hin, ein Lichtschweif streift über die Almen und weiter schreitet Sigurd über den Kamm des Berges. Wo seine Sandale den Boden färbt, da sprießen Alpenrosen. Wo sein flammender Kuß auf auserwählten Stirnen weilt, da flammt er fort und gebiert die Gedanken, die Gesänge. Er aber, der Geist des Lichts, wandelt in Majestät dahin über die Scheitel der Irdischen — und währet ewiglich." (Größenwahn).

Ebenso bombastisch schreibt Joseph Lauff:

„Die Hegung zur Rechten springt auf wie das geheimnisvolle Schloß in der Höhle Xa-Xa, fortrollende Jubelrufe machen die Luft erzittern, just so, als jauchzten und brummten schwirrhindurch (?) Hummel und Tarrasbüchse von den Wällen Regenspurgs — und wie ein schwarzer Dämon schnaubend und fauchend, sonder Gesträinge, bügel- und sattellos, im Schmuck der fliegenden Mähne, setzt und fegt ein mächtiger Rappenhengst in den stäubenden Ring. So jagt die Gewitterwolke am mächtigen Himmel, getrieben vom Sturm, so durchschneidet das Geisterschiff mit schwarzem Segel die nordische Salzflut und fährt der Blitz zur bangenden Erde."

(Die Hexe).

Am üppigsten aber blüht der Schwulst, ja wahre Orgien feiert er, wenn es gilt, die Reize einer Romanheldin zu schildern.

So schreibt der eben erwähnte Joseph Lauff, der überhaupt eine wahre Bilderwut zeigt, von den Augen einer Schönen seines Romans:

„Die Augen schwarz wie das Gefieder der Nacht! Aber im Dunkel derselben scheinen nur freundliche Sterne zu kreisen; ihr Licht war sanft und milde wie der Schein des Mondes, wenn er im Zenith steht.“ (Die Hexe).

Schlimmer noch treibt es Bechtold Brandies:

„Grünspan funkelte in den Augen und Digitalis glühte auf dem Munde des erregten Weibes.“ (Aus beiden Hemisphären: Auch eine Excellenz).

„Das düster geaugte Mädchen versendete Edison'sches, die Blondine aber Siemens-Halske'sches Licht.“ (ebenda: Carmen Alcaldesa).

Das ist aber noch nicht das Ärgste, es kommt noch besser:

„Ihr Körper ein Gedicht, ihr Gang Musik, ihr Auge Abglanz des Himmels, ihre Geberde Harmonie, ihre Sprache Schilfgeflüster, ihr Kuß Nektar und ihre Umarmung glutweckende Glut.“ (ebenda: Hasika Toyoyasemane).

Ein anderes Mal heißt es wieder:

„Eine Purpurnelke ihr Mund. Kinn und Wangen ein liebliches Oval. Ein Gedicht der Hals und der Nacken. Ein süßes Rätsel der Leib. Jeder Finger ein Telegraph der Grazie, jeder Arm und jede Hand ein williger Diener, eine intelligente Dienerin der Schönheit, jede Geste ein Poem.“ (ebenda).

Wie man sieht, ist alles an dieser Dame Bild, man darf sie also mit Recht bildschön nennen.

Manche Schriftsteller, namentlich Dilettanten, glauben eben, ihrem Stile dadurch besondern Glanz zu verleihen, daß sie ihn mit Bildern überladen. Sie gleichen den Geldprotzen, die als lebende Schmuckläden herumwandeln, um ihren Reichtum zur Schau zu stellen. Und wie bei diesen der Schmuck ihre Plumpheit erst recht zur Geltung bringt, so zeigt bei jenen der Bombast die geistige Ohnmacht, die nicht mehr zu leisten im stande ist als hohle Phrasen.

Die Geld- wie die Sprachprotzen erreichen somit gerade das Gegenteil von dem, was sie erstreben: anstatt sie zu bewundern, findet man sie geschmacklos, wenn nicht gar lächerlich.

Dem großen Bedarf an Bildern, den solche bildersüchtige Schriftsteller haben, kann ihre Phantasie begreiflicher Weise nicht immer genügen, und so greifen sie zu Bildern, die meist an sich schon etwas schwülstig, durch den häufigen Gebrauch ganz abgegriffen, ganz entwertet worden sind.

Zu diesen Bildern gehören z. B.: Der Dom des Himmels, der smaragdene Samt der Wiesen, das Silberband des Baches, der Lenz und das Pfand der Liebe u. s. w.

Wer nicht über andere Bilder verfügt, der möge es hübsch bleiben lassen, sich in Bildern auszudrücken. Die kahlste Nüchternheit ist immer noch besser als solcher „Schmuck."

4. Rohe Bilder.

Ein Bild braucht nicht schön zu sein, wenn es nur treffend ist, also die Anschaulichkeit oder Verständlichkeit des Ausdruckes fördert. Man darf darum auch dem Alltagsleben Bilder entnehmen, nur muß man dabei mit Vorsicht und Geschmack zu Werke gehen. Bildliche Ausdrücke wie die folgenden sind in der ernsten Schriftsprache entschieden ungehörig:

Den Braten riechen, die Ohren spitzen, einem Etwas malen, oder die Haut abziehen, einen übers Ohr hauen oder über den Löffel barbieren, auf Etwas pfeifen u. a. m.

Dagegen ist es ganz wohl statthaft, einen unbeholfenen Menschen hölzern zu nennen, abstehende Ohren mit Henkeln zu vergleichen, eine langweilige, geistesarme Geschichte als Wassersuppe und die Wiederholung eines verbrauchten Themas als aufgewärmten Kohl zu bezeichnen.

Robert Hamerling hat in einem Gedichte den Häuptling einer gewissen Partei mit den drastischen Worten: „Charakterfettaug du auf Bettelsuppen" apostrophiert, ein Bild, das wahrlich nicht aus poetischer

Sphäre stammt, aber trotzdem — noch dazu in einem Gedichte! — überaus wirksam ist. Hamerling hätte nicht treffender sagen können, daß er jenen Führer zwar auch geringschätze, aber doch noch höher als dessen Parteigenossen.

Unter Umständen können sehr abgeschmackte Bilder sogar von großer Wirkung sein, wenn sie nämlich in komischem Gegensatze zu pathetischer Darstellung stehen.

Selbst cynische Bilder haben ihre Berechtigung, natürlich nur auf beschränktem Gebiete. So muß jeder, der aufrichtig ist und Sinn für Komik hat, zugeben, daß man die Unflätigkeit von Schimpfworten nicht drastischer ausdrücken kann, als es Alois Blumauer in seiner Travestie auf die Äneïde gethan hat; er sagt dort nämlich mit Bezug auf die Schimpfreden der überrumpelten Trojaner: „Jedes Wort ein Nachttopf, und kein leerer!" Das ist klassischer Cynismus!

Sobald aber solchen Bildern aus dem niedrigen Alltagsleben der Witz fehlt, sind sie trivial, roh und müssen gemieden werden.

Man findet sie in der Erzählungslitteratur auch nur bei einer gewissen Schar von Schriftstellern, die sich darin gefällt, sie zu gebrauchen.

So schreibt Detlev Freiherr von Liliencron:

„In die großen, braunen Augen senkte sich das Bild hinein und senkte sich langsam auf einen Fahrstuhl, um dort sitzen zu bleiben."

(Breide Hummelsbüttel).

Hier sieht der Verfasser wenigstens noch ein, wie trivial sein Vergleich ist, denn er unterbricht ihn mit den Worten: „Verzeihung für den überaus geschmacklosen Vergleich;" eine Bitte, die keine Berücksichtigung verdient. Dieses Bild ist übrigens trotz seiner Trivialität noch geschmackvoll im Vergleich zu den folgenden desselben Verfassers:

„Erinnerung, auch die süßeste, ist ein stachlich Hemd, wenn man es überzieht." (ebenda).

„Ohne geizig zu sein, beroch er geistig doch jeden Nickel." (ebenda).

„Der Freßsack Ehrgeiz." (ebenda).

„Eitelkeit, dieses stinkende Aas in unserer Brust.“ (ebenda).

Statt Nachtigallenschlag schreibt Karl Bleibtreu: „Der flennende Geschlechtsschmerz der Nachtigallen.“ (Größenwahn).

Der zweifelhafte Ruhm, in dieser Richtung unübertroffen zu sein, gebührt aber unstreitig Hermann Conradi. Er wühlt mit Behagen in den gemeinsten Ausdrücken und prunkt damit:

„Aber zugleich ekelte ihn dessen frivole Halbweltsseiltänzerei, dessen geiles Libellengeflatter über stinkenden Morästen an.“ (Phrasen).

Die Krone aller derartigen Bilder ist aber folgende Personifikation, die vermutlich hochrealistisch sein soll:

„Die Sonne war tot, die Sterne flegelten sich auf den Plüschpolstern ihres Wolkenserails herum.“ (ebenda).

Poetischer kann ein Sternenhimmel nicht beschrieben werden!

Brutaler noch, wenn auch nicht so verblüffend, heißt es in einem andern Buche des Verfassers:

„Er dürfte die Unterhaltung unter keiner Bedingung an der galoppierenden Schwindsucht krepieren lassen.“ (Adam Mensch).

5. Bildersprache des „Jüngsten Deutschland.“

Aber nicht nur in trivialen und rohen Bildern leisten die Herren vom „Jüngsten Deutschland“ das Äußerste: überhaupt hat ihre Bildersprache nicht ihresgleichen. Ihre Werke sind wahre Musterkarten monströser Bilder.

Dies gilt namentlich von denen Hermann Conradi's, der von seinem Gesinnungsgenossen C. Korn als „der Künstlerprophet, der philosophische Pädagog der zukünftigen Generation“ gefeiert wird.

Es lohnt sich der Mühe, aus seinen Werken eine Bildersammlung zusammenzustellen, um so mehr, als sie der Kritik nur wenig, dem Publikum aber gar nicht bekannt sind. Und sie sind es doch wert, kennen gelernt zu werden, denn sie enthalten eine reiche Fülle von Komik, allerdings unfreiwilliger.

Conradi beginnt ein Kapitel seines Romanes „Phrasen“ mit folgendem geschmackvollen Bilde: „Die nächsten Tage rankten allerlei sonderbares Fadengeschling, allerlei merkwürdige Figurensippschaft in Heinrichs Lebenscanevas.“ Dieser Heinrich ruft sich einmal in einer Katzjammerstimmung die mystischen Worte zu: „Wo bleiben die Rosinen im Stollenteige deines Ichs?“ Weiter heißt es von ihm: „Der Blick seines Auges dünkt ihm so zerknittert und umgebogen.“

In seinem Roman „Adam Mensch“ spricht Conradi von einer „belegt-ausgefransten“ Stimme, ferner von einer „amorphen hökrig-verschleimten Windstimme“, von einem „gezackten“ Lachen, von einem „ausgefahrenen“ Gesichte, von einem Nachmittage, „der Miene zu machen begann, sich zum Abend auszuwölben.“ Von dem Spiegelschränkchen berichtet er, daß sich darin eine Anzahl verbrauchter Glacéhandschuhe „herumtrieb“. Denselben Helden, Herrn Adam Mensch, läßt er folgenden köstlichen Ausspruch thun: „Ich möchte das Leben wie ein weiches, saftiges Stück Filetfleisch zwischen die Zähne schieben und tüchtig drauflos kauen!“ Er erzählt von ihm, es seien ihm „alle einfachen, großen, stillen Beruhigungsnadeln abhanden gekommen.“ Ferner heißt es von ihm: „Er kramte dies und das aus sich heraus. Aber das lag alles so tot vor ihm. Da gab es nur noch mit dickem gelben Rost bedeckte, unfahrbar gewordene Geleise zwischen den einzelnen Resultaten des innern Lebens. In seiner Beziehung zur Außenwelt kam sich Adam ganz sonderbar „verrückt und verbogen vor.“ „Soll ich“, philosophiert Herr Mensch weiter, „immer und immer auf dem dürren, ausgedienten Droschkengaul einer nüchternen, verrosteten Logik an das Rätselwesen der letzten Dinge heranstolpern? Aber erkenne ich denn mehr, wenn mich das schneeweiße Araberroß der Intuition an die Schranken heranträgt?“

In einer nachgelassenen Novelle, die den Titel „Unterm Nußbaum“ führt, gebraucht Conradi folgende

originellen bildlichen Ausdrücke: „Sich mit den Füßen stotternd bewegen,“ „behaglich-flaumiges Grinsen,“ „breiig gutmütiges Lachen.“

Diese Novelle, der Schwanengesang Conradi's, ist so recht der Typus seiner Eigenart. Da heißt es einmal:

„Da brennen plötzlich verschleierte, glühende und mit zärtlicher Ironie leuchtende Kerzen auf am Weihnachtsbaum der Erinnerungen, die so weit mit ihren glitzernden Lichtfäden zurückperlen in das Land der Jugend, wo der grüne Damast der Natur deinen Blick segnete, wo weiche, schwermütige, flockig gerippte Teppiche deinen stürmischen Schritt dämpften, wo du glaubtest, daß dir die siedende Sehnsucht nach den Marmorblöcken der That, in welcher allein man stille und von Frieden beherbergt sein darf, die klopfende Brust zersprengte.“

Namentlich die zärtlich ironischen Kerzen sind einzig!

Hier nun eines jener Naturbilder, die Baron Liliencron als „meisterhaft“ rühmt:

„Der Abend quoll immer mehr in die Nacht hinüber. Dore war nirgends zu sehen, zu erfassen. Alles rann zusammen und verschwamm immer wehrloser, immer nachgiebiger, dazu eine Stille, die etwas Verwegenes besessen hätte, wenn sie nicht vom Winde manchmal surrend durchmunkelt worden wäre . . . Ganz unten am Horizont stand noch ein letzter magerer Rückenstreifen von Abendrot, von schwarzgrauen, rauchigen Dunstpolstern durchsetzt, wie mit schlotterigen aufgetriebenen Gummidärmen behangen. Auf der Böschung entzifferte ich eine Gestalt, die starr und bewegungslos, ein wenig in hartgebrochener Eckung vornüber gebeugt über die schwarzen Ackerbreiten hinweg durch die rieselnde Nacht hindurch, gleichsam ganz an diesem versinkenden Horizont hing, als wollte sie aus diesen Werken der ersterbenden Unendlichkeit etwas Ungeheures in sich aufnehmen, ungeheuren Schmerz oder eine ungeheure Lust . . . Unverstandenes, das lange und heimlich mit zitternd verwegener Speicherbeflissenheit aufgestaut gewesen, ist nun begriffen worden, hat sich an sich selber zu kochendem Flammentumult ent-

zündet und strömt sich nun aus, nackengepeitscht von dem Impuls jener naiven neugierigen Gewalt, die vom Transsubjektiven erfaßt und aufgezehrt werden will, weil sie dieses Jenseits zum erstenmal mit überwältigender Deutlichkeit gefühlt hat."

So also schreibt ein „Künstlerprophet!" Man wird an dem bekannten Spruche des Rabbi Ben Akiba fast irre; so etwas ist kaum schon dagewesen!

Man sollte meinen, das zu überbieten sei unmöglich. Und doch ist es überboten worden! Hermann Bahr nennt sich der Mann, dem dieses unerhörte Kunststück gelungen ist. Wäre Conradi noch am Leben, so würde er sich vielleicht bemühen, jenem den Siegeslorbeer zu entreißen; so aber steht Bahr unerreicht da.

Sein Buch „Die gute Schule" enthält eine überaus reiche Galerie der eigenartigsten Bilder. Man müßte es ganz abschreiben, wollte man alles wiedergeben, was darin erwähnenswert ist.

Zunächst einige Beispiele, die zwar an sich höchst seltsam sind, im Buche eines „Jüngstdeutschen" aber nicht eben befremden. So spricht Bahr von einem „strauchelnden Atem", von einem „sich sträubenden Marke", von „zerknitterten Nerven", er läßt seinen Helden „steil" schreien und Küsse an die Hüfte der Geliebten „lehnen"; er gebraucht Bilder wie die folgenden: „Dann hackte er sich wieder an der Kette des Verstandes in den nächsten Ring und drehte wieder die ächzende Kurbel der Logik" und: „Das freche, ausgelassene Näschen, das mit dem Gesicht nicht gleichen Schritt halten wollte, sondern eigensinnig, launisch, seine eigenen Pfade seitwärts trabte."

Das sind aber nur Kleinigkeiten im Vergleich mit den folgenden Stilproben:

Das Liebesglück der Helden beschreibt Bahr also:

„Da war aus dem Glück ein Singen von Märchen und ein Blühen von Wundern in seiner grünenden Seele aufgesprossen, wenn er nur in ihre feuchten Augen tauchte, und seine Adern rauschten von flüssigem Golde und von gewälztem Feuer und von dampfendem Weinen,

wenn er mit geblähten Nüstern nur den Balsam ihrer braunen Brüste schlürfte, und über seine Nerven, jedes Mal, daß sie sich bogen, war ein großer Wirbelwind gebraust aus glühenden Wonnen, jedes Mal unter prasselnden Stößen, wenn seine hungrige Zunge die heißen Rosen ihres Fleisches leckte. Da hatte er geschrieen vor grimmiger, schriller Wollust, weil es zu viel war, daß sein armer Kopf es nimmermehr ertragen konnte, zu viel vom Glück, von tödlichem Glück, und sich gefürchtet, in lodernden Fiebern und vereisenden Schauern, die sich jagten und haschten und scheuchten und einfingen und zerhackten, sich gefürchtet, daß es ihn zersprengen wie Hammerwucht und zerreißen würde wie Pulverstoß. Da waren unter den krachenden Taumeln die Schleier gewichen von seiner verhüllten Kunst, während Posaunen jauchzten, und da aufrecht, in nackter Würde, die wie diamantene Sonne blendete, hatte er sie geschaut mit gespreizten Blicken und hatte sie gegriffen mit zuckenden Tasten und den Jasmin geschlürft, der in Gießbächen aus ihrem Adel sprühte, und wahnsinnige Gebete nach ihr genäselt, in schäumenden Brünsten der Andacht."

Zum Schlusse noch einen philosophischen Erguß über die Liebe, der allem die Krone aufsetzt:

„Und plötzlich in hagern und gelben Wahrzeichen, welche züngelten, reckte sie sich auf vor seiner Furcht empor, die ganze Liebe, wie nach mörderischen Gesetzen ihr unabänderlicher Verlauf ist, und an seinem gekauerten Geiste vorüber glitt in den steilen Bogen der ewige Fluch aller Menschen, der das Glück würgt. Wie sie in tückischen Masken, hinter Duft, erst argloses Vertrauen überschleicht, als heiteres Nervenspiel verkleidet, und frohe Wünsche gaukeln; dann, wie aus Orgeln heiliges in die erschauernden Sinne gießt und durch Andacht das Böse jätet, den sprießenden Keim der Kraft; aber den Wehrlosen, endlich, wenn er, entnervt und ausgesäftet, den zehrenden Taumeln der Güte erliegt und in irren Schlummern des Wahnes erstarrt, mit Haß und Grimm in wühlerischen Streichen, plötzlich rauh überfällt, ohne die Larve des Schönen zeigt und

nacktknochiges Scheusal bis zum grausen Wagnis der Wahrheit entmenscht und höhnisch wider die Schminke, durch schimpfliche Knechtungen über grinsende Laster schleift, vor welchen die Sprache versagt, und in Geifer und in Fäulnis stinkender Sümpfe den zerfolterten Leichnam erstickt, gnadenloser und wollusttoller Henker, immer mit dem nämlichen kalten Lächeln ewig, unwandelbar, mit dem sanften und traulichen Lächeln aus Neugierde grausamen Kindes vor dem Falter, der auf dem Spieße verendet. Bis sie nur noch zuletzt Fleisch ist, das eigene Fleisch, das sich selber kreuzigt, alle giftigen Säfte aus allen verpesteten Kanälen in Aufruhr gegen das Leben; es bildeten die Alten die Liebe gern am Arm des Todes! denn sie ist der Mord."

Wie man sieht, strotzen diese Stilproben nicht nur von fehlerhaften Bildern, sondern von Sprachsünden überhaupt. Darum eignen sie sich vorzüglich dazu, den Abschluß dieser Arbeit zu bilden.

Bahr's Buch ist insofern wirklich eine gute Schule, als er aufs wirksamste zeigt, wie man nicht schreiben soll. Es ist geradezu ein litterarisches Monstrum, und wie man aus den angeführten Proben entnehmen kann, nicht nur im Hinblick auf den Stil, denn der Inhalt ist der Form oder besser gesagt: Unform würdig.

Man faßt es kaum, daß jemand im stande ist, derartiges zu schreiben, es wäre denn ein Wahnsinniger; noch weniger aber kann man begreifen, daß es auch gedruckt, ja daß es gelobt wird, und zwar besonders der Stil.

Aber freilich: wer sind die Leute, die das thun? die Gesinnungsgenossen des Autors. Sonst sicher niemand.

Das große Publikum ahnt nicht einmal, daß solche Bücher geschrieben werden; die Kritik aber kümmert sich nicht darum. Sie thut jedoch nicht wohl daran, denn sie giebt jenen Leuten Grund, sie der Ungerechtigkeit zu zeihen oder gar der Furcht, diese Richtung könne einmal zur Herrschaft gelangen.

Die Kritik soll solche Bücher nicht totschweigen, sondern an den Pranger der Öffentlichkeit stellen, natür-

lich ohne persönlich zu werden — diese Art der Polemik sei den Jüngstdeutschen als Privilegium gelassen —. Die Welt soll nur erfahren, zu welchen Unthaten die deutsche Sprache mißbraucht, wie grausam sie gefoltert, wie schmählich sie entstellt wird.

Schlußwort.

Die vorliegende Arbeit war schon beendet, als kurz hintereinander mehrere Schriften erschienen, die sämtlich Wustmann's Buch „Allerhand Sprachdummheiten" zum Gegenstande haben.

Sie heißen:

1. Randbemerkungen zu Dr. Wustmann's Allerhand Sprachdummheiten. Untersuchungen über wichtige Gegenstände der deutschen Sprachlehre von Professor Karl Erbe d. Z. Vorsitzender des deutschen Sprachvereins in Stuttgart. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1892.

2. In Tyrannunculos! Streitschrift zur Verteidigung der deutschen Sprachfreiheit von Dr. Karl Kaerger. Privatdozent an der königlichen landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin. Berlin, Gergonne & Co. 1892.

3. Allerhand Sprachgrobheiten. Eine höfliche Entgegnung von J. Minor. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 1892.

4. Allerhand Sprachverstand. Kritische Keile auf Wustmann'sche Klötze. Kleine deutsche Sprachlehre für alle, denen ihr deutsches Sprachgefühl am Herzen liegt, von Dr. X*** Bonn, P. Hanstein. 1892.

Ich habe diese vier kleinen Bücher gelesen und das, was mir daraus erwähnenswert geschienen hat, in meiner Arbeit nachgetragen.

Sie alle bekämpfen Wustmann mit Eifer und meist auch mit Recht.

Dies jedenfalls in so ferne, als er seine persönlichen Syn- und Antipathien ganz willkürlich zum allgemein und allein gültigen Dogma erhebt und alles andere rücksichtslos verwirft, wobei er mit Kraftausdrücken, wie „dumm", „greulich" und „scheußlich" keineswegs sparsam umgeht.

Daß dieses anmaßende, unduldsame und grobe Vorgehen das, nebenbei gesagt, auch den Wert des sonst trefflichen Buches beeinträchtigt, den lebhaftesten Widerspruch hervorgerufen hat, ist wahrlich kein Wunder. Der ist ihm denn auch im ausgiebigsten Maße zu teil geworden, und zwar zahlen ihm Dr. Kaerger und Dr. X*** mit gleicher Münze heim, indem sie sich für ihre Erwiderung zur Devise nehmen: „Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil."

Aus dieser Polemik kann jeder, der über die deutsche Sprache schreibt, folgende Lehre ziehen: man beobachte die größte Vorsicht, erhebe seine subjektiven Anschauungen nie zu objektiven, allgemein und allein giltigen Regeln und bediene sich in zweifelhaften Fällen statt des anmaßenden Imperativs des bescheidenen Konjunktivs.

Ich glaube, in meiner Arbeit dies alles berücksichtigt zu haben, wenigstens bin ich es zu thun ernstlich bestrebt gewesen.

Berichtigungen.

Man ziehe aus den nachfolgenden Berichtigungen nicht etwa den Schluß, daß das Buch flüchtig und nachlässig geschrieben und gedruckt worden sei: es ist im Gegenteil auf seine Herstellung so viel Müh und Zeit verwendet worden, wie gewiß nur selten bei einem Buche von gleichem Umfange. Nicht nur, daß ich das Manuskript wiederholt durchsah und änderte: auch an den Druckbogen feilte ich herum, nahm Zusätze und Streichungen vor und richtete dabei mein besonderes Augenmerk darauf, daß bei den Beispielen der eben in Rede stehende Fall auch durch die Art der Lettern hervorgehoben werde, was oft schwerer war, als man glauben sollte. So brauchte ich zur Erledigung eines einzigen Druckbogens oft an vier Stunden und darüber. Noch länger, selbst bis zu acht Stunden, nahm der Satz des so korrigierten Bogens in Anspruch, eine Aufgabe, um die ich die Setzer wahrlich nicht beneidete. Der neu gesetzte Bogen wurde nun abermals einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen, sowohl von mir als vom Revisor; dann erst begann der Reindruck.

Wenn trotzdem einiges übersehen worden ist, so trägt also gewiß nicht Flüchtigkeit und Nachlässigkeit die Schuld daran. Etwas dazu mag hingegen der Umstand beigetragen haben, daß ich den Druck nicht persönlich überwachen und mich mit dem Leiter des Satzes nur schriftlich verständigen konnte.

Im Folgenden sind die wichtigsten dieser Versehen berichtigt:

Seite 4, Z. 11 v. o. statt der lies: die.
„ 5, Z. 1 v. o. ist das wie in dem Satze Heiberg's nur nach der strengen Auffassung Andresen's unrichtig.
„ 5, Z. 3 v. o. habe ich dem Schriftsteller Bölsche irrtümlich den Vornamen Adolf gegeben, während er Wilhelm heißt; ebenso S. 150 u. 159; S. 176 dagegen ist er richtig benannt.
„ 13, Z. 18 v. u. statt als lies: wie.
„ 14, Z. 19 v. u. statt letztere (erstere) lies: letzterer (ersterer).
„ 24, Z. 16 v. o. statt Kilometer lies: Thermometer. Die mit Meter zusammengesetzten Bezeichnungen von Längenmaßen sind ausschließlich Maskulina.
„ 30, Z. 1 v. o. statt Gedenken lies: Gedanken.
„ 37, Z. 17 v. u. statt oben lies: eben.
„ 38, Z. 4 v. o. statt andern lies: andere.
„ 39, Z. 13 v. o. hat der Beistrich nach weniger fortzufallen.
„ 41, Z. 16 v. u. statt lang lies: bang.
„ 43, Z. 16 v. u. statt Weigandt lies: Weigand.
„ 46, Z. 15 v. o. statt unverholen lies: unverhohlen.
„ 51, Z. 17 v. o. statt die auf einen Zischlaut endete lies: deren Stamm auf einen Zischlaut endet.
„ 58, Z. 10 v. u. statt ungebeten lies: ungebetet.
„ 62, Z. 2 v. o. statt Präterita-Präsentia lies: Präterito-Präsentia.
„ 64, Z. 3 v. u. (Anmerkung) statt leicht lies: nicht leicht.
„ 69, Z. 2 v. o. statt den lies: denen.
„ 81, Z. 10 v. u. hat nach kann ein Beistrich zu stehen.
„ 135, Z. 17 v. u. } gehört zu Meyer der Zusatz C. F.
„ 136, Z. 13 v. u. }
„ 160, Z. 18 v. o. hat das Sanders entnommene Beispiel in richtigem Drucke zu lauten:

„Der Rücksicht auf Übersichtlichkeit und schnelles, leichtes Auffinden für den Nachschlagenden (sobald dieser sich nur erst mit der Einrichtung des Büchleins vertraut gemacht hat), **wird man** hoffentlich dadurch **genügt finden,** daß die meisten Artikel von geringem Umfang sind und daß da, wo die zusammenfassende Behandlung ganzer Kapitel, die in unsern bisherigen Grammatiken keine genügende und abschließende Erledigung gefunden haben, längere Artikel unumgänglich notwendig gemacht, diese dann doch jedesmal in kurze, durch Bezifferung auch äußerlich von einander geschiedene Abschnitte zerfällt sind, so daß bei Hinweisen auf diese Kapitel durch Beifügen der Zahlen immer nur wenige Zeilen zu durchlesen sind."

(Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten im Deutschen).

Seite 160, Z. 2 v. u. (Anmerkung) ist nach Relativ einzuschalten: das Prädikat.

„ 161, Z. 8 v. u. soll verhindert ward gesperrt gedruckt sein.

„ 161, Z. 1 v. u. soll der gesperrt gedruckt sein.

„ 163, Z. 22 v. o. soll hielt gesperrt gedruckt sein.

„ 165, Z. 17 v. o. soll hinanstieg gesperrt gedruckt sein.

„ 170, soll im Satzbild die Klammer über a_7 umgekehrt sein.

„ 171, Z. 13 v. u. ist so und besonnen irrtümlich gesperrt gedruckt.

„ 178, Z. 14 v. o. ist ohnezu zu ergänzen.

Register der angeführten Autoren und Zeitungen.*)

Autoren.

*) Die im Buch oft erwähnten Autoren der Quellen-Werke sind hier nur dann genannt, wenn es sich um erläuternde Beispiele aus ihren Werken handelt, nicht aber, wenn sie im Text angeführt worden sind. Auch die von ihnen zitierten und von mir nur wiederholten Verfasser-Namen — es sind nur wenige — habe ich hier anzuführen für unnötig gehalten.

Zeitungen.

Sachregister.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

K.

L.

R.

S.

T.

Z.

Inhalts-Übersicht.

Breslau, Eduard Trewendts Buchdruckerei
(Setzerinnenschule).

Breslau, Eduard Trewendts Buchdruckerei (Setzerinnenschule).